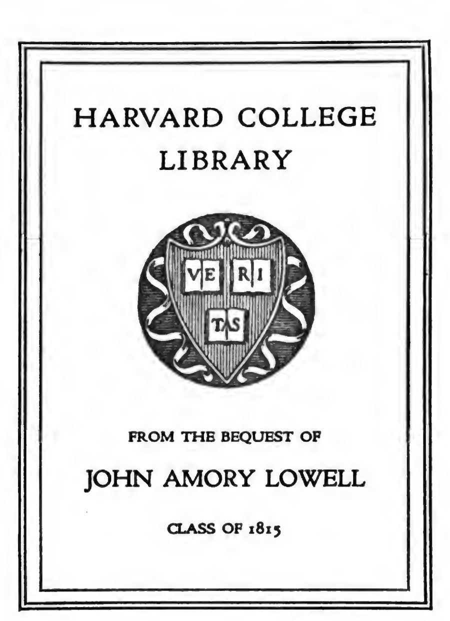
ASMUS JAKOB CARSTENS' JUGEND UND LEHRJAHRE NACH URKUNDLICHEN...

August Sach




VE
RI
TAS

Asmus Jakob Carstens.

Asmus Jakob Carstens'

Jugend- und Lehrjahre

nach urkundlichen Quellen.

Von

Dr. August Sach,
Oberlehrer an der Domschule zu Schleswig.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1881.

Dem Herrn

Geheimen Justiz- und Oberappellations-Gerichtsrat

Dr. jur. A. L. J. Michelsen

zugeeignet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Die Darstellung der Jugend- und Lehrjahre des Malers Asmus Jakob Carstens ist auf Grund zahlreicher, bisher unbekannter Urkunden und Aufzeichnungen entworfen, die der Verfasser im Verlauf eines Jahrzehnts hat sammeln können. Während die Lebensbeschreibung des Künstlers von der Hand seines Freundes Fernow für die spätere Zeit, wo derselbe mit ihm in vertrautem, persönlichem Verkehr stand, auch nach neueren Forschungen im Berliner Staatsarchiv sich im wesentlichen als zuverlässig erwiesen hat, bedurften die Jugendjahre desselben bis zu seiner Lübeker Zeit um so mehr einer quellenmäßigen Untersuchung, als der Fernowsche Bericht für diese Periode ausschließlich auf späteren mündlichen Mitteilungen des Künstlers beruht und in hohem Grade an all den Gebrechen leidet, die Erinnerungen aus der Jugend und gar einer nachträglichen Aufzeichnung derselben durch andere anzukleben pflegen. Indem der Verfasser an der Hand urkundlicher Überlieferung den Gang darzulegen versucht, welchen Carstens' geistige und künstlerische Entwickelung bis zu seiner Heimkehr aus Italien, womit er selber seine Lehrjahre als abgeschlossen betrachtet, genommen hat, war er zu gleicher Zeit bemüht zu zeigen, wie jene frühere Zeit schon all die Keime enthielt, die seine spätere Laufbahn zur vollen Blüte brachte.

Von archivalischen Quellen, deren Benutzung ihm vergönnt war, haben neben dem Staatsarchiv die Archive der Stadt Schleswig, der Domschule und des hiesigen Amtsgerichts, die Vormundschaftsprotokolle, soweit sie von der Einstampfung i. J. 1867 verschont blieben, und die Kirchenbücher zu Boel, Eckernförde, Husum, Kappeln, Oland, Poppenbüll, Schleswig, Schwabsted, Süderbrarup und Tetenbüll reiche Ausbeute geliefert.

Außer genauen genealogischen und sonstigen Nachrichten über die Bruynsche Familie in Eckernförde, die dem Verfasser von den Angehörigen des verstorbenen Obristl. v. Matthisson, eines Nachkommen derselben, freundlichst mitgeteilt wurden, gaben die „Oden und Elegien von Jakob" und Auszüge aus den umfangreichen, jetzt leider verlorenen Tagebüchern des Mechanikus Jürgensen, eines Vetters des Malers, wichtige Aufklärungen. Auch aus der Tradition der Carstensschen Familie, vor allen der Nachkommen einer Halbschwester des Künstlers, konnte einiges benutzt werden.

Indem der Verfasser diese Gelegenheit ergreift, um allen, die ihn bei seiner Arbeit unterstützt, seinen ergebensten Dank auszusprechen, hat er insbesondere noch der freundlichen Beihilfe zu gedenken, die der Herr Justizrat Bruun, Oberbibliothekar der königlich dänischen Bibliothek zu Kopenhagen, die Direktion der Hamburger Stadtbibliothek und die Herren Pastoren der obengenannten Gemeinden ihm haben zuteil werden lassen.

Schleswig, 1. Oktober 1880.

Dr. August Sach.

Inhaltsverzeichnis.

Carstens' Herkunft und Kindheit.

Am ersten Mai des Jahres 1739 waren die Bürgermeister und Ratsherrn der Stadt Schleswig zu einer besonderen Sitzung versammelt, und vor ihnen stand in ländlicher Tracht, in blauem, mit silbernen Knöpfen geziertem Rocke ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, der in niederdeutscher Rede einen „für Stadt und Land nutzbringenden Plan“ entwickelte.

Es war der Müller Jürgen Carstens aus Schwabsted, einem kleinen Flecken an der Treene im Amte Husum, dem alten Sitz der schleswigschen Bischöfe, wo er als Nachfolger seines Vaters Hans fast zwei Jahrzehnte eine königliche Windmühle in Pacht gehabt hatte, damals in einem Alter von fünfundvierzig Jahren. Er war zu Wagen nach Schleswig herübergekommen, um mit dem Rate der Stadt wegen Errichtung einer zu jener Zeit hier zu Lande noch ziemlich seltenen Mühlenart, einer sogenannten Graupenmühle, zu unterhandeln und um Überweisung eines geeigneten Bauplatzes unter billigen Bedingungen nachzusuchen.

Als freier Leute Kind, friesischen Stammes,[1]) von gutem Gerücht und Leumund und nicht ohne Vermögen, fand er mit

---

1) Der Name Carstens, Cerstens oder Karsten, Kersten, der in ursprünglich friesischen Gegenden, wie im Amt Husum und in der Vogtei Schwabsted, und auch sonst in den Herzogtümern als Geschlechts- und Vorname häufig vorkommt, ist aus Christian umgebildet: „Christianus geheten

seinem Anliegen bereitwilliges Gehör und erschien den Ratsherrn auch des ehrsamen Bürgerrechts nicht unwürdig.

Wie beschränkt auch immer die städtischen Freiheiten den königlichen, mit Zwangsgerechtigkeit begabten Mühlen gegenüber waren, so hielt sich doch der Rat nach reiflicher Erwägung auf Grund seines Stadtrechts hinlänglich zur Anlegung einer städtischen Graupenmühle befugt. Indem er, ohne erst die landesherrliche Genehmigung einzuholen, den Bau derselben mit dem beschränkten Privilegium für „Graupen, Graupenmehl und Graupengrütze“ sowie für „Borkmahlen“ gestattete, konnte den königlichen Mühlen, die noch nicht mit Graupengängen versehen waren, in keiner Weise Abbruch geschehen; auch glaubten die Ratsherrn um so mehr dem unternehmenden Schwabsteder Müller entgegenkommen zu müssen, als der Bau einer Graupenmühle, wie sie damals in der ganzen Landschaft Angeln noch nicht vorhanden war, schon längst als ein Bedürfnis empfunden ward und ganz besonders „zum Besten der Stadt und zur Vermehrung ihrer schlechten Einkünfte“ beitragen konnte.

Mit „wohlbedachtem Mute und freisinnigem Rate“ ward wenige Tage später, am funfzehnten Mai des Jahres 1739, ein Kontrakt ausgefertigt und von der ganzen Stadtvertretung unterzeichnet, wonach dem Müller Jürgen Carstens aus Schwabsted aus besonderem Wohlwollen für sich und seine Erben auf der sogenannten Reeperbahn an der Angler Landstraße zwischen dem

---

Carsten up dudesk. Fries. Arch. 1, 316. Daher bedeutet das noch gebräuchliche Verbum: karsten, kersten = zum Christen machen, taufen.

Bemerkenswert erscheint, daß der Geschlechtsname der alten Müllerfamilie schon mit dem Urgroßvater des Malers, Hans Carstens, der 1660 geboren und seit 1690 mit Martha Hansen aus Schwabsted verheiratet war, stehend ward. Bei der Familie der Mutter des Künstlers geschah dies erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit ihrem Vater.

Dorfe St. Jürgen und dem Galberge ein Stück städtischen Gebietes von vierundneunzig Fuß Länge und vierundzwanzig Fuß Breite ohne allen Entgelt erb- und eigentümlich überlassen ward. Carstens verpflichtete sich, innerhalb dreier Monate auf dem ihm angewiesenen Platze die Graupenmühle fertig zu stellen und von dem Tage an, wo das Fundament gelegt werde, zehn Reichsthaler (36 Mk.) jährliche Rekognition an die städtische Kasse zu zahlen. Er durfte sich daneben ein Wohnhaus und einen Stall errichten, darin gegen Erlegung des gewöhnlichen Nahrungsschatzes Wirtschaft und andere Hantierung treiben und mit Ausschluß aller anderen Verkäuferei Grütze und Mehl auf der Mühle und auf öffentlichem Markte zum Verkaufe stellen. Wie allen anderen Gewerbtreibenden, so wurde auch ihm vorgeschrieben, sein Getreide nur auf dem Markte oder auf dem Lande einzukaufen und nichts von dem, was vom Lande in die Stadt gebracht werde, an den Thoren unter irgend einem Vorwande an sich zu bringen. Während ihn der Rat von jeder Steuer und Abgabe in Friedenszeiten befreite, in Kriegsläuften mit Bezug auf seine Verpflichtungen den privilegierten Eingesessenen der Stadt gleichstellte und gegen jede Bedrückung und Anfechtung zu schützen versprach, ward ihm anderseits, um von vorn herein jede Streitigkeit mit der Zwangsgerechtigkeit der landesherrlichen Mühlen auszuschließen, bei hoher Geldstrafe und bei Verlust seines Privilegiums das Mahlen und der Verkauf jeder anderen Kornart als Gerste aufs strengste untersagt. Überzeugt, daß die Graupenmühle trotz ihres beschränkten Privilegiums für die Bürgerschaft und die Einwohner der Stadt von dauerndem Nutzen und Vorteil sein werde, behielten sich Bürgermeister und Rat ausdrücklich das Vorkaufsrecht vor, um der Stadt für alle Zukunft den Besitz derselben zu sichern.

Mit dem Privilegium des Magistrats ausgerüstet, begann Jürgen Carstens schon im Monat Juni den Bau der berühmt gewordenen Mühle. Er nahm mit seinem ältesten, damals zwanzigjährigen Sohne Hans in St. Jürgen Wohnung, um selbst Hand ans Werk zu legen. Nach der Sitte jener Zeit hatten beide als Müller auch das Zimmerhandwerk bei kundigen Meistern erlernt; die nötigen Risse und Zeichnungen waren ihnen zur Hand, und schon nach zwei Monaten erhob sich auf dem ihnen angewiesenen Platze eine sogenannte „Bockmühle," ganz aus Holz erbaut, die, auf einem Pfahl ruhend, von selbst vom Winde gedreht ward. Etwas weiter nördlich, nahe an der Grenze St. Jürgens am Wege, lag, ohne doch strenggenommen zu der Dorfgemeinde zu gehören, ihr kleines, niedriges, unscheinbares Häuschen, gleichfalls in wenigen Wochen von der Hand der beiden Müller aufgezimmert.

Mit dem Oktober desselben Jahres machte sich Jürgen Carstens auf, seine Familie aus Schwabsted herüberzuholen. Mit seiner ihm gleichalterigen Frau Anna Maria Elisabeth geb. Hansen, seinen erwachsenen Kindern Martha, Hans, Katharina, Elisabeth und dem zehnjährigen Jürgen verließ er das schöne, mit Hügeln und Thälern abwechselnde Treenethal, um sich auf der Höhe vor Schleswig inmitten einer freundlichen Natur eine neue Heimat zu gründen. Vor sich in tiefem Grunde erblickten sie die Altstadt Schleswigs mit ihren roten Ziegeldächern, deren erbgesessene Bürger sie werden sollten; aus der Mitte stieg jenseits des alten Stadtthors, von dem der Wächter noch immer die Stunden ankündigte, der mächtige Bau des Doms empor, der mit fernherübertönendem Glockengeläute sie fortan zum Gottesdienste rufen sollte. Links winkte von der Halbinsel Holm herüber das St. Johanniskloster, rechts auf der Höhe erhob sich die

damals noch in ihrer alten Gestalt erhaltene, durch ihren Rundbau im ganzen Norden einzig dastehende freundliche Michaeliskirche; weiterhin schimmerten die fernen Dächer des Schlosses Gottorp, des Sitzes des königlichen Statthalters. Über alles hinaus erhob sich von der Höhe der Mühle ihr Blick auf die langgestreckte Schlei mit ihren Buchten und Krümmungen; hier in der Mitte haftete er auf der von zahllosen Mövenschwärmen belebten, sagenumsponnenen Insel, wo vor sechs Jahrhunderten der schleswigsche Held Knud Laward und nach ihm die ruhmreichen Waldemare hofhielten; dort drüben am jenseitigen Ufer winkte die einsame, von bewaldeten Höhen umkränzte Haddebyer Kirche, nach der Sage einst von Anskar, dem Apostel des Nordens, gegründet.

Wandten sie ihre Blicke nach Norden und Osten, so schauten sie hinein in die fruchtbaren Fluren Angelns, das ihrem Gewerbe fortan Nahrung bieten sollte. Dort, wo in vergangenen, mittelalterlichen Zeiten ein Hospital St. Georgs gestanden, breitete sich vor ihnen das kleine, noch halb zum städtischen Gebiete gehörende Dörfchen St. Jürgen aus, mit seinen freundlichen, nach anglischer Weise gebauten Häusern, die sich mit Wohnhaus und Scheune immer zu einem Dreieck zusammenfügen.

Noch in späteren Jahren, als Asmus Jakob Carstens längst und für immer seine Heimat verlassen hatte und sich von Kopenhagen aus rüstete, mit seinem Bruder nach dem Süden zu ziehen, schwebte dem einsam und fremd in der Welt dastehenden ernsten Manne das liebliche Bild seiner Vaterstadt, wie er es so oft mit seinen Eltern und Geschwistern als Knabe von ihrer Mühle herab geschaut, lebhaft vor Augen.

„Mit Ehrfurcht, o Schleswig,"

so singt er in seiner seltsamen Sprache,

„staun' ich Deine zertrümmerte Mauren an,
und Dich, kleiner Insel,
der du im Schooße des Stromes weilst,
wo einst Knud Lawards mächtiger Arm
schwerbewapnet auf die Scheitel barbarischer Wenden herabdrang."

In ländlicher Umgebung, wo erst seit einigen Jahrzehnten die niederdeutsche Mundart das Anglisch-Dänische zurückgedrängt, mehr in freundschaftlichem Verkehr mit ihren ackerbautreibenden Nachbarn in dem Dorfe St. Jürgen als mit den Einwohnern der Stadt, deren Mitbürger sie geworden, lebte die Carstenssche Familie nach altgewohnter Sitte in patriarchalischer Weise. Eltern, Kinder, Magd und Müllergesellen saßen zu gemeinschaftlicher Mahlzeit beisammen und falteten vor und nach zu gemeinsamem Gebete die Hände. Hatten Arbeiten und Geschäfte sie zerstreut, die bestimmte Stunde führte alle wieder in dem kleinen Häuschen zusammen. Des Tags über kamen manche vorsprechende Leute, welche die Straße von Angeln nach Schleswig entlang wanderten, um einen Trunk in der kleinen Wirtschaft einzunehmen; andere, Männer, Frauen und Kinder aus Stadt und Land, zu Fuß und zu Wagen, erschienen auf der Mühle, um Graupen und Grütze einzuhandeln.

Das Müllergewerbe brachte es mit sich, daß Vater und Sohn zur Herbst- und Winterzeit häufig über Land zogen, um in den Dorfschaften und auf den Höfen Angelns Korn aufzukaufen. Währenddessen blieb tagelang die Führung des Haus- und Mühlenwesens der Mutter und den erwachsenen Töchtern überlassen; sie hatten den Handverkauf auf der Mühle zu besorgen, an den Wochenmarkttagen am Sonnabendvormittag am Eingange der Stadt auf bestimmter Stelle mit Säcken und Gefäßen auszustehen, Bürgern und Landleuten Grütze und Graupen feilbietend. Unter eintöniger Regelmäßigkeit, die nur durch die Ruhe des Sonntags

unterbrochen ward, vollbrachten Mutter und Kinder jahraus jahrein ihr Tagewerk.

Jürgen Carstens galt als ein guter Wirtschafter und sparsamer Haushalter; seine Vermögensverhältnisse „hatten einen guten Stand," und nur eine Schuldverschreibung von hundert Thalern (360 Mk.) lastete auf seinem Besitztum. Er vermochte auch seine beiden ältesten Töchter Martha und Katharina nach den damaligen Verhältnissen wohl auszustatten, als sie sich einen eignen Haushalt gründeten und die eine sich mit dem Bürger und Brenner Ratje Streve (1740), die andere mit dem Müller Johann Knudsen auf Nortorf (1744) verheiratete.[1]

Sein ältester Sohn Hans, dem er die Mühle als väterliches Erbe zu hinterlassen gedachte, stand ihm während einer Reihe von Jahren als Meistergeselle zur Seite. Derselbe betrieb neben seinem Müllergeschäfte, sowie die Gelegenheit sich fand, auch die Zimmerei; ja, um zu einiger Selbständigkeit zu gelangen, hatte er sechs Jahre lang mit einem Bürger der Stadt zusammen eine königliche Schäferei auf Mielberg in Pacht genommen, die „nicht wenig Nahrung abwarf." Unter diesen Umständen konnte er trotz seiner Abhängigkeit von Vater und Mutter daran denken, im November des Jahres 1747 seine verlobte Braut, die Tochter

---

1) Ratje Streve starb schon im Jahre 1742, und ein Jahr darauf heiratete seine Witwe den Bäckermeister Johann Anton Jürgensen im Friedrichsberg, dessen ältester Sohn Jens Christian nachmals bedeutenden Einfluß auf den Maler gewann. — Katharina zog später mit ihrem Manne von Nortorf auf eine Mühle im Norderkoog bei Ulvesbüll, wo sie unbeerbt ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes am 2. Sept. 1802 starb. Knudsen war strenger Mennonit; sein mehrjähriger Dienst auf der Carstensschen Mühle sowie die Heirat mit einer Tochter deutet auf den religiösen Sinn hin, der in der Müllerfamilie heimisch war. (Nach den Kirchenbüchern zu Ulvesbüll und Schleswig.)

eines Bürgers und Rollfuhrmanns, Katharina Elisabeth Nissen, heimzuführen, die ihn während einer kurzen, kaum dreijährigen Ehe mit einem Mädchen Anna Maria Elisabeth und einem Knaben Jürgen beschenkte.[1]

Fast drei Jahre lebte Hans Carstens noch mit seinen Eltern und seinen beiden jüngeren Geschwistern als Witwer zusammen, als er zur Unterstützung seiner schon alternden Mutter, welche die Geschäfte im Hause und auf der Mühle nicht mehr allein zu besorgen vermochte, und „aus väterlicher Zuneigung zu seinen beiden Kindern in Gottes Namen" zu einer neuen Heirat schritt und im Juli des Jahres 1753 seine zweite Ehefrau, die Mutter unseres Malers, in sein elterliches Haus führte.

Vor Vollziehung der Ehe hatte er mit seinen beiden Kindern erster Ehe den Landesgesetzen gemäß wegen des ihnen zustehenden mütterlichen Erbteils im Einverständnisse mit ihrem Groß-

---

1) Die Tochter Anna Maria Elisabeth, geb. Sept. 1748, gestorben am 31. Oktober 1825, war zuerst seit dem 7. Mai 1772 mit dem Schlachter Peter Christian Sager und nach dessen Tode mit dem Schlachter Nikolaus Jürgen Stühr in Schleswig verheiratet. Unter den Nachkommen einer ihrer Töchter, Christina Elisabeth, die mit einem Schlachter Frahm verheiratet war, ist bis zur Stunde die Jugendzeit des Malers in lebhafter Erinnerung geblieben. — Der Sohn Jürgen, geboren am 18. Febr. 1750, zuerst Müller in Tating, verheiratet mit Anna Beata Hansen aus Rödemis bei Husum, starb als Brenner und Brauer in Husum am 20. Febr. 1831. Er hinterließ zwei unverheiratete Töchter und einen Sohn Johann Jürgen, der in seiner Ehe mit der noch lebenden Margarete Christine Jürgens, verw. Lindemann, in Husum keine Kinder hinterließ. Er starb als Brenner ebendaselbst am 16. März 1850. (Nach den Kirchenbüchern von Schleswig und Husum und Privatmitteilungen). — Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß der Husumer Carstens nach der Familientradition an das St. Jürgener Stift daselbst oder an die Kirche ein Porträt Luthers geschenkt hat, welches von den Gebrüdern Carstens aus Schleswig herstammen soll. Sollte dies auf Wahrheit beruhen, so könnte das Bild wohl nur von Friedrich Christian Carstens herrühren.

vater als Vormund Richtigkeit zu treffen. Mehr als alles andere ist der Aussagebrief vom 10. Juli 1753 geeignet, die einfach bürgerlichen Verhältnisse, in denen die Müllerfamilie lebte, deutlich vor Augen zu führen. Er verpflichtete sich seine beiden Kinder in aller Gottesfurcht und christlicher Tugend zu erziehen, sie fleißig zur Kirche und Schule zu halten und mit Essen, Trinken, Kleidern, Schuhen, Linnen und Wollen und allen anderen Bedürfnissen bis zu ihrem vollendeten achtzehnten Lebensjahre väterlich zu versorgen. Während er seine Tochter Anna Maria Elisabeth im Nähen, Stricken und anderen weiblichen Fertigkeiten unterweisen lassen und ihr bei ihrer künftigen Verheiratung ein Bett oder statt dessen funfzig Mark (60 Mk.) gewähren will, macht er sich anderseits anheischig, seinen Sohn Jürgen eine ehrliche Profession oder Hantierung frei erlernen zu lassen, ihn während der Lehrjahre zu unterhalten und bei deren Beendigung mit einem Gesellenkleid zu sechsunddreißig Mark (43,20 Mk.) und außerdem zur Beförderung seines Glückes mit hundert Mark (120 Mk.) an barem Gelde auszustatten.

Nach allem, was sich aus urkundlichen Quellen schließen läßt, war Hans Carstens ein Mann von scharf ausgeprägtem Charakter; energische Willenskraft leuchtete, wie eine Quelle sagt, aus seinen dunkelblauen Augen; seine gedrungene, durch stetige schwere körperliche Arbeit etwas vorübergebeugte Gestalt zeigte noch in späteren Jahren Kraft und Gewandtheit. Als wandernder Geselle war er nach damaliger Anschauung ziemlich weit in der Welt umhergekommen, hatte Hamburg und Lübek gesehen und sich im Verkehr mit Leuten aus den verschiedensten Ständen eine etwas vornehme Haltung und eine gewisse Bildung angeeignet. Im Gegensatz zu seinen Schwestern, die bei gerichtlichen Urkunden mit „geführter Hand“ unterzeichnen, der hochdeutschen Sprache

und selbst der lateinischen Schrift wohl kundig, wie uns vorliegende Schriftstücke von seiner Hand beweisen, durch seine Zimmerkunst bei seinen Handwerksgenossen in besonderem Ansehen, war er als fleißiger, strebsamer und rechtlicher Mann auch bei der Bürgerschaft der Stadt wohlgelitten. Selbst der Magistrat nennt ihn in einem Berichte an die Oberbehörden den böswilligen Verläumdungen gegenüber, die die Pächter der königlichen Mühlen über ihn verbreitet hatten, „unsern treuen, geschickten Müller" und rühmt ihm, was in jenen Zeiten nicht wenig sagen will, ausdrücklich nach, daß er seine Steuern pünktlich entrichtet und das enge Privilegium, welches ihm mit der Graupenmühle erteilt sei, niemals überschritten und seinen ihm auferlegten Verpflichtungen treu und redlich nachgekommen sei. Als Bürger der Stadt war er seit 1751 auch Mitglied der damals hochangesehenen Altstädter Schützengilde, die Herzöge, Grafen und die gesamten höheren Beamten wie auch den Kammerherrn v. Warnstedt, mit dem sein ältester Sohn später in Kopenhagen in nähere Berührung kam, zu ihren Genossen zählte, und nahm mit seiner Familie an den regelmäßig wiederkehrenden Festen und Freuden des bürgerlichen Lebens jener Zeit mit Vorliebe teil.

Die Urkunden sind es fast allein, die von dem Vater des Künstlers noch zu uns reden; aber sie dürften doch so viel bezeugen, daß der Vater es war, von dem er nicht bloß seine äußere gedrungene Gestalt, sondern auch die Energie seines Charakters, ja sein Talent ererbt hatte. Wenn freilich selbst den Kindern der ersten Ehe, die ein hohes Alter erreichten, das Bild von dem allzufrüh verstorbenen fast entschwand, wie darf man sich wundern, daß es in der Erinnerung seines berühmten Sohnes, der ihn kaum mehr gekannt, vollständig vor dem leuchtenden Blicke der mütterlichen Liebe zurücktrat?

Wer kennt nicht das liebliche Bild, welches Fernow nach Carstens' mündlichem Berichte von der Müllerin auf der Graupenmühle vor Schleswig entworfen? Wer wird nicht tief gerührt von der kindlichen Liebe, die der Künstler auf der Höhe seines Lebensweges in Rom der längst dahingeschiedenen im fernen Norden bewahrt hat?

„Seine Mutter," erzählt Fernow in seiner Biographie des Malers, „war die Tochter eines Advokaten in Schleswig und hatte in ihrer Jugend eine vorzügliche Erziehung erhalten, welche sie in den Stand setzte, auch ihre Kinder besser zu erziehen, als unter Dorfbewohnern dieses Standes zu geschehen pflegt. Ihr Vater selbst hatte sie in mancherlei wissenschaftlichen Kenntnissen und in der lateinischen Sprache unterwiesen, auch zeichnete, malte und stickte sie artig, und obwohl die Geschäfte des Hauswesens ihr nur selten und späterhin gar nicht mehr erlaubten, sich mit dergleichen Dingen zu beschäftigen, so weckte sie doch die Neigung dazu zeitig in ihren Kindern, und seinem eignen Geständnisse nach verdankte auch unser Asmus (richtig: Jakob) diesen frühen Anregungen, daß der Trieb zur Kunst sich schon im zarten Alter bei ihm äußerte. Sie war dabei eine höchst rechtliche Frau von religiöser Gesinnung und sanfter, duldsamer Gemütsart, aber von schwächlicher Gesundheit, und mit den Anlagen zum Guten und Schönen, die eine so vorzügliche Mutter, deren Andenken dem Sohn stets teuer war, in seine Brust gelegt hatte, empfieng er leider auch von ihr den Keim des verzehrenden Brustübels, welchem sie selbst zeitig erlag."

Es thut uns leid, daß wir diese Angaben, so zuversichtlich sie auch auftreten, im wesentlichen für irrtümlich erklären müssen. Wenn auch Fernow den mündlichen Bericht des Künstlers unmittelbar nach der Erzählung, und wie man an einzelnen Ausdrücken

sehen kann, mit dessen eigenen Worten niedergeschrieben haben mag, so geben doch gleichzeitige urkundliche Nachrichten von der Mutter ein gänzlich anderes Bild, vor deren Autorität Fernows Darstellung nicht bestehen kann. Angesichts des schreienden Widerspruchs bleibt nur die Annahme übrig, daß Fernow sich eine Verwechselung hat zu Schulden kommen lassen und des Künstlers Erzählung von seiner Eckernförder Lehrzeit auf Schleswig übertragen hat. Denn wie verklärt auch immer demselben in späteren Jahren das Bild der Mutter vor Augen gestanden haben mag, sollte er selbst nichts Genaueres von ihrer Herkunft, ihrer Abstammung gewußt, keine seiner mütterlichen Verwandten, die doch so oft auf der Graupenmühle eingekehrt waren, bei ihrem Familiennamen gekannt haben? Allerdings hatte er Grund genug, manches von dem trüben Geschick seiner Angehörigen zu verschweigen, aber wie sollte er dazu kommen, im gewissen Sinne seine getreue Mutter zu verleugnen?

Nicht eines Advokaten Tochter aus Schleswig, dem man später nach fälschlichen Angaben unkundiger Verwandten und auf die Autorität eines schleswigschen Geistlichen hin den Namen Paap beigelegt hat, war die Mutter unseres Künstlers, sondern die Tochter eines freigeborenen Bauern, eines anglischen Bonden.[1]

---

1) Da die Taufregister in den Kirchengemeinden der Herzogtümer nach der allgemeinen Sitte jener Zeit bei ehelichen Geburten nur den Namen des Vaters und der Gevatter, nie den Namen der Mutter angeben, auch die Kopulationsregister der Domgemeinde für eine Zeitperiode von 20 Jahren bis 1770 verloren sind, so begreift man, wie die mütterliche Herkunft unsres Künstlers selbst in Schleswig unbekannt sein konnte. Die Erfindung einer Advokatenfamilie Paap, die erweislich nie in Schleswig existiert hat, stammt von dem verstorbenen Pastor der Michaelískirche, Petersen, nach dem Professor K. W. Nitzsch seine Angaben in den „Neuen Kieler Blättern" vom Jahre 1844 p. 122 mitteilte. Seitdem ist die falsche Notiz in alle Biographien des Künstlers übergegangen und selbst von Riegel und Woltmann (All.

Nicht eine hohe wissenschaftliche Bildung, nicht die Kenntnis der lateinischen Sprache, nicht Malen, Zeichnen und Sticken ist ihr nachzurühmen. Die Schriftstücke, die uns von ihrer Hand vorgelegen, zeigen wohl einige Kenntnis der hochdeutschen Sprache, weisen aber in keiner Weise über denjenigen Bildungsgrad hinaus, den eine gute Angler Dorfschule der damaligen Zeit Töchtern von Bauern zu verleihen vermochte.

Es ist Christina Dorothea, die älteste Tochter des Bonden Asmus Petersen auf Winkelholm bei Brebel in der Landschaft Angeln, die Hans Carstens auf seinen Reisen über Land kennen gelernt hatte. Ihre Familie stammte väterlicherseits aus dem anglischen Dorfe Sandbek unweit Kappeln an der Schlei, wo sie sich als erbgesessene Lansten der schleswigschen Domkirche urkundlich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen läßt.[1] Darf

deutsch. Biog. d. N.) in Treu und Glauben angenommen. Das Richtige ergeben die im Anhange mitgeteilten Urkunden aus den Schuld- und Pfandprotokollen der Stadt; auch beim Tode der Geschwister des Malers, insbesondere seines Bruders Hans Hinrich, wird der Name der Mutter in den verschiedensten Kirchenbüchern richtig angegeben.

1) Das „Sandbeker Buch" im Stadtarchiv ergibt folgende Genealogie: Claus Petersen (1600), Asmus Claussen (1612 † 1643), Hinrich Asmussen (1662), Peter Hinrichsen († 1715), verheiratet mit Anna Petersen geb. Dietrichsen, Asmus Petersen, get. 25. März 1695. Der Name seiner Ehefrau wird in keiner Urkunde angegeben. Wir wissen nur soviel, daß sie mehrere Jahre vor ihrem Manne, um 1745, gestorben war. Übrigens steht der Familienname erst mit dem Großvater des Malers, nach dem er Asmus getauft ward, fest. Hinrich Asmussen nahm am 17. Juni 1662 an der Huldigung Herzog Christian Albrechts teil. Von Peter Hinrichsen, seinem Sohn, sind mehrere eigenhändige Klageschriften in gut geschriebenem Hochdeutsch erhalten. Von der Urahne des Geschlechts heißt es aus dem Jahre 1611 in einer Beschwerdeschrift gegen Asmus Claussen von Seiten seiner Brüder, Schwäger und der ganzen Gemeinde: „dat he sik also mit der maget ingelaten, weliches eine bose godtlose minsche is unde wy brodere, swagere unde de ganze naberschop willen soliches kortut unde kortum nicht staden, dat he se schal hebben unde ok nicht im dörpe mit se wanen schal."

man aus den hochdeutschen Schriftstücken von der Hand ihres Großvaters Peter Hinrichsen und seiner Söhne, die von ihm nach anglischer Weise den fortan feststehenden Namen Petersen führten, etwas schließen, so scheinen die nahen Beziehungen zum Dome Schleswigs nicht ohne Einfluß auf ihre Bildung gewesen zu sein. Wenigstens weist die Thatsache, daß einer derselben, Diederikus, im Jahre 1714 im Album der Kieler Universität als Student aufgeführt ist, ganz bestimmt auf die Domschule hin. Welche Wohlhabenheit und „Behäbigkeit" in dem Lanstenhause zu Sandbek geherrscht haben muß, geht insbesondere daraus hervor, daß der Vater seine anderen drei Söhne mit bedeutenden Besitzungen ausstatten konnte. Während der älteste, Christian Friedrich, den Festebrief für die väterliche Hufe erhielt, erwarb Asmus um das Jahr 1725 käuflich die Bondenhufe zu Winkelholm; der dritte Sohn, Jakob, gelangte sogar 1739 in den Besitz des adeligen Gutes Boelschubyegaard, welches, eine Stunde nordwestlich von Winkelholm belegen, bis in die jüngste Zeit in der Familie forterbte.

In Winkelholm[1] an der Oxbek, einer von Groß-Brebel ausgebauten Hufe, wurde Christina Dorothea Petersen am

---

1) Der Name stammt von der Lage auf einer Insel oder Halbinsel (Holm = Insel). Das Gut stand damals zu 11 Mark Goldes, was eine Größe von c. 100 Ht. repräsentiert. Jetzt ist es nach mehrfacher Parzellierung im vorigen Jahrhundert auf c. 45 Ht. herabgesunken. Wer heute dorthin wandert, um die Heimat der Mutter unseres Künstlers aufzusuchen, findet das Wohnhaus der Familie Petersen, von einigen Restaurationen abgesehen, noch in seiner alten Bauart erhalten. Es war ein großes Bauernhaus, nach anglischer Weise eingerichtet, mit großer Tenne, Vordielen, Küche und Keller, mit der Wohnstube, dem Pesel, worin damals die geschnitzten „Laden" mit dem heimlichen Reichtum, dem Leinenzeug, aufbewahrt wurden, der Brautkammer, der Leutestube u. s. w. Zahlreiche Urkunden, die uns von dem jetzigen Besitzer und Bewohnern der benachbarten Höfe zur Benutzung überlassen sind, ergeben bis ins einzelne eine Geschichte Winkelholms und der Familie Petersen.

30. Dezember 1726 geboren und wuchs unter der Aufsicht ihrer Mutter als älteste unter vier Geschwistern als Bauerntochter auf. Damals noch „eine der schönsten und größten Bondengüter in ganz Angeln“ mit einem reichen Waldbestande, herrlichem Wiesengrunde und fruchtbarem Ackerboden, mit sechs Katenstellen, erhob Winkelholm seinen Besitzer fast in die Reihe der adeligen Grundherrn. Ausgestattet mit Privilegien und Gerechtsamen aller Art, unter seinen Kirchspielsgenossen durch den Besitz eines gemauerten Erbbegräbnisses in der Süderbraruper Kirche ausgezeichnet, hätte Asmus Petersen als einer der reichsten und angesehensten Bonden Angelns gelten können. Aber während sein jüngerer Bruder Jakob als Gutsherr zu Wohlhabenheit gelangte, vermochte Asmus auf seiner Hufe nicht recht fortzukommen. Es scheint, als wenn die üblen Zeitverhältnisse nicht allein, sondern daneben eine nicht ersprießliche Bewirtschaftung seiner Ländereien auf seine Vermögensumstände ungünstig eingewirkt und ihn schon bald genötigt haben, den reichen Waldbestand zu schmälern und zur Befriedigung seiner Gläubiger selbst größere Teile seines Besitztums zu veräußern.

Unter solchen Umständen konnte er auch nicht daran denken, nach dem Vorgange seines Bruders Jakob, seine Kinder durch einen gelehrten Hauslehrer unterrichten und erziehen zu lassen. Dieselben besuchten bis zu ihrer Konfirmation wie die anderen Bauernkinder die gewöhnliche Dorfschule und lernten hier, was für Dorfbewohner damaliger Zeit als notwendig erschien. Die Hauptsache blieb die häusliche und wirtschaftliche Erziehung unter der Leitung der Eltern. Sowie die Töchter der Schule entwachsen waren, mußten sie mit den Dienstmädchen die Kühe melken und in schweren Eimern die Milch von der Weide nach Hause tragen; sie hatten zu ramen und zu buttern, lernten Käse berei-

ten, Bier brauen, diemten das Heu zu Haufen zusammen, banden zur Erntezeit die Garben, harkten und luden, führten wohl statt der Männer die beladenen Wagen in die Scheune und scheuten sich nicht, wenn es not that, mit eigner Hand die Dreschflegel zu schwingen. In den Wintertagen saßen sie mit der Mutter und den Mädchen zusammen daheim, Lichter gießend, Strümpfe strickend oder Flächs und Wolle spinnend zu selbstgefertigten Kleidern, wie Brauch und Sitte es verlangte. Seit dem Jahre 1745, wo die Mutter, deren Namen und Herkunft wir nicht kennen, mit Tode abgieng, war die Führung des Hauswesens der ältesten Tochter überlassen.

Als der Vater Asmus Petersen am ersten Mai des Jahres 1752 im Alter von siebenundfunfzig Jahren starb, wurde die Hufe von seinem einzigen Sohne Detlev Johann nach Angler Erbrecht käuflich übernommen. Nach Abzug der Schulden von zweitausend Thalern (7200 Mk.) blieb für Christina Dorothea, die verlobte Braut des Müllers Hans Carstens, und jede ihrer Schwestern [1] nur ein Erbteil von dreihundertsechzig Thalern (1300 Mk.) übrig; sie mußten auf das gesamte Inventar und den vollen Beschlag an Kühen und Pferden Verzicht leisten, durften sich nur aus den eichenen Brettern, die der Vater noch hatte schneiden lassen, Kisten und Koffer anfertigen lassen und allein zu ihrer

1) Anna Margarete, Katharina Hedwig und Ida Sophie. Die zweite ward verheiratet mit dem Hufner Claus Paulsen auf Südensee, der 1760 Winkelholm im Konkurse käuflich erwarb; die erstere am 24. Jan. 1755 mit dem Amtsbäcker Jürgen Nikolaus Böse in Eckernförde. Böse starb am 30. Aug. 1759, dreißig Jahre alt, seine Witwe am 26. Mai 1766 im Stadtarmenhause. Sie hinterließen eine Tochter Margarete Christine Charlotte und einen Sohn Asmus Hinrich, geboren am 24. Sept. 1758, mit denen Carstens während seiner Eckernförder Lehrzeit in Berührung kam. (Nach den Kirchenbüchern von Süderbrarup und Eckernförde.)

Aussteuer mitnehmen, was sie im letzten Winter an Betten, Leinen und Linnen für sich selbst gemacht hatten.

Am 12. Juli 1753 zog Christina Dorothea Petersen, damals schon sechsundzwanzig Jahre alt, in Hans Carstens' Haus, um zugleich Mutterpflichten für ihre beiden Stiefkinder zu übernehmen. Mitten in Verhältnisse gestellt, die ihr als Bauerntochter ungewohnt und unbekannt waren, fand sie in ihrer neuen Heimat noch Schwiegereltern und zwei erwachsene Geschwister ihres Mannes vor, zu denen ihre sanfte, bescheidene Sinnesart, ihr anschmiegendes, sich stets gleichbleibendes, einfaches und natürliches Wesen sie bald die richtige Stellung gewinnen ließ. Die gemeinsame Haushaltung brachte ihr nur wenig Beschäftigung; die Sorge für die einzige Kuh ihres Mannes, die sie an die Wirtschaft ihres elterlichen Hauses erinnerte, die Wartung des Schweines und das Füttern des Federviehs blieb ihr als „Meistergesellin" überlassen. Erst nach und nach wurde sie auch eingeweiht in die Geheimnisse des Grütze- und Mehlhandels; sie lernte tagtäglich auf der Mühle beim Handverkauf wiegen und messen oder, was ihr das Schwerste war, nach Weisung der Eltern im Winter und Sommer auf den Wochenmarkttagen in Begleitung ihrer Kinder mit den Städtern handeln und feilschen. Erst nach einigen Jahren (1756), als die beiden jüngsten Geschwister ihres Mannes sich verheirateten,[1] die

1) Anna Maria Elisabeth, 1756 verheiratet mit Claus Thoms, Müller auf der Ostermühle zu Poppenbüll, geboren 1724, starb am 21. Januar 1777; sie hinterließ mehrere Söhne, deren Nachkommen noch heute im Eiderstedschen und in Tönning leben. — Jürgen Carstens, geb. 1729 in Schwabsted, ward Müller in Tetenbüll und starb daselbst am 14. Mai 1779. Aus seiner Ehe mit Anna Magdalena Brauer hinterließ er mehrere Kinder, von denen der älteste Sohn Jürgen Hinrich die Mühle gegen eine Höckerei in Leck vertauschte (1786). (Nach den Kirchenbüchern in Poppenbüll und Tetenbüll.)

Großeltern die Mühle mit Zubehör gegen vierhundert Thaler (1440 Mk.) dem ältesten Sohn käuflich überließen, um mit ihrem jüngsten, Jürgen, auf eine Mühle zu Tetenbüll in der Landschaft Eidersted zu ziehen, gewann sie als „Müllerin" eine selbständige Stellung und wurde seitdem mehr von der Sorge für das Hauswesen in Anspruch genommen. Während der Abbruch der Bockmühle und der Bau einer neuen Windmühle die Thätigkeit ihres Mannes kurz nach der Übernahme des Geweses vollauf in Anspruch nahm, war sie mit der Anlegung eines kleinen Gartens beschäftigt, wozu der Magistrat ihnen ein Stück Land gegen zwei Thaler Rekognition auf ihr Ansuchen überlassen hatte.

Schon am 10. Mai 1754 in der Frühe des Morgens hatte ihr erstgeborener Sohn das Licht der Welt erblickt. Am Nachmittage des neunzehnten versammelten sich die Verwandten von nah und fern, um der Tauffeier, die der Hauptpastor Kramer zu vollziehen hatte, beizuwohnen. Auch der Gutsherr Jakob Petersen von Boelschubyegaard war der Einladung gefolgt, um neben seinem Neffen Detlev Johann Petersen auf Winkelholm und der Dorothea Nissen aus Kattsund eine Gevatterstelle zu übernehmen.[1] Jenem vornehmen Verwandten zu Ehren und nach seinem verstorbenen Großvater ward der Kleine Asmus Jakob geheißen. Sein Rufname war Jakob, aber nach der ländlichen Sitte jener Zeit ward er von Eltern und Geschwistern gewöhnlich mit seinem vollen Namen benannt.[2]

---

1) Im Taufregister der Domgemeinde steht unter d. 10. Mai bemerkt: „Hans Carstens' Söhnlein: Asmus Jakob. Gevatter: Jakob Petersen, Johann Petersen, Dorothea Nissen."

2) Carstens hat später gleichfalls geschwankt; in seinen Gedichten, Briefen und in der Korrespondenz mit dem Minister v. Heinitz findet man nur Jakob, auf seinen Zeichnungen Asmus Iakob und Jakob. Fernow und andere nach ihm nennen ihn fälschlich Asmus. Eine Unterschrift, die

Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Kinder, so daß ihr kleines Haus kaum Raum mehr bot. Freude in Fülle, meinte der Geistliche, sei mit ihnen bei den Eltern eingezogen, und doch hatten sie auch Leids genug mit einander zu tragen. Ein Knabe und ein Mädchen wurden ihnen kurz nach der Geburt wieder entrissen, die übrigen Hans Hinrich, Anna Katharina und Friedrich Christian mehrfach gleichzeitig von heftigen Fiebern ergriffen, die sie dem Tode nahe brachten und sie nur allmählich wieder zu Kräften kommen ließen.[1] Nur der erstgeborene Asmus Jakob wuchs, so heißt es, mit seinen beiden Halbgeschwistern

allein den Namen Asmus enthält, kann niemals von der Hand des Künstlers selbst herrühren. Unter seinen Werken sind es besonders zwei, die in dieser Beziehung Zweifel erwecken müssen, wie sie unseres Wissens noch nicht geäußert sind: Der Federumriß „wie Dionysos tyrrhenische Seeräuber in Delphine verwandelt," früher im Besitze Thorvaldsens, jetzt in dem des Lieutenant Grünwaldt in Kopenhagen, mit der Bez.: „Asmus Carstens fc. Rom"; dann der in Weimar erhaltene Abguß des verschollenen Modells der Atropos mit der Bez.: „Asmus Carstens, Rom". Erstere könnte von Thorvaldsen oder anderen sehr wohl hinzugefügt sein; wie ist aber die falsche Inschrift des Abgusses zu erklären, wenn man nicht anders die mehrfach geäußerten Bedenken der Bildhauer verstärken will?

1) Die Namen der Kinder sind folgende: Asmus Jakob, Joh. Gerhard (get. 24. Aug. 1755; † vor 1760), Hans Hinrich (geb. 25. März 1757; † 14. Jan. 1836), Christ. Dorothea Katharina (get. 7. Juni 1758; † vor 1759), Anna Katharina (geb. 6. Mai 1760; † 13. Nov. 1775), Friedrich Christian (geb. 1. Februar 1762; † Oktober 1798). (Nach den Vormundschaftsregistern und dem Taufregister der Domgemeinde.) Über die Schicksale der rechten Geschwister, seiner beiden Brüder und seiner Schwester, wird weiter unten in anderem Zusammenhange die Rede sein. Wir bemerken hier nur, daß die heute noch lebenden Träger des Namens Carstens von dem zweiten Bruder Hans Hinrich stammen, der das Geschäft des Vaters erlernte und um das Jahr 1797, kurz vor dem Tode des Malers in Rom, wieder durch Tausch in den Besitz der früher im Konkurs verkauften väterlichen Mühle auf dem Galberge gelangte, ohne sie jedoch auf die Länge halten zu können.

und im Verkehr mit den derben Bauernkindern St. Jürgens in leiblicher und geistiger Frische und Gesundheit heran.

Seine Spielkameraden in St. Jürgen wurden auch seine ersten Schulgenossen. Bei dem nur plattdeutsch redenden Schulmeister, einem „Eigengemachten“, wie man damals die Autodidakten zu nennen pflegte, einem grauköpfigen Schneider namens Jensen, der Elle und Stock in gleicher Weise zu handhaben verstand und bei dem Fehlen eines Schulhauses und einer Lehrerwohnung bei den Einwohnern seinen Wandeltisch hatte, genoß der kaum sechsjährige Knabe seinen ersten Unterricht. Zwei Jahre lang wanderte er mit seinen beiden älteren Halbgeschwistern nach St. Jürgen hinaus, um im Winter täglich sechs Stunden, im Sommer drei Stunden lang „Christentum und Buchstaben“ für einen Schilling wöchentlich (= 8 Pf.) zu lernen. Als er zum Schreiben aufrückte, mußte er anderthalb, für das schwierige Rechnen sogar zwei Schillinge zahlen. Die Schularbeit begann und schloß allemal mit einem Gesänge, dann wurde der Morgensegen, das Vaterunser oder sonst übliche Gebete gesprochen, ein Hauptstück des Katechismus von den älteren Schülern aufgesagt und ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen. Der eigentliche Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen trat gegen die religiöse Unterweisung stark zurück. Es war kein Wunder, daß Jakob nach zweijährigem Unterrichte kaum noch das lustige Abeab überwunden hatte, als er nach seinem vollendeten achten Jahre in die Domschule des nahen Schleswig gesandt wurde. Verschiedene Umstände kamen zusammen, die diesen sonst auffälligen Schulwechsel erklärlich machen.

Seine ältere Halbschwester Elisabeth erzählte in ihren alten Tagen gern ihren Kindern und Enkelinnen eine bezeichnende Anekdote aus ihrem Schulleben in St. Jürgen, die den Bruch

mit dem hartköpfigen Schneider hervorgerufen habe. Eines Tages ist der achtjährige Jakob eifrig beschäftigt, allerlei Figuren auf seine Schreibtafel zu malen. Der Schulmeister bemerkt es und rüttelt ihn mit den Worten auf: „Asmus Jakob, wat hest du inn kop?“ „Scholmester, bregen inn kop as kreienschit!“[1] lautet die charakteristische Antwort des Knaben, die den Schulmeister in unbändigen Zorn versetzt. Es erfolgt eine derbe Züchtigung. Angstvoll eilt die Schwester dem schreienden Bruder zu Hilfe und beißt den Lehrer so heftig in die Hand, daß er mit dem Schlagen einhalten muß und in seinem Ingrimm unter Schelten und Toben Bruder und Schwester aus der Schule jagt.

Es war kurz vor dem Tode des Vaters. Hans Carstens starb plötzlich vom Schlage getroffen, wie er eben in der Mühle beim Mahlen beschäftigt war, am 27. Februar 1762, im Alter von dreiundvierzig Jahren, und wurde auf dem Altstädter Kirchhofe bestattet. Sorgenvoll mochte die Mutter, mit sechs Kindern, von denen das jüngste erst kaum einen Monat alt war, in ihrer Schwachheit allein gelassen und zunächst ohne jegliche männliche Stütze, in die Zukunft schauen. Wenn auch die Mühle nach Aufwendung ihres kleinen Erbteils nur mit vierhundert Thalern (1440 Mk.) belastet war, so erschien doch eine energische, thatkräftige Führung um so dringender, als das ganze Mühlenwesen einem fremden Meistergesellen überlassen werden mußte.

Von allen Seiten waren die Verwandten bemüht, ihr bei der Ordnung ihrer häuslichen Angelegenheiten hilfreiche Hand zu

1) „Asmus Jakob, was hast du im Kopf?“ „Gehirn (= Verstand) im Kopf als Krähendreck“. Eine mehrfach gebräuchliche Redensart im plattdeutschen, die eine besondere Begabung bezeichnen will. Die Anekdote ist uns von einer schon im hohen Alter stehenden, in Schleswig wohnenden Enkelin der Elisabeth Carstens, der Ehefrau des Mauermannes Türen, mitgeteilt.

leisten. Ihr Bruder Detlev Johann, von dem es am ehesten zu erwarten gewesen wäre, war freilich am wenigsten dazu imstande. Er hatte nach dem Tode seines Vaters einige Jahre seine Hufe selber verwaltet, war aber infolge übler Wirtschaft nach und nach zum Verkauf einzelner Ländereien seines Besitztums genötigt worden. Auch der Entschluß, seinen Hof auf längere Jahre zu verpachten, schlug zu seinem Unheil aus. Sein zweiter Pächter, ein Student aus Mecklenburg, der im Jahre 1760 ohne Pacht zu zahlen und das Inventar ordnungsmäßig zu überliefern, davon gegangen war, hatte ihn zum Konkurse getrieben.[1] Die folgenden Jahre fanden ihn in Schleswig ohne Vermögen, nur kümmerlich seine Familie ernährend. Er konnte seiner vereinsamten Schwester nur ratend zur Seite stehen und war auch bestrebt, als zeitweiliger Kurator ihr Interesse bei den Gerichten nach Kräften wahrzunehmen. Um so mehr mochten sich die beiden Großväter verpflichtet fühlen, ihr wenigstens die Sorge für die Kinder erster Ehe ihres verstorbenen Mannes abzunehmen. Der alte Rollfuhrmann Jeß Nissen aus Kattsund erklärte sich bereit, trotz seiner schlechten Nahrung seine Enkelin auf seine Kosten zu erziehen; Jürgen Carstens in Tetenbüll wollte seinen ältesten Enkel ohne allen Entgelt auf seiner Mühle unterbringen und das Müllergeschäft erlernen lassen. Schon wenige Tage nach dem Tode seines Sohnes (9. März) richtete er eine Vorstellung an den Magistrat, worin er als gesetzmäßiger Vormund die Sorge für die verwaiste

1) Die Hufe Winkelholm und zwei Katen, damals nur mehr mit einem Beschlage von 18 Kühen, wurde an seinen Schwager Claus Paulsen zu Südensee im Jahre 1760 für 4060 Thaler (14600 Mk.) verkauft. Die Nachkommen desselben sind lange im Besitze derselben geblieben. Der jetzige Eigentümer kaufte sie im Jahre 1862. Nachkommen der Familie Petersen leben noch heute in den Kirchspielen Boel und Süderbrarup. (Obiges nach den Schuld- und Pfandprotokollen der drei Angler Harden.)

Familie demselben ans Herz legt. Da seine verwitwete Schwiegertochter ihm gegenüber ihre Bereitwilligkeit erklärt habe, eine billige Teilung der Güter zwischen sich und ihren Kindern vornehmen zu wollen, so bittet er, da er wegen seines hohen Alters und zu weiter Entfernung die Sache nicht allein wahrnehmen könne, um die Ernennung eines geeigneten Mannes als Mitvormundes.

Schon am 27. April ward auf seinen Vorschlag ein in der Nachbarschaft ansässiger, angesehener und wohlhabender Handelsmann, der später deputierte Bürger Jakob Mohr, zur Führung der Vormundschaft bestellt. Derselbe übernahm der Vormünderverordnung gemäß unter Verpfändung seiner gesamten Güter die eidliche Verpflichtung, die Interessen seiner Mündel nötigenfalls selbst gegen die Mutter mit Hilfe des Gerichts wahrzunehmen, wenn unter ihrer Leitung das Müllergeschäft leiden sollte. Im Einverständnis mit dem Vormund der Kinder erster Ehe glaubte Mohr unter den obwaltenden Umständen für das Wohl seiner Schutzbefohlenen nicht besser sorgen zu können, als wenn eine Teilung der Hinterlassenschaft des Vaters sobald wie möglich durchgeführt werde. Dem Drängen der Vormünder gegenüber stellte die Mutter in einem eignen Schreiben, das von ihrem Bruder Detlev Johann als Kurator mit unterzeichnet ist, dem Magistrate dringend die Unmöglichkeit vor, sofort zu einer Teilung der Güter zu schreiten. „Nicht zu gedenken," sagt sie, „daß ich mich auf die ganze Handlung nicht präpariert, so habe ich ohnehin dergleichen Vorfälle und Ehehaften, die vor der Hand eine Teilung anzustellen nicht erlauben. Ich habe kranke Kinder und bin selbst patient. Ehe die Sache ordentlich vor sich gehet, muß ich eine Reise zu meinen Verwandten vornehmen und mit denselben beraten. Überdies ist die Verlassenschaft meines seligen Mannes nicht verringert,

sondern verbessert worden." Sie bittet dann um eine zweimonatliche Frist, die ihr auch von dem Magistrate bewilligt wird. Erst im Februar des folgenden Jahres (1763) erscheint sie unter Begleitung eines selbstgewählten Kurators wieder vor Gericht, um auf Grund eines vorher ordnungsmäßig errichteten und von ihr eidlich unterschriebenen Inventars über ihre und ihres verstorbenen Mannes Güter einen Erb- und Teilungsvertrag abzuschließen, der für alle späteren Aussagen und Vergleiche maßgebend blieb. Die Urkunde vom 28. Februar 1763 ergibt nicht nur ein vollkommen genaues Bild von der finanziellen Lage der Familie, sondern zeigt auch, wie Mutter und Vormünder damals über die Zukunft der Kinder gedacht haben. Nach Abzug der gesamten Schulden und gerichtlichen Kosten, sowie derjenigen Gelder, die früher schon für die Kinder erster Ehe ausgesetzt waren, blieb von der ganzen zu 2398 Thalern 29 Schilling (8635 Mk.) geschätzten Masse eine Summe von dreizehnhundert Thalern (4680 Mk.) zur Teilung übrig, von denen die Witwe nach Stadtrecht die eine Hälfte, die Kinder die andere erhielten, so daß jedem der Söhne hundertunddreißig, jeder Tochter fünfundsechzig Thaler als väterliches Vermögen zufielen. Indem damit zugleich der Mutter Mühle und Wohnhaus als erb- und eigentümlicher Besitz überwiesen ward und die Vormünder auf einen öffentlichen Verkauf verzichteten, verpflichtete sie sich, den Stiefkindern ihr Erbe bei erlangter Mündigkeit auszuzahlen und alle Verbindlichkeiten, die ihr verstorbener Mann ihnen gegenüber übernommen, getreulich zu erfüllen. Ihren leiblichen Kindern verspricht sie alles, was ihnen an Vatergeldern ausgesetzt sei, ungekränkt zu lassen und aus mütterlicher Liebe und Zuneigung nicht einmal die Alimentation und alle anderen Kosten, die mit ihrer Erziehung wegen ihres zarten Alters noch verbunden seien, in Anrechnung zu bringen. Ihre Tochter will

sie im Nähen und Stricken und anderen ihr dermaleinst zu Nutzen kommenden Dingen unterrichten, die Söhne, falls sie zu einem Handwerk Lust haben sollten, dieses auf ihre Kosten erlernen lassen und sie während der Lehrjahre und so lange, als sie die väterlichen Gelder behalte, unentgeltlich mit Kleidern versehen. Die Vormünder rühmen ihre mütterliche Generosität und Güte; sie danken ihr für die Ausstattung ihrer Stieftochter, der sie die nachgelassenen Kleider ihrer seligen Mutter mit Ausnahme eines schwarzen manteau geschenkt, und für die unentgeltliche Alimentation, die sie ihren eignen Kindern bis zu ihren mündigen Jahren gewähren wollte.

Carstens auf der Domschule zu Schleswig.

1762—1770.

Schon seit der Bestellung Mohrs zum Vormunde war die Mutter in Bezug auf Erziehung und Unterweisung ihrer Kinder auf den Beirat desselben angewiesen. Indem sie sich verpflichtet hatte, sie fleißig zur Schule und Kirche zu halten, mußte schon kurz nach dem Tode des Vaters auch für den ferneren Unterricht ihres Erstgeborenen in einer andern Schule Sorge getragen werden. Da in der Altstadt Schleswigs, zu deren Schulgemeinde sie gehörten, damals neben der alten Kapitelschule keine einzige Bürger- oder Volksschule existierte und der herrschende Brauch es forderte, daß alle Knaben, deren Eltern das Schulgeld zu zahlen imstande waren, nach ihrem vollendeten achten Jahre die Klipp- und Winkelschulen verlassen mußten, so lag der Beschluß für die Mutter und die Vormundschaft nahe, den kleinen Jakob um Ostern 1762 die lateinische Schule besuchen zu lassen. Man hat wohl gesagt, daß die angebliche Vorliebe der Mutter für wissenschaftliche Studien diesem nicht fremd gewesen, daß ihr ältester Sohn auf ihren besonderen Wunsch den gelehrten Schulweg habe gehen sollen; doch hat Asmus Jakob Carstens nur dieselbe Bahn eingeschlagen, die alle „besseren“ Bürgersöhne, die nicht den Armenanstalten und der Waisenschule angehörten oder widerrechtlich in Winkelschulen oder der Kantorschule zu St. Michaelis

gehalten wurden, in damaliger Zeit zu gehen pflegten. Wie er, so haben auch später seine beiden jüngeren Brüder bis zu ihrer Konfirmation der Bestimmung der Vormundschaft gemäß den gleichen Unterricht genossen, obwohl sie von vorn herein nur auf die Erlernung eines Handwerks oder einer Hantierung angewiesen waren.

Die Domschule, welche Asmus Jakob Carstens acht Jahre lang besuchte, darf sich ihres berühmtesten Schülers nicht rühmen; die Lehrer, welche ihn unterrichteten, können sich kein Verdienst zuschreiben, den schlummernden Trieb des Knaben zu allem Edlen und Schönen geweckt, geschweige genährt zu haben. Unverstanden und zurückgestoßen und wieder ohne Verständnis und Neigung für alles, was ihm an Kenntnissen und Wissenschaften geboten wurde, hat er seine Jahre, in ahnungsvolle Gedanken über die aufkeimenden Triebe seines Herzens versunken, auf der Schulbank hingeträumt. Je weniger er auch für seine liebsten Neigungen Befriedigung, je weniger er Anerkennung fand und finden konnte, desto stärker mußte das mehr und mehr klar werdende Bewußtsein von seinem Berufe, die steigende Energie seines Willens und Wollens in eine einseitige Richtung gedrängt werden, die nach außen bald als Stumpfheit, bald als Trotz und Eigensinn erschien. Wenn aber Carstens bei all seiner Begabung schon von vorn herein an der losen Schulspeise nicht den geringsten Geschmack zu finden, wenn er in späteren Jahren nur mit einer Art Grauen an seine Schulzeit zurückzudenken vermochte und sich noch oft in bitteren Äußerungen darüber ergieng, als er selbst die Mängel seiner Bildung erkannt und mit der ganzen Energie seines Wesens wieder auszugleichen suchte, so müssen doch noch andere Verhältnisse besonderer Art an der Schule obgewaltet haben, die jenen dauernden Widerwillen und eine bis in sein späteres Leben hin-

einreichende bittere Stimmung einigermaßen erklärlich machen. Eine genauere Darlegung der trüben Zustände, wie sie gerade in den Jahren 1752 bis 1771 an der Domschule herrschten, die tiefgehende Zerrüttung, die in dem Lehrerkollegium waltete, die erstaunlich mechanische Unterrichtsweise, der alle ergeben waren, und der Mangel jeder Schulordnung und jeder Organisation des Unterrichts wird auch mehr als alles andere die sonst immer noch schwer erklärliche Thatsache begreiflich machen, daß Carstens während seiner acht Schuljahre so wenig auf der Domschule lernte, daß er von dem Gelernten wenig oder nichts zu vergessen hatte.

Das alte, im Jahre 1842 abgebrochene Domschulgebäude, damals an der südwestlichen Seite in nächster Nähe des Doms belegen, gewährte in seinem baufälligen Äußern ein sprechendes Bild von den zerrütteten Zuständen im Innern. Organisiert nach der Weise jener Zeit in vier Klassen, denen je ein Lehrer in voller Selbständigkeit und Unabhängigkeit vorstand, mit einem Rektor an der Spitze, der nichts als seine erste Klasse zu regieren hatte, keine andere Klasse und deren Lehrer zu revidieren wagte, keinen Schüler derselben kannte, noch über ihre Fortschritte und Kenntnisse unterrichtet war, bildete die Domschule nach einem offiziellen Bericht an den König „das Seufzen der Einwohner, das einem jeden äußerst zu Herzen gehen müsse." Der damalige Rektor Krafft rühmte sich zwar seines kritischen Geschmacks, einer gründlichen Kenntnis des Hebräischen, einer vertrauten Bekanntschaft mit den alten Griechen und eines reinen lateinischen Stils, in dem keiner der übrigen Rektoren des Landes ihm gleichkomme; aber sein „sanguinisches cholerisches Temperament" machte ihn unfähig mit gleich angelegten Männern gedeihlich zusammenzuwirken und durch vorsichtiges, geschicktes Benehmen seine Autorität zum Besten des Ganzen aufrecht zu halten.

Gering besoldet, wie sie waren, sahen sich die Lehrer im wesentlichen auf das Schulgeld angewiesen, das ihre Klasse ihnen eintrug. War es ein Wunder, daß jeder dem andern die Schüler abspenstig zu machen suchte, zugriff, wo er sie fand, fähig und unfähig, alt und jung, und seine Schüler so lange wie möglich in seiner Klasse zu halten suchte, da niemand anders als er selbst über Versetzung zu bestimmen hatte, die nach dem Herkommen jährlich stattfinden sollte? Da galt kein Wissen, keine Fähigkeit, kein Talent; kein Examen wurde, wie es früher immer geschehen, zu Ostern abgehalten; der Klassenlehrer beschränkte sich beim Schlusse des Unterrichts auf die einfache Frage, ob jemand in die folgende Klasse überzugehen wünsche. Meldete sich wider Erwarten jemand, so war es für die Eltern doch noch schwierig die Versetzung gegen den Willen des Lehrers durchzusetzen.

Wenn demnach Ostern oder Michaelis herankam, wo neue Anmeldungen zu geschehen pflegten, so begann von Seiten der Lehrer ein förmlicher Wettkampf, durch Versprechungen und Anpreisungen aller Art den Ankömmling für ihre Klasse zu gewinnen. Die unglaublichsten Dinge werden in den Berichten des Rektors an den Generalsuperintendenten Struensee von dem Lehrer der Sekunda, dem Konrektor Haelsen, erzählt, der mit seinem Vorgesetzten seit Jahren auf dem Kriegsfuße stand und ihm so viel als möglich das Leben zu verbittern suchte. Trotz aller Mühe hatte er jahraus jahrein keinen Schüler mehr für seine Klasse gewinnen können; im Schlafrock und mit der langen Pfeife im Munde stand er vor seiner Hausthür, während seine Kollegen sich abmühten. Früher hatte er sich nicht gescheut, selbst aus der Quarta Schüler in seine Sekunda hinüberzunehmen; jetzt wies er alle auswärtigen Schüler, die sich bei ihm zur Aufnahme meldeten, unter dem Vorwande ab, daß sie für seine Klasse nicht reif seien.

Er hatte augenscheinlich, wie der Rektor meinte, keine Lust mehr, sich mit der Schularbeit wieder zu befassen, und klagte immer, der Aufenthalt in einem geschlossenen Zimmer mache ihm Kopfschmerz. Er zog es vor, vor seiner Hausthür zu stehen und auf Ankömmlinge zu warten, die er dem Rektor abspenstig machen konnte.

Als um Ostern 1762 der Vormund Jakob Mohr mit seinem Mündel angezogen kam, ließ der Konrektor die Gelegenheit nicht unbenutzt, vor dem Rektor zu warnen; er forderte ihn auf, den Kleinen nicht ins Album eintragen zu lassen, sondern ihn nur bei dem Klassenlehrer der Quarta anzumelden, der allein zur Annahme befugt sei.

So kam denn Asmus Jakob Carstens in die überfüllte Quarta unter die Zucht des alten Schreib- und Rechenmeisters Lyhm. Des Morgens um siebeneinhalb Uhr mußte er antreten; nachmittags um drei Uhr wanderte er wieder heim. Da die damals unwegsame Angler Landstraße, sowie die kurze einstündige Mittagspause von elf bis zwölf Uhr es dem Kleinen schon im Sommer, geschweige im Winter unmöglich machte, jedesmal zu Mittag im elterlichen Hause zu erscheinen und zu rechter Zeit wieder in der Schule einzutreffen, so hatte er seinen Tisch bei den Großeltern seiner Halbgeschwister, bei dem Rollfuhrmann Jeß Nissen in Kattsund, dessen Enkel, Rathmann mit Namen, gleichfalls die Domschule besuchten. Hier, wo er seine Stiefschwester Elisabeth wiederfand, verbrachte er, wie seine Lehrer meinten und ihm auch vorwarfen, seine Zeit bei Pferden und Wagen und mußte selbst den Kutscher spielen, wenn niemand sonst zur Hand war. Drei Jahre lang dauerte diese Kostgängerei, die ihm mancherlei Abwechselung und Vergnügen bereitet haben wird. Sie wurde auch nicht deswegen aufgegeben, weil der Knabe dem lauten Beten bei Tische, woran er doch in seinem elterlichen Hause

gewöhnt war, keinen Geschmack abgewinnen konnte, wie Fernow berichtet, sondern weil sich durch den Tod des alten Großvaters Nissen im Jahre 1765 die verwandtschaftlichen Beziehungen und der freundschaftliche Umgang zwischen beiden Familien gelöst hatten. Seitdem blieb der Knabe mehrere Jahre während der Mittagspause, wie viele seiner Genossen zu thun pflegten, in dem Schulhause und verzehrte hier sein mitgebrachtes Obst und Butterbrot.

Der alte Schreib- und Rechenmeister Lyhm stand als Klassenlehrer der Quarta bei den Bürgern und der Einwohnerschaft der Stadt in dem Rufe eines strengen und steifen Pedanten. Ein Gegner aller Neuerungen, wie sie der Rektor durchzusetzen suchte, war er nur in der Beseitigung aller Winkelschulen, die seiner Klasse Abbruch thaten, mit ihm einverstanden und erklärte dem Generalsuperintendenten, zur Hebung der verfallenen Schule bedürfe es nicht der Kontrole des Rektors, wenn nur jeder Lehrer so handele, wie er es gegen Gott und den König verantworten könne.

Mit seiner Klasse war es, was die Zahl seiner Schüler angieng, wohlbestellt. Der Unterricht war gleichmäßig mit je drei Stunden auf Vormittag und Nachmittag verteilt. Jede Stunde begann und schloß mit Gebet. Die Religionsstunde wurde mit dem Aufsagen eines Hauptstücks aus dem Katechismus, einigen Fragen aus Langemakens Lehrbuch und mit dem Lesen von Psalmen und der Erklärung von Sprüchen zum Auswendiglernen ausgefüllt. Wie das Gedächtnis nur durch Memorieren heiliger Dinge geübt werden sollte, um die nur niederdeutsch redenden Kinder im richtigen Hochdeutsch zu üben, so gaben neben der großen Fibel auch nur der Katechismus, das neue Testament und die Psalmen den Lehrstoff her. Jede Übung im Rechnen bestand

im Auswendiglernen und der Anwendung des Einmaleins; doch rühmte sich der Rechenmeister, daß er mit seinen tüchtigsten Schülern auch zu schwierigeren Aufgaben vorgedrungen sei. Zum Schreiben lagen Vorschriften vor, die einzeln von den Knaben für zwei Schillinge (15 Pf.) von dem Lehrer gekauft werden mußten; den geübteren wurde etwas diktiert, damit sie auch ohne Vorschrift richtig schreiben lernten.

So gieng der Unterricht im Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen, in Katechismuslehre und biblischer Geschichte von Woche zu Woche, nur allzuhäufig unterbrochen von Dienstleistungen, die Lehrer und Schüler für die Kirche zu verrichten hatten. Zu den zeitraubenden Leichenbegängnissen, woran häufig alle vier, fast immer die beiden untersten Klassen teilzunehmen hatten, kamen noch die regelmäßig wiederkehrenden gottesdienstlichen Feierlichkeiten mit Predigt und Katechisation, zu der Mittwochs die drei untersten Klassen, Freitags außerdem noch Tertia und Quarta herangezogen wurden, so daß an diesen beiden Tagen vormittags nur eine einzige Stunde gegeben werden konnte.

Noch immer war die Domschule ein Anhängsel der Kirche und diente mit ihren untersten Klassen im wesentlichen den Zwecken derselben, wie sehr auch das eigentliche Verbindungsglied, der Chorgesang, seine frühere Bedeutung verloren hatte. Die Singstunden waren leer; bei Aufführung der Kirchenmusik fand sich niemand von der lateinischen Schule ein; der Kantor mußte sich mit den Kurrendeknaben begnügen, mit denen er zum Einsammeln von Gaben an bestimmten Tagen vor den Thüren der Vornehmen zu agieren pflegte.

Die Quarta der Domschule, worin Knaben vom achten bis zum sechzehnten Jahre neben einander saßen und gemeinschaftlich von einem einzigen Lehrer unterrichtet wurden, war damals nichts

anderes als die Elementarklasse einer Bürgerschule; sie galt im Gegensatz zu den drei folgenden als die „Deutsche Klasse," worin die Bürgersöhne, die kein höheres Ziel im Auge hatten, ihre acht Schuljahre bis zur Konfirmation hinzubringen pflegten. Der Rektor klagt wiederholt darüber, daß nur sehr wenige Schüler Lyhms nach der Tertia übergiengen, und meint, wenn nur wie in früheren Jahren wöchentlich eine lateinische Stunde gegeben würde, wozu leider der Schreibmeister nicht geschickt sei, so würde dies ein Reiz mehr für die Knaben sein, die gelehrten Studien in der folgenden Klasse fortzusetzen.

Wenn nun schon jeder, der fertig deutsch lesen, etwas schreiben konnte und das Einmaleins inne hatte, für geeignet erachtet wurde, nach der Tertia überzugehen, so hätte man trotz allem erwarten müssen, daß dies in größerem Maßstabe geschehen wäre. Aber jahraus jahrein denselben mechanischen Unterricht, eine fortwährende Wiederholung desselben Stoffes, woher sollte bei einem aufgeweckten Knaben bei dem ewigen Einerlei Liebe und Lust zum Lernen kommen? Asmus Jakob Carstens hat fünf Jahre in der Quarta verweilt, sein jüngster Bruder, Friedrich Christian, vier Jahre darin zugebracht, der zweite Hans Hinrich ist gar als Quartaner konfirmiert, ohne ein höheres Ziel zu erreichen. Wie viel man auch auf geringe Lernbegierde, Trägheit und Gleichgiltigkeit schieben mag, zur Erklärung des langsamen Fortschreitens unseres Carstens und dann seines plötzlichen Sprunges nach der Tertia, der kaum als Belohnung für seine Leistungen anzusehen sein dürfte, müssen noch andere Umstände hervorgehoben werden, die seltsam genug erscheinen mögen.

Die Tertia konnte in der That keine Anziehungskraft ausüben, weil sie jahrelang nicht vorhanden oder nur von ein par Knaben besucht war. Mochte der Kantor Schmied, ein gutmütiger,

aber kränklicher Mann, der seine Schüler nicht in Ordnung zu halten vermochte, in heller Verzweiflung sein und alles daran setzen, aus seiner unhaltbaren Stellung herauszukommen: niemand wollte zu ihm; er blieb und blieb bis zu seinem Tode im Februar 1766 in derselben unglücklichen Lage. Der Konrektor Haelsen schrieb ihm denn auch allein die Schuld zu, wenn auch die Sekunda verödet sei. Viereinhalbjahr habe keine Tertia existiert, der Rektor lehne alle Verantwortung ab, Lyhm lasse keinen freiwillig aus der Quarta hinüber; er habe sich erboten während der Vakanz die dritte Klasse zu übernehmen, aber keinen einzigen Schüler erlangen können.

Nach dem Tode des Kantors hatte der Schreib- und Rechenmeister Lyhm auch das Amt desselben in der Kirche zu versehen und seinen Quartanern deswegen häufig Gelegenheit gegeben, statt zu rechnen und zu schreiben, ihre Ballstudien auf dem Kirchhofe zu treiben. Während der anderthalbjährigen Vakanz verloren sich auch alle diejenigen Schüler, die etwa die Absicht gehabt hatten die Tertia zu besuchen.

Erst im Oktober des Jahres 1767 gelang es nach langen vergeblichen Bemühungen, die verwaiste Stelle wieder zu besetzen und den früheren Kantor in Tönning, Christian Andreas Müller, zur Übernahme derselben und zugleich der verlassenen Tertia zu bewegen. Mit seinem Anzuge begann in der Stadt ein Werben und Suchen, Schüler für ihn zu gewinnen. Die Eltern wurden in Mitleidenschaft gezogen und einige denn auch bewogen, ihre Kinder dem fremden Manne anzuvertrauen. Aber woher sollten sie anders genommen werden, als aus der Quarta des alten Lyhm? Derselbe setzte sich mit Hand und Fuß dagegen und weigerte sich entschieden, irgend einen Schüler abzugeben, da er dadurch in seiner Einnahme geschädigt werde. Doch geschehen mußte etwas,

weil man doch unmöglich einen neuen Lehrer berufen und einsetzen konnte; ohne Schüler und eine Klasse für ihn zu haben. So faßte sich denn der Rektor Krafft ein Herz, um endlich einmal seine Autorität geltend zu machen. Zum erstenmal während seiner ganzen Amtsführung wagte er es, in der Quarta zu erscheinen, den Bestand an Schülern aufzunehmen und sich nach Kandidaten für die Tertia umzusehen. Auf seine Frage, welche Lyhm nach ihren Kenntnissen dafür fähig halte, erhielt er zur Antwort, daß er darüber keine Meinung habe, um Michaelis gegen das Herkommen auch freiwillig keinen Schüler abzugeben gedenke. Als der Rektor darauf die gewöhnliche Frage an die Schüler richtete, wer Lust habe, nach der Tertia überzugehen, schwieg alles. Was blieb ihm, wenn er nicht eine besondere Prüfung vornehmen wollte, wozu er sich kaum berechtigt halten konnte, unter diesen Umständen anders übrig, als nach dem Alter eine Scheidung und Sonderung vorzunehmen und von den älteren Knaben diejenigen auszuwählen, deren Eltern er zutraute, daß sie seinen Wünschen nachgeben würden?

Unter den acht Quartanern, die auf diese seltsame Weise halb freiwillig, halb mit Gewalt nach der Tertia geschoben wurden, war auch unser Asmus Jakob Carstens. Obwohl das Schulgeld nebst Licht und Feuerungsgeld für den Knaben mit seiner Versetzung von jährlich acht auf vierundzwanzig Mark stieg, so hatte der Vormund, dem die Entscheidung im wesentlichen überlassen blieb, keine Einwendung gegen einen solchen Schritt gemacht, der seinem Mündel auch noch eine andere Laufbahn als die eines Handwerkers offen hielt. So viel steht fest, daß die Erlernung des Geschäfts seines verstorbenen Vaters niemals für Asmus Jakob in Aussicht genommen war. Nach der Meinung des Vormundes war er dazu am wenigsten anstellig und geschickt; das

Treiben auf der Mühle, die „Mat" in den Rumpf zu gießen, den Abfall wegzutragen oder auf dem Markte zu stehen und mit dem Kupfergeld, welches der Kleinhandel fast nur allein eintrug, zu rechnen, hatte ihm von jeher wenig Vergnügen gemacht. Was er im günstigen Falle erreichen konnte, war außer Studieren die Erlernung der Kaufmannschaft, die dem Vormund als Kaufmann auch schon damals vor Augen geschwebt haben mag.

Für Carstens hatte die Versetzung in Bezug auf sein Verhältnis zu seinem früheren Lehrer keine ganz angenehmen Folgen. Es läßt sich begreifen, daß der alte Lyhm nicht mit besonderem Wohlwollen auf diejenigen seiner früheren Schüler schaute, die ihm mit Genehmigung der Eltern entrissen waren. Indes suchte man ihn später auf eine Weise zu begütigen, die dem Knaben die allerwiderwärtigste schien.

Am Anfang Oktober 1767, als der neue Kantor Müller in sein Amt eingeführt werden sollte, erlebte der Knabe noch eine ganz besondere Feierlichkeit. Der Schulinspektor und Hauptpastor Peter Kramer, als Schwiegervater des Konrektors Haelsen mit dem Rektor Krafft bitter verfeindet, nahm diese Gelegenheit wahr, um das ihm oft bestrittene Recht zur Einführung eines Lehrers dem Rektor zum Trotz auszuüben und seinem Ingrimm angesichts der Lehrer und Schüler freien Spielraum zu lassen.

Eines Morgens um halb acht Uhr erschien er urplötzlich und gänzlich unerwartet in der Quarta, wo eben der alte Lyhm in Schlafrock und Pantoffeln seine Religionsstunde beginnen wollte. Er fragte nach dem Kantor. Lyhm fand sich bereit, denselben durch einen Kurrendeknaben eiligst herbeiholen zu lassen. Währenddessen saß der Inspektor mit grimmiger Gebärde mitten unter den Schülern, ohne sie im geringsten zu beachten oder durch ein Wort auf die bevorstehende Feierlichkeit aufmerksam zu machen.

Die Knaben horchten hoch auf und erwarteten schweigend mit ihrem Rechenmeister der Dinge, die da kommen sollten. Endlich erschien der Kantor Müller und fragte bei seinem Eintritt den Hauptpastor: „Haben Sie vielleicht Auftrag vom Herrn Generalsuperintendenten Struensee oder dem Herrn Rektor Krafft mich zu introduzieren?“ „Ach was Auftrag!“ erwiderte derselbe. „Kehren Sie sich an nichts! Dort sehen Sie einen Teil der Buben dieser unter dem Rektor Krafft gänzlich verfallenen Schule, die Sie das Unglück haben werden zu unterrichten. Welche sind es?“ fragte er dann Lyhm. Widerwillig begann derselbe die Knaben bei Namen aufzurufen, ohne zu unterlassen jedem aufgerufenen ein charakteristisches Prädikat beizufügen. „Asmus Jakob Carstens,“ hieß es, „Sohn eines Graupenmüllers, dumm, faul, eigensinnig, trotzig. Sie werden ihm oft den Mehlstaub aus der Jacke schlagen müssen.“ Als Lyhm mit der Aufzählung der verdutzten Knaben fertig war, richtete der Inspektor nur folgende wenige Worte an Lehrer und Schüler: „Ihr Rangen, das ist der neue Herr Kantor! Sie, Herr Kantor, werden wissen, was Sie zu thun haben!“ Damit wandte er dem erstaunten Kantor den Rücken und verschwand würdevoll aus der Thür.

Der Rektor Krafft war nicht wenig betroffen, als er durch den Kantor die Nachricht von seiner feierlichen Introduktion erhielt; er beschwerte sich beim Generalsuperintendenten, dem die Sache auch „wenig gefiel,“ und hatte nur den einen Trost, daß er in dem neuen Kantor einen Kollegen erhalten hatte, der bereitwillig auf die Durchführung einer geeigneten Schulordnung eingieng und, was seine Person betraf, während seiner Wirksamkeit an der Domschule in gutem Einvernehmen mit dem Rektor lebte. Noch am Tage seiner Introduktion führte Kantor Müller die ihm zugewiesenen Schüler in seine Klasse,

um sie zu prüfen und ihnen nähere Anweisungen über den Lehrplan zu geben.

Noch immer begann der Unterricht um halb acht Uhr morgens; die Mittagspause von elf bis ein Uhr machte es Asmus Jakob Carstens möglich, jetzt sein Mittagsmahl wieder in seinem elterlichen Hause einzunehmen; nachmittags wurde er von ein bis vier Uhr in Anspruch genommen. Der Kantor Müller war nach Kräften bemüht, mit seinen Schülern vorwärts zu kommen; er unterrichtete allein in seiner Klasse, wie Lyhm in der Quarta; doch gab es jetzt größere Abwechselung, die freilich auch bedeutend größere Anforderungen an die Knaben stellte. In den Religionsstunden wurden alle Hauptstücke des Katechismus durchgemacht und die biblische Geschichte zum Abschluß gebracht; den Schülern sollte eine vollständige Abbildung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre vorgeführt werden. Der deutsche Unterricht bestand in bloßen grammatischen Übungen, und nur mit den geübteren wurde in freien Aufsätzen, in Form von Briefen, ein kleiner Anfang gemacht. Das Hauptgewicht wurde auf den lateinischen Unterricht gelegt. Mit dem Lernen der Deklinationen begann auch sofort das Lesen und Übersetzen der kleinen Chrestomathie von Miller und das Memorieren von Sentenzen und Versen aller Art. Neben Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche giengen bei den geübteren kleine syntaktische Übungen her, die der Kantor in der Klasse zu korrigieren und sofort zum Auswendiglernen zurückzugeben pflegte. Der griechische Unterricht hatte nur ein geringes Ziel vor Augen und beschränkte sich auf Lesen und Memorieren der Paradigmen nach Badens Anfangsgründen; eine kleine Chrestomathie gab auch hier Stoff zu allerlei mündlichen Übungen; Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische galten für einen Tertianer zu schwer. Wer in der Chrestomathie Millers und im

Eutrop eine ziemliche Fertigkeit erlangt, ein kleines exercitium syntacticum ziemlich fehlerfrei schreiben, griechisch deklinieren und konjugieren und in der kleinen Chrestomathie die leichtesten Stücke übersetzen konnte, wurde für genügend reif befunden, nach der Sekunda überzugehen.

Vom 10. Oktober 1767 bis Ostern 1770 hat Asmus Jakob Carstens der Tertia als Schüler des Kantors Müller angehört. Von seinen Fortschritten und Leistungen ist uns auf Grund von Zeugnissen keine nähere Kunde bewahrt. Wir wissen nur, daß der Kantor kein Mittel des Ernstes und der Strenge hat unversucht gelassen, ihn zum Lernen anzuspornen, daß die Zeit ihn auch allmählich emporgebracht und ihn im Sommer 1769 auf den vierten Klassenplatz unter zehn Schülern gehoben hatte. Nur aus seinen späteren schriftlichen Aufzeichnungen, seinen Briefen und Gedichten, vermögen wir noch zu erkennen, daß er nicht mit Unrecht von sich sagt, er habe auf der Domschule so gut wie nichts gelernt. Wenn er zehn Jahre später trotz eifrigen Studiums der hochdeutschen Litteratur und mannigfacher Übung im deutschen Stil nicht imstande war, sich grammatisch korrekt auszudrücken und für die Rektion der Präpositionen absolut kein Verständnis hatte, so wird seine Kenntnis der hochdeutschen Sprache von der Schule her nur dürftig gewesen und von der niederdeutschen Muttersprache fast vollständig überwuchert sein. Seiner lateinischen und griechischen Studien auf der Domschule in Schleswig hat Carstens in seinem Leben sich nur einmal gerühmt, als er in Eckernförde beim Weinhandel war und unglücklicherweise mit seiner gelehrten Prinzipalin darüber zu sprechen kam. Daß er in der That fast nichts von dem, was er auf der Schule gelernt, behalten, geht aus den wenigen lateinischen Worten, womit er seit seiner Eckernförder Zeit schon seine Entwürfe zu unterzeichnen pflegte, in so auffallender Weise

hervor, daß man fast versucht ist, die selten richtigen Wortformen: „Asmus Jacobus Carstens ex Chersoneso Cimbrica fecit oder invenit“ als von fremder Hand herrührend zu bezeichnen.[1]

Mochten auch die gelehrten Studien, das Erlernen der lateinischen und griechischen Sprache, keinen Reiz für ihn gehabt haben und der dürre Unterricht fruchtlos an seinem nur für Bilder empfänglichen Sinn abgleiten, so war es doch nicht der eigentliche Unterricht in der Tertia bei dem Kantor Müller, der ihm je länger er dauerte, desto größeren Widerwillen erregte. Was ihm eine Art von Grauen erweckte, war die Fortsetzung des in der Quarta begonnenen Rechenunterrichts bei seinem alten Lehrmeister Lyhm, woran er, trotzdem daß er als Privatunterricht wöchentlich einen Schilling (8 Pf.) kostete, auf Wunsch seines Vormundes und seiner Mutter teilzunehmen hatte. Wenn ihm Lateinisch und Griechisch nicht in den Kopf wollte, Vokabeln, Paradigmen und Sentenzen niemals festsaßen und der Kantor sich vergeblich abmühte, ihn aus seiner anscheinenden Geistesdumpfheit aufzurütteln, so lag dieses nicht sowohl an seiner Fähigkeit, als an Fleiß und Lust und Liebe zur Sache. Aber alles Rechnen, sowie es über das hundertmal geübte Einmaleins hinausgieng, überstieg, nach allem zu schließen, seine Fassungskraft. „Wenn in den Religionsstunden von den Höllenstrafen die Rede war,“ sagte Carstens in späteren Jahren einmal sehr ernst, „so begriff ich nicht, weshalb der Schulmeister das Kopfrechnen am Dienstag und das Tafelrechnen am Donnerstag Nachmittag nicht mit aufführte.“ Als er einst, wo der alte Lyhm ihm prophezeite, daß in seinem ganzen Leben nichts aus ihm werden würde, das naive Bekenntnis that, daß er besser

1) Da liest man „ex Chersonesu Cimbrica, ex Chersonesus Cimbrica, ex Chersonesus, ex Chers. Cimbricus, ex Chersonesa Cimbr., ex Chersoneso Cimbrico, ex Romae u. a. m.

als alle seine Kameraden lernen wolle, wenn man ihm im Zeichnen und Malen Unterricht gebe, und dieser ihm dasselbe mit einer derben Ohrfeige vergalt, da bekam er einen völligen Abscheu vor der losen Schulspeise und lernte noch weniger als vorher. Ewiges Schelten seiner Lehrer, fortwährende Schulstrafen der härtesten Art machen es bei seiner Unlust zum Lernen auch erklärlich, daß er sich bald einer fast systematischen Opposition hingab; hatte er die Figur des alten Herrn in allerlei anzüglichen Stellungen auf der Wandtafel entworfen, so warteten alle, wie einer seiner Mitschüler später wohl erzählte, mit innigem Behagen auf den Augenblick, wo derselbe ins Zimmer trat. Zahlen fand er selten auf seiner Schreibtafel, nur Gesichter, „Engel, ja Teufel mit ingrimmigen Gebärden" traten ihm entgegen, wenn er Carstens' Leistungen kontrolieren wollte. Es ist begreiflich, daß Lyhm einen förmlichen Haß auf den Buben warf, durch die äußerste Strenge seinen Trotz zu brechen suchte und ihn endlich, als alles nichts nützte, als einen unverbesserlichen Taugenichts treiben ließ, was ihm behagte.

Bei allem Schein von Widerspenstigkeit und Trägheit, wie sie seinen Lehrern seit lange entgegentraten, gieng, unbegriffen und unverstanden, in den letzten Jahren seiner Schulzeit eine stille Verzweiflung durch das Herz des Knaben. Wie er in der Schule nach keiner Richtung für seine Neigung Unterstützung und für seine künstlerischen Leistungen Anerkennung fand, so sollte er fortan auch in seinem elterlichen Hause bei seiner geplagten, von üblen Familienverhältnissen bedrückten, kranken Mutter nicht mehr den Trost und die Aufmunterung finden, die ihm sonst wohl zu teil geworden sein mochten. Was konnte den funfzehnjährigen Knaben auch tiefer erfassen, was ihn mehr zu einem Träumer machen, als der Gedanke, daß er bald allein einsam als Waise durchs Leben

wandern werde? Wenn seine Mutter mit ihm von ihrem baldigen Dahinscheiden sprach, von ihm und ihren anderen Kindern mehrmals Abschied fürs Leben genommen und sie auf die Hilfe ihres zweiten Vaters, von dem wir später hören werden, verwiesen hatte, so mußte der sinnige Knabe, mehr und mehr von allem, was ihn umgab, zurückgestoßen, sich ganz auf sich selbst und sein inneres Geistesleben zurückziehen.

Allbekannt ist die Schilderung, die Fernow nach des Künstlers eignem Berichte von dem erwachenden Kunsttriebe des Knaben entworfen hat. Wir haben auch keinen Grund zu bezweifeln, daß diese seine kindliche Neigung schon früh von der Mutter gefördert ist, wenn auch Zeichnungen und gemalte Blumen von ihrer Hand seinem Talente nicht die erste Nahrung geboten haben können. In seinem elterlichen Hause, wo Kupferstiche, Gemälde oder sonstige Bildwerke unbekannt waren, mußten die Holzschnitte in seiner Fibel und im Till Eulenspiegel, die Bienenkörbe, Urnen und sonstigen Vignetten in seinem Katechismus wie die Bilder in der großen Hausbibel alles andere ersetzen. Warum sollte man nicht glauben, daß er mit seinem sechsten Jahre schon in der St. Jürgener Volksschule zum Ärger seines Lehrers seine ersten Kunstübungen begonnen, alles, was ihm vorkam, nachzuahmen versucht und mehr Vergnügen daran gefunden habe, Pferde, Kühe, Hunde und Ziegen auf der Straße nachzuzeichnen als die Züge und Buchstaben seiner Vorschriften? Warum bezweifeln, daß die sorgsame Mutter, als sie seine wachsende Neigung und sein Talent bemerkt hatte, ihn zu Geburtstagen oder zum Weihnachtsfeste mit Farbenmuscheln und Pinseln beschenkt und ihm auch ein kleines Buch gegeben habe, das allerlei Vorschriften zum Farbenmischen enthalten, wenn man weiß, daß dergleichen nebst Rissen und Zeichnungen von Mühlen und Häusern aus dem Nachlaß ihres verstorbenen

Mannes ihr zur Hand sein mußte? Auch findet die Erzählung Fernows, daß er in seinem jugendlichen Eifer mit besonderer Vorliebe Porträte entworfen und bald unter den Einwohnern St. Jürgens, die dergleichen nie gesehen, nicht geringes Aufsehen mit seiner Kunst erregt habe, nach glaubhafter Überlieferung volle Bestätigung. Vor wenigen Jahrzehnten, so wird uns versichert, wurden noch von einigen Bauernfamilien St. Jürgens einzelne roh mit Bleistift gezeichnete, mit goldenen Rahmen gezierte Porträte aufbewahrt, die der kleine Jakob von der Graupenmühle entworfen haben sollte. Überdies wissen wir aus den Aufzeichnungen seines kunstverständigen und künstlerisch angelegten Vetters Jürgensen, der, wie wir sehen werden, in späteren Jahren bedeutsam auf ihn einwirkte und im gewissen Sinne Vaterstelle an ihm vertrat, ausdrücklich, daß ihn seit seinem zwölften Jahre eine wunderbare Lust, ja Leidenschaft am Malen und Zeichnen erfüllt habe, vor der jedes andere Interesse zurückgetreten, daß er auch schon damals imstande gewesen sei, bekannte und auffallende Gesichter aus dem Kopfe ziemlich ähnlich zu zeichnen.

Wie sehr nun auch seine Neigung zum Porträtieren durch Lobsprüche der Bauernfamilien in St. Jürgen und seiner Angehörigen gefördert sein und sein Talent sich mehr und mehr entwickelt haben mochte, ohne den Anblick wirklicher Gemälde wäre der Funke der Begeisterung für die Kunst, der ihn für sein ganzes Leben entzündete, nie in sein jugendliches Herz gefallen. Die ersten mächtigen Eindrücke, die seinen kindlichen Bestrebungen eine bessere und höhere Richtung gaben, empfieng er im Dom, wozu die lateinische Schule ihm den Weg bahnte, so mächtige Eindrücke, daß er sie später noch im Liede besang, sich ihrer nach Verlauf von mehr als dreißig Jahren mit allen Nebenumständen erinnerte und nur voll Rührung und mit Thränen in den Augen davon erzählen konnte.

„O Dom,"

so heißt es in einem Sendschreiben an seinen Vetter Jürgensen in Schleswig,

„O Dom, ich schaue dich noch, wo des Knaben schüchterner Geist
im Gebet zu den Werken des Meisters emporblickte!
Welch ein Sehnen, welch ein Hoffen erfüllte dort meinen fühlbaren Geist!"

Wenn er bei den Schulandachten und bei Leichenbegängnissen oder auch mit seiner Mutter an Sonn- und Festtagen im Dom erschien, hafteten seine Blicke voll verwunderter Neugier auf den Bildern und Schildereien. Schaute er von dem auf Säulen ruhenden Chore hinein in die damals noch in vollem mittelalterlichem Schmucke prangende Kirche mit ihren prunkenden Säulenreihen, ihren an den Seitenwänden hangenden Trauerfahnen, Wappen und Erinnerungsmalen berühmter Männer, fühlte er sich überwältigt von dem eindrucksvollen, erhabenen Anblick. Wie wünschte er sich fort aus den dumpfen Zimmern der Domschule, wie sehnte er sich nach einer Gelegenheit, die Gemälde in der Nähe ungestört betrachten zu können! Seitdem er in der Mittagspause in der Schule verweilte, war der damals stets geöffnete Dom bald sein Lieblingsaufenthalt. Während seine Kameraden nach dem Unterricht auf dem mit einer Mauer umgebenen, nahgelegenen Kirchhofe spielten und Ball schlugen, schlich er sich mit seinem kärglichen Mittagsmahle in den Dom, verzehrte es dort in der Stille und kletterte über reich mit Schnitzwerk gezierte Stühle und hochaufgebaute Bänke hinweg, um die wundersamen Gemälde in der Nähe zu beschauen. Da vergaß er denn alles um sich her, ein heißer Wunsch, auch einmal so etwas machen zu können, erfüllte ihn, und oft steigerte sich dieses Verlangen zur Inbrunst. Die religiösen Gefühle, die seine Mutter früh in seinem Herzen gepflegt hatte, erwachten dann; Thränen drangen ihm ins Auge, und oft betete er mit inniger Sehnsucht, Gott möge ihm die Gnade verleihen und

ihn dahin gelangen lassen, daß er auch einst zu seiner Ehre so herrliche Bilder malen könne.

Wer in den Dom geht, kann auch noch zur Stunde die beiden Gemälde finden, die in dem Gemüte des Knaben jenen Enthusiasmus für die Kunst erweckten und in ihm den festen Vorsatz entstehen ließen, ein Maler zu werden. Neben anderen wertlosen Schildereien, Porträten und Bildwerken bilden der „kleine Altar" und die „heilige Familie," die nach glaubhafter Überlieferung dem herzoglichen Hofmaler Juriaen Ovens (1623—1678) aus Tönning zugeschrieben werden,[1] die vorzüglichste Zierde der Kirche.

---

1) Die große Bedeutung, welche Juriaen Ovens' Gemälde im Dom, und, wie wir weiter unten sehen werden, im Schlosse Gottorp und auf der Amalienburg für Carstens' künstlerische Entwickelung haben, gibt uns Veranlassung hier nach urkundlichen Quellen über den in der Kunstgeschichte ziemlich unbekannten Künstler einige nähere Mitteilungen zu machen. Juriaen (= Jürgen, Georg) Ovens wurde im Jahre 1623 in der Festung Tönning, wo sein Vater Ove Broders Ratmann war, geboren. Er war schon früh in Verbindung mit den Gottorpschen Herzögen und nahm 1654 an dem Gefolge teil, welches zur Vermählung der Prinzessin Hedwig Eleonore, der Tochter des Herzogs Friedrich III., mit Karl Gustav von Schweden nach Stockholm abgieng, und malte hier ein dieses Ereignis darstellendes Gemälde. Die Wirren des dänisch-schwedischen Krieges unterbrachen dann bald darauf seine Arbeiten in Schleswig; während Gottorp von feindlichen Truppen besetzt und der Herzog Friedrich mit seiner Familie zur Flucht nach Tönning gezwungen wurde, verließ Ovens (am 25. Aug. 1657) sein Vaterland und gieng nach Amsterdam, wo er auch das Bürgerrecht gewann und unter anderm die „Verschwörung des Civilis" malte. Es erscheint unzweifelhaft, daß er damals bei Rembrandt seine Schule durchgemacht hat. Erst im Jahre 1663 kehrte er, von Herzog Christian Albrecht zu seinem Hofmaler berufen, in sein Vaterland zurück und nahm seine Wohnung in Friedrichsstadt, wo er später das noch erhaltene Altarbild für die lutherische Kirche malte. Seit jener Zeit beginnt seine ausgedehnte künstlerische Thätigkeit am Hofe der Gottorper in Schleswig. Aus dem Jahre 1664 stammt „der kleine Altar" im Dom, vom Jahre 1670 die „heilige Familie." Auch in einem Stifte zu Bredsted ist neuerdings ein Altargemälde von ihm aufgefunden worden. Bis zur selben Zeit 1670 vollendete er neun große historische Gemälde, von denen weiter unten die

Bei der tiefgreifenden, nachhaltigen Wirkung, die diese Gemälde nach des Künstlers eigenem Bekenntnis auf ihn ausübten, daß er sie bis in seine Eckernförder Zeit für das Höchste hielt, was je ein Maler erreichen könne, dürfte eine genauere Beschreibung derselben am Platze sein.

Unter dem hohen Chore zwischen niedrigen Säulen stand damals das Altargemälde, der sogenannte „kleine Altar". Flügel aus Holz, die das in kunstvoll geschnitzten und reich vergoldeten Rahmen gefaßte Gemälde gewöhnlich bedeckten, enthalten eine Darstellung des Abendmahls von desselben Künstlers Hand; Christus sitzt mit den Zwölfen an einem länglichen Tisch, dem ihm gegenüber sich vom Stuhl erhebenden Judas das Brot reichend, während Johannes an seiner Brust ruht und die übrigen Jünger in lebhafter Erregung sich gruppieren. Ein Stuhl im Vordergrunde

Rede sein wird, im Auftrage des Herzogs zur Ausschmückung eines Saales im Schlosse. In den Jahren 1672 und 1673 wurde die sogenannte „Amalienburg", ein herzogliches Lusthaus im Neuwerk hinter Gottorp, mit Gemälden geziert. Auch zur Feier der Gründung der Kieler Universität lieferte er einige dort noch vorhandene Porträte. Sonst sind von ihm noch einzelne Gemälde im Privatbesitz vorhanden; vieles ist jedoch seit der von der dänischen Regierung kurz nach Beendigung des ersten schleswig-holsteinischen Krieges im Anfang der funfziger Jahre veranstalteten Auktion über die Gottorper Kunstschätze zerstreut. In Eckernförde lebt noch ein Nachkomme desselben, der zwei Porträte von ihm in Lebensgröße, seine Frau und seinen Schwiegervater darstellend, besitzt. Ovens starb in Friedrichsstadt, nachdem noch einmal seine künstlerische Thätigkeit durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1675 unterbrochen war, am 7. Dezember 1678 und hinterließ eine Witwe Marie Martens v. Mehring und acht Kinder. Im Dom zu Schleswig war früher sein Epitaph mit einer längeren lateinischen Inschrift erhalten, worin es hieß: „dies fuit V ante Idus Decembres anni vergentis MDCLXXIIX, quum linea illa suprema scripta fuit." Vergleiche Sach: Neuere Geschichte des Schlosses Gottorp p. 22; Sach: Geschichte der Stadt Schleswig nach urkundlichen Quellen. Schleswig 1875. p. 188 und 189. Weilbach: Dansk Konstnerlexikon p. 527, wo noch einige Bilder von ihm in der königl. Gemäldesammlung auf Christiansburg angeführt werden.

an der Seite des Judas ist leer; der Jünger ist aufgestanden und an die andere Seite des Tisches fragend an den Herrn herangetreten. An beiden Enden der Tafel sieht man zwei Diener die Speisen auftragen.

Das eigentliche Gemälde stellt symbolisch den Sieg des Christentums über die Sünde dar. Ein Engel im Trauergewande schwebt in der Mitte des Bildes auf einer dunklen Wolke, die Nägel des Kreuzes in der rechten Hand, das Kreuz selbst im linken Arme haltend. In der Mitte des Kreuzes ist das Auge der Vorsehung abgebildet, und über dem Kreuze flattert die rote Siegesfahne mit dem Bilde von der Auferstehung des Erlösers. An der rechten Seite des Engels halten zwei andere, in Schmerz versunken, ein aufgerolltes Blatt, auf dem der Sündenfall der ersten Menschen in grauer Farbe dargestellt ist; an seiner linken hält ein dritter ein Bild empor, auf dem man die Geburt des Heilandes abgebildet sieht. Neben diesem tritt ein anderer Engel hervor, mit Palmen und Lorbeerzweigen in der Hand, während eine Schlange oer Hölle verzweiflungsvoll über den Anblick des gnadenreichen Bildes sich in den Gluten wälzt. Zwischen dem Engel, der das Kreuz, und demjenigen, der die Palmen trägt, deutet ein nur zur Hälfte sichtbarer Engel freudig auf die Schlange hin und senkt seine Augen abwärts, als ob er den niederschwebenden himmlischen Gestalten und der Welt den Sieg verkündigen wollte. Oben in der reinen Himmelsluft singen andere himmlische Heerscharen auf Posaunen ihre Loblieder, von der Orgel der heiligen Cäcilie begleitet.[1]

---

1) Das Gemälde ist 163 cm breit und 251 cm hoch, auf Leinwand gemalt, der Firniß durchschlagen, und der Schmutz, der darauf liegt, läßt Farben und Figuren nur undeutlich mehr erkennen. Eine Restauration wäre dringend notwendig. — Obwohl das Gemälde kein Monogramm zeigt, so ist die Autorschaft des Tönninger Ovens nach gleichzeitigen, beglaubigten Nach-

Das zweite Gemälde, welches zu Carstens' Zeit schon an einem Pfeiler der Nordseite hieng und nur, wenn man über die damals hochaufgebauten Kirchenstühle hinwegkletterte, in der Nähe zu betrachten war, stellt die heilige Familie dar. Im Vordergrunde, von Laubgewinde umgeben, sieht man die Jungfrau Maria sitzend, mit dem blonden Christusknaben auf dem Schoße, auf den sie lächelnd in seliger Mutterfreude herabblickt. Ein blaues, weitfaltiges Gewand, das noch den Boden wie eine Schleppe bedeckt, ist über ihre Gestalt gegossen. Während sie den nackten, nur mit einem Schurzbande bekleideten Knaben hält, streckt derselbe strahlenden Antlitzes seine linke Hand dem kleinen nackten Johannes mit schwarzem Haar entgegen, der links sich vor ihm verneigend an ihn heraneilt und ein Kreuz mit dem ägnus dei in der Hand schwingt. Rechts, etwas im Hintergrunde, sitzt, halb von Laubwerk bedeckt, der bärtige Joseph, die Gruppe vor sich in stiller Beschaulichkeit betrachtend. Links im Hintergrunde, Maria und die Knaben umgebend, sieht man Laubgewinde, rechts eine offene Landschaft, aus der ein Baum und ein Turm hervorragt. Oben in der freien Luft schweben rechts drei Engelgestalten, die lobpreisend auf die Gruppe unter ihnen herabschauen. Das Licht fällt effektvoll auf die anmutigen, lieblichen Gestalten im Vordergrunde, für einen Schüler Rembrandt's charakteristisch.[1]

---

richten nicht zweifelhaft. Die Inschrift, die nur den Namen des Gebers angibt, lautet:

Sacrosanctae Trinitati dicatam faciendisque sacris destinatam hanc aram voto suscepto in monumentum et devotissimi et gratissimi animi extrui curavit Iohann. Adolph. Kielmann de Kielmanns-Eck, serenissimi Cimbrorum ducis secretioris consilii praeses, praefectus in Trittow et Reinbegk nec non aulae cancellarius, haereditarius in Satrupholm etc. Anno Aerae Christianae CIƆDCLXIV (1664.)

1) Das Bild ist auf Leinwand gemalt, 174 cm breit und 233 cm hoch und in derselben Weise wie der „kleine Altar" mit goldbedecktem, geschnitztem

Schon die größere Zugänglichkeit und bessere Beleuchtung des „kleinen Altars“ brachte es mit sich, daß der Knabe zunächst von diesem Gemälde am meisten angezogen wurde, obwohl die mannigfachen Ideen des Künstlers schwerlich damals ganz von ihm verstanden und begriffen werden mochten. Der heilige Ort, die geweihten Stufen des Altars, die er nur mit geheimer Scheu und zagendem Fuße zu betreten wagte, die lichten Engelgestalten, die ihm entgegenschwebten und von denen die Mutter ihm in früher Jugend erzählt hatte, mußten inmitten der weihevollen Stille, die ihn rings umgab, das reine, gläubige Gemüt des Knaben in einer Weise erfassen, daß er andachtsvoll auf die Kniee sank und heiße Gebete seinen Lippen entströmten.

Wie in einer Knospe die Blätter noch nicht entfaltet, so waren in dem jugendlich begeisterten Herzen die religiösen und künstlerischen Empfindungen noch zu einem einzigen unaussprechlichen Gefühle zusammengeflossen. Mochte Carstens älter werden an Jahren und zunehmen an künstlerischer Erkenntnis, die härtesten Lebenskämpfe durchkämpfen, dies junge begeisterte Herz seiner Knabenzeit hat er mit sich genommen und niemals verloren

---

und den entsprechenden Emblemen versehenem Rahmen geziert. Wenn auch besser erhalten, als jener, so hat doch der echte Rosmarin des Kleides der Maria anscheinend den Firnis durchbrochen; auch hat das Antlitz derselben und der bloße Hals sowie das Laubgewinde ziemlich stark gelitten. Eine Restaurierung von kundiger Hand würde die Figuren in altem Farbenglanze hervortreten lassen. Auch dieses Bild hat keine Unterschrift oder Monogramm des Künstlers. Die Tradition schreibt es erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einiger Bestimmtheit dem Ovens zu, dem wir es deswegen nicht abzusprechen wagen. Die Inschrift stammt aus dem Jahre 1670 und enthält nur den Namen des Gebers:

Ornamento aedi huic cathedrali tabula sacra facta a Joachimo Schmieden, praefectur. Tremsbüttel et Steinhorst inspectore. Anno CIↃIↃCLXX.

trotz aller Krankheit, Mühen und Sorgen seines vielbewegten Lebens. Stand er im Anblick der Abgüsse der antiken Bildwerke im Kopenhagener Museum oder vor den Gemälden Rafaels und Michelangelos in Rom, — dasselbe heilige Gefühl der Anbetung, das ihn zu Thränen rühren konnte, durchdrang ihn; immer kehrte er sinnend zurück zu den weihevollen Stunden seiner Jugendzeit, und es war ihm, als wenn das höchste Wesen, zu dem er einst als Knabe im Dom seiner Heimatstadt so oft und so innig gebetet hatte, in den Gestalten der Kunst ihm wirklich erschienen und sein Flehen erhört sei. Die Kunst ward seine Religion; sie allein rief in seinem Herzen die religiösen Empfindungen wach, die seine Jugend verklärt hatten.

Man könnte es auffallend finden, daß die christlichen Ideen, wie sie in den Ovensschen Gemälden sich ihm darstellten, nicht von nachhaltigem Einfluß auf seine späteren künstlerischen Bestrebungen gewesen sind. Wir wissen freilich, daß die Nachahmung der Engelköpfe, der Maria, des Christuskindes, die ihm an heiliger Stätte entgegengetreten, jahrelang die Lieblingsbeschäftigung des Knaben war, daß er selbst einmal seinen erzürnten Lehrer durch die Überreichung eines derartigen Bildes zu versöhnen suchte. Auch dürfen wir annehmen, daß seine dauernde Vorliebe für symbolische Darstellung, wie sie seiner Gemütsart, die Bedeutung und Tiefe des Sinnes in Kunstwerken liebte, vor allem entsprach, ihren ersten Grund in den Ovensschen Gemälden gefunden habe; aber auf seiner späteren Laufbahn, die ihn während seiner Eckernförder Lehrzeit dem Griechentum zuführte, ist er christlichen Ideen nicht nachgegangen, wie sehr er auch die ehrwürdige Einfalt und altdeutsche Redlichkeit eines Dürer pries und vor den Gemälden Rafaels und Michelangelos seine religiöse Andacht verrichtete. Mochte auch er dem seine Zeit beherrschenden Vorurteil gegen die

mittelalterliche und christliche Kunst seinen Tribut zahlen, nicht Feindschaft gegen die Heilswahrheiten des Christentums, sondern sein nüchterner protestantischer Glaube, wie er ihm in der Schule und der Kirche seiner Heimat gepredigt und gelehrt war, hat ihn auch in Rom von der römisch-christlichen Kunst ferngehalten, wie die Begeisterung für das Altertum vor einer Gefühlsschwärmerei bewahrt, der andere Künstler vor und nach ihm erlagen. Es ist mit Recht gesagt, daß sein ausgebildetes protestantisches Bewußtsein, oder wenn man will, sein Vorurteil gegen die kirchlichen Formen des Katholizismus ihm seine Kunst zu heilig erscheinen ließ, um sie solchen Zwecken dienstbar zu machen. „Mitten unter Heiden, unter Jesuiten und Pfaffen,“ sagt sein Vetter, „hat er in Erinnerung seiner lutherischen Heimat gelebt als guter Protestant.“

Man hat sich vielfach gewundert, daß der Knabe in einseitiger Vorliebe für Zeichnen und Malen trotz eines seltenen bildnerischen Talents für die reichen Schnitzereien, die den Dom damals noch weit mehr als heute zierten, kein bemerkbares Interesse gezeigt, insbesondere, daß der berühmte Brüggemannsche Altar ihn nicht in demselben, wenn nicht in noch höherem Maße ergriffen habe, als die Ovensschen Gemälde. Wenn auch überliefert ist, daß er schon in früher Jugend Figuren aus Lehm gebacken, Hunde und Pferde, Tiere allerlei Art bildlich darzustellen verstanden, so kann doch auf die Ausbildung seines plastischen Sinnes, der durch die ganze Kunst unseres Carstens geht, die Betrachtung der Schnitzereien im Dom keinen Einfluß geübt haben.[1] Die Erklärung dieser allerdings auffallenden Erscheinung mag zum großen Teile in dem äußeren Umstande gefunden werden, daß

1) Die Bemerkung bei Fernow p. 44: „Außer anderen unbedeutenden Schildereien und Schnitzereien u. s. w.“ stellt dies außer Zweifel.

dem Publikum damals nur selten Gelegenheit gegeben ward, den „Altar“ in der Nähe zu betrachten. Nur bei besonders feierlichen Anlässen, beim Abendmahl, bei Taufen und Trauungen wurde das hohe Chor und der Zugang zu dem Hochaltar geöffnet, hinter dem wie noch heute das Brüggemannsche Werk aufgestellt war. Gewöhnlich war der Zugang durch ein hohes eisernes Gitter versperrt. Dazu kam, daß der Einblick in das hohe Chor von dem Kreuze oder dem Mittelschiffe aus durch eine Säulenreihe, worauf der Schülerchor sich befand mit einem mächtigen, aus Holz geschnitzten Christus am Kreuze, sowie durch den kleinen Altar und das Ovenssche Bild fast vollständig verdeckt ward. Unter diesen Umständen erscheint es wahrscheinlich, daß Carstens den „Altar“ nur aus der Ferne von dem Schülerchor aus gesehen hat, so lange er die Domschule besuchte, niemals zu ihm gelangt und vielleicht erst nach seiner Konfirmation bei der Austeilung des Abendmahls zum erstenmal in seine Nähe getreten ist. Überdies galt der „Altar“ bei den Kunstverständigen jener Zeit für veraltet und kaum der Beachtung wert. Da sein Vetter Jürgensen erst viel später, im Anfang dieses Jahrhunderts, von seinem früheren Vorurteil zurückkam und sich erst damals daran machte, durch eine ausführliche Beschreibung das Kunstinteresse für den „Altar“ wieder zu erwecken, so würde es geradezu auffallend sein, wenn der Knabe Carstens aus sich selbst die Hindernisse, die ihn von der Betrachtung desselben fernhielten, zu überwinden versucht hätte.

Wie der Brüggemannsche Altar sich seinen Blicken entzog, so mußte ihm auch während seiner Schulzeit und darüber hinaus aus denselben Gründen eine Reihe anderer Kunstwerke, die Schleswig noch aufwies, vollständig unbekannt bleiben, und dies erscheint um so bemerkenswerter, als es Bilder von der Hand desselben Meisters waren, den er im Dom bewundert hatte. Wer sollte

auch wohl damals dem unscheinbaren Knaben den Weg zu den Prunkgemächern des Schlosses bahnen, in denen die in viel späterer Zeit von ihm angestaunten historischen Gemälde des Ovens aufbewahrt wurden? Mochte er auch oft in dem Park des Neuwerks in der Umgebung des Schlosses als Knabe gespielt haben, keiner der Seinen wird vermocht haben, ihm den Zugang zu dem Lusthaus Amalienburg zu verschaffen, wo er später mit seinem Vetter mythologische Studien trieb.

Während seiner ganzen Schulzeit waren es die Ovensschen Gemälde im Dom allein, die seinen „Stern und seine Leuchte" bildeten. Indem er sich seinen Porträtstudien mit immer größerem Eifer hingab, glaubte er auch den sichersten Weg zu gehen, einst Bilder wie jener malen zu können. Er zeichnete Verwandte, Bekannte, Lehrer und Schüler, mochten sie ihm sitzen wollen oder nicht, pflegte auch, nach dem Berichte seines Vetters, die Produkte seiner Kunst nicht unter den Scheffel zu stellen und war freudig bewegt, wenn jemand ihm eine besondere Aufmunterung zu teil werden ließ, die ihm in der Schule niemals und in seinem elterlichen Hause in den letzten Jahren sehr selten mehr vergönnt war. Wenn wirklich die Mutter früher seine Neigung unterstützt, seinen Wünschen möglichst nachgegeben hatte, so war sie in ihren letzten Lebensjahren kaum mehr in der Lage, ihn in gleicher Weise zu fördern. Hätte irgend etwas die Begeisterung des Knaben lähmen können, irgend etwas seine Willenskraft zu brechen vermögen, so wäre er unter dem Drucke seiner trüben Familienverhältnisse verkümmert, geknickt und zu Grunde gegangen. Aber mochten sie ihn auch mehr als alles andere abdrängen von seinem Lebensziel, sie waren es auch wieder, welche die Energie seines Willens und Wollens in einem Maße stärkten und stählten, daß er, auf sich selbst angewiesen, einsam und verlassen

seinen Weg wandernd, auch in sich selbst die Kraft fand, alle Hindernisse, die sich seinem Streben entgegenstellten, zu überwinden.

Nach Hans Carstens' Tode hatte die Mutter mit Hilfe eines Meistergesellen und einiger Lehrburschen der Mühle und dem Hauswesen unter Schwierigkeiten mancherlei Art vorgestanden. Die Wirtschaft gieng indes unter ihrer Leitung allmählich zurück und drohte im Lauf der Jahre gänzlich in Verfall zu geraten. Sie sah sich genötigt, Gelder aufzunehmen und die Mühle zu verpfänden, die ihr nach der Erbteilung mit ihren Kindern eigentümlich zugefallen war. Um so viel wie möglich aus ihrem kleinen Hause Nutzen zu ziehen, hatte sie selbst einen Teil an einen Sattler aus Kopenhagen vermietet und sich mit ihrer Familie auf den kleinsten Raum beschränken müssen. Schon im Jahre 1764 ward in den Steuerlisten der Stadt die fällige Rekognition von der Graupenmühle als restant aufgeführt, was auf eine starke Abnahme der Nahrung schließen läßt. Wie hätte sie auch als kränkliche Witwe, von der Sorge für ihre Kinder und den Hausstand tagtäglich mehr in Anspruch genommen, das Geschäft ihres Mannes wieder heben können? Sie suchte Hilfe in einer neuen Heirat, verlobte sich um Ostern 1765 und schloß drei Jahre nach dem Tode ihres ersten Mannes, am 17. August desselben Jahres, ihren zweiten Ehebund mit ihrem Meistergesellen Jürgen Muhl, der, damals in einem Alter von vierunddreißig Jahren und aus der Landschaft Eiderstedt stammend, seit zwei Jahren dem Mühlenwesen vorgestanden hatte.

Der mit Genehmigung der Vormundschaft abgeschlossene Ehekontrakt (15. Aug. 1765) zeigt, wie man die Rechte der Kinder an der mütterlichen Mühle zu wahren suchte. Jede Gütergemeinschaft, wie sie sonst nach dem Landesrechte üblich war, wurde

ausgeschlossen und dem Ehemann die Verpflichtung auferlegt, den mit der Mutter am 28. Februar 1763 abgeschlossenen Teilungsvertrag ohne jede Einschränkung zu übernehmen. Sollte er ohne Leibeserben vor der Ehefrau sterben, so durften die Erben nur auf ein Pflichtteil von hundertundzwanzig Mark rechnen; im Falle, daß sie ohne Erben vor ihm stürbe, sollte ihm die Hälfte der Güter zufallen. Würde dagegen ihr Ehestand mit Kindern gesegnet werden und sie vor ihrem Manne sterben, wie es später geschah, so sollte ihm ohne Rücksicht auf seine mit in die Ehe gebrachten Güter statt des ihm sonst zukommenden Erbteils nur ein bester Kindes- oder Sohnesteil zugewiesen werden.

Die Hoffnung der Mutter, an ihrem zweiten Ehemann eine Stütze zur besseren Führung des Mühlenwesens zu finden, gieng zu ihrem und ihrer Kinder Unglück nicht in Erfüllung. Zwei Söhne waren die Frucht ihrer vierjährigen Ehe,[1] aber der leichtlebige, lebenslustige, wenn auch gutmütige Muhl, der sich nicht leicht eine Freude und Festlichkeit des damaligen bürgerlichen Lebens entgehen ließ, hatte kein Verständnis für die Pflichten, die er gegen seine Frau und seine Stiefkinder übernommen. Die Carstensschen Kinder, und insbesondere der älteste Asmus Jakob, haben bald den Wechsel, der mit der neuen Heirat der Mutter eingetreten war, an sich erfahren müssen. Wenn er selbst nie ein Wort davon erwähnt, seinen Stiefvater und dessen Schicksale mit keinem Worte berührt und keinen Schatten auf seine Mutter hat fallen lassen, so können wir auf Grund urkundlicher Quellen ihm

1) Matthias Heinrich Mühl, get. am 6. April 1766 und Johann Heinrich Muhl, get. am 10. Sept. 1767. Ersterer starb schon vor 1769; der andere ist nach der Flucht und Verurteilung des Vaters in vormundschaftliche Obhut gekommen und wie sein Vater später verschollen. (Nach dem Taufregister der Domgemeinde.)

noch nachfühlen, wie gern er diese Jahre mit all ihren trüben Erlebnissen in seiner Erinnerung ausgetilgt hätte.

Jürgen Muhl ließ sich die Sorgen der Mutter wenig kümmern. Obwohl keine Gütergemeinschaft zwischen ihnen bestand, wußte er sie doch zu bewegen, immer neue Anleihen zu machen und ihre eigne Mühle zu Pfande zu setzen. Schon im Dezember des Jahres 1765 waren sie in eine bedrängte Lage gekommen. Die Großeltern in Tetenbüll, wenig zufrieden mit der zweiten Heirat, begannen sich zurückzuziehen und kündigten ihnen, um sich gegen den drohenden Fall sicher zu stellen, schon Mitte des Jahres ein Kapital von vierhundert Thalern (1440 Mk.), wofür einst Hans Carstens die Mühle von seinem Vater übernommen und die noch bis jetzt als erste Hypothek auf derselben geruht hatten. Zu aller Sorge für ihre zahlreiche Familie kam mit Anfang des neuen Jahres ein Unglück, das unerwartet und plötzlich über sie hereinbrach. In der Nacht vom fünften auf den sechsten Februar 1767 wurden sie von Feuerlärm erweckt; die Mühle stand in Flammen und war in wenig Stunden vollständig niedergebrannt. Alle Nahrung ihres Gewerbes, der einzigste Unterhalt der Familie, war dahin. Kummervoll saß die Mutter den ganzen nahrungslosen Sommer daheim, oft von schweren Sorgen für ihre Kinder bedrückt, während ihr Ehemann tage- und wochenlang abwesend war, um mit Mauer- und Zimmermeistern wegen des Neubaus und der Herbeischaffung des Materials zu unterhandeln und leichten Sinnes in die Zukunft schaute. Ihre älteren Kinder sahen sie oft in Thränen, und mit Thränen empfieng sie ihren ältesten Sohn, wenn er selber schwerbedrückt aus der Schule heimwärts kehrte, um das kärgliche Mahl einzunehmen, das sie ihm bieten konnte. Alle Freudigkeit des Lebens war aus dem Hause entwichen, alle Lust an der Arbeit dahin. Die Kinder schauten wohl die Trübsal

der geistig und leiblich niedergebeugten Mutter, aber was ihr am meisten das Herz bedrückte und am schwersten für sie zu ertragen war, der sittenlose Lebenswandel ihres Mannes in ihrem eignen Hause und vor ihren Augen blieb ihnen noch lange verborgen.

Erst im Laufe des Sommers konnte Muhl daran denken, den Neubau seiner Mühle zu beginnen. Er hatte mit dem Magistrate lange Verhandlungen zu führen gehabt, weil unvorhergesehene Schwierigkeiten sich einem Wiederaufbau derselben auf einunddemselben Platze entgegenstellten. Von den Gutsbesitzern und anderen Bewohnern der Landschaft Angeln waren Vorstellungen an die Behörden gegangen, die allzu nahe an der Heerstraße und für vorüberfahrendes Fuhrwerk gefährlich belegene Graupenmühle nach einer andern bequemeren Stelle zu verlegen. Selbst der königliche Statthalter ließ unter dem zweiten April desselben Jahres dem Magistrate den Befehl zugehen, dem Ansuchen der Angler Grundbesitzer möglichst nachzukommen.

Der neue Kontrakt, den Jürgen Muhl im Mai des Jahres 1767 mit dem Rate schloß, läßt überall die Bereitwilligkeit desselben erkennen, der bedrängten Müllerfamilie zu Hilfe zu kommen und den raschen Aufbau der Mühle zum Nutzen der Einwohner nach Möglichkeit zu fördern. Auf der „obersten Stadtkoppel“, dort, wo noch jetzt die Windmühle steht, wurde Muhl unentgeltlich ein Stück Land von zweihundert Fuß Länge und hundertundachtzehn Fuß Breite eingeräumt, worauf er, so weit die Bodenbeschaffenheit es zuließ, entfernt von der Landstraße die neue Windmühle errichten sollte. Indem es ihm außerdem freigestellt ward, statt des alten verfallenen Wohnhauses an einem ihm genehmen Orte des angewiesenen Grundstückes ein neues Gebäude nebst Stall zu erbauen, wurde seine frühere Abgabe von zwölf Thalern um vier Thaler mit der Einschränkung erhöht, daß dieselbe, sobald

das alte Haus abgebrochen werde, wieder um zwei Thaler verkürzt werden solle. Im übrigen erklärte der Magistrat sich willig und bereit, ihn bei allen seinen Vorwesern eingeräumten Freiheiten und Privilegien auch für die Zukunft zu schützen.

Der Bau der Mühle dauerte bis in den Herbst hinein und nahm die Thätigkeit Muhls vollständig in Anspruch. Nach und nach wurden ihm auch die Gelder aus der Landesbrandkasse ausbezahlt, die, in einer Höhe von 2600 Thalern (9360 Mk.), außer zur Befriedigung der Bauleute zum Unterhalte der Familie dienen mußten.

Als am 10. September 1767 ein zweiter Sohn Muhls getauft ward, wurde zugleich die „Einweihung“ der neuen Windmühle gefeiert. Obwohl damit das Müllergeschäft wieder aufgenommen wurde, schien doch die Hoffnung der Mutter auf eine bessere Zukunft nicht in Erfüllung zu gehen. Trotz des freudigen Familienfestes, das sie im Kreise der Ihrigen mit begieng, vermochte sie den Druck der trüb durchlebten Zeit nach ihrer letzten Niederkunft nicht mehr vollständig zu verwinden. Nach dem Zeugnisse des damaligen Physikus Fürsen, dessen Angaben uns erhalten sind, siechte sie mit ihrem ältesten Sohn aus der Ehe mit Muhl während des ganzen nächsten Jahres an einem Brustleiden dahin. Mit dem 18. November 1768 trat eine plötzliche Verschlimmerung ihres Übels ein; fast täglich wurde der Arzt gerufen; während des Dezembers stand er viermal des Nachts an ihrem Krankenlager. Noch am Weihnachtsabend, wo sie zu sterben vermeinte, mußte er auf der Graupenmühle erscheinen. Es war ein trübes Fest, welches die Kinder zum letztenmal mit der kranken Mutter feierten. Noch einmal flackerte ihr Lebenslicht auf, aber mit dem kommenden Frühjahr sah sie stündlich ihrem Tode entgegen. Je näher ihrem Ende, desto mehr trat auch wieder die

Sorge für ihre Kinder erster Ehe vor ihre bekümmerte Seele. Sie gedachte ihr Haus zu bestellen, soweit dieses nach den früheren Vergleichen noch in ihrer Macht stand. Wenn je, so wäre jetzt Gelegenheit gewesen, die Zukunft ihres ältesten Sohnes dem Vormunde und ihrem Manne ans Herz zu legen; wenn sie je mit mütterlichem Stolze das Talent ihres Jakob bewundert und ihn in seinem Streben angefeuert hatte, so hätte sie doch jetzt noch zum letztenmal ihrem Wunsche Ausdruck geben müssen, daß er sich der Malerkunst widmen möge. Aber in allen uns vorliegenden Aktenstücken tritt nirgends eine besondere Hervorhebung ihres ältesten Sohnes hervor, nirgends ist die leiseste Andeutung zu finden, daß sie ihn zu einem besonderen Berufe ausersehen.

Am 15. Januar hatte sie nach gemeinsamem Genuß des Abendmahls mit ihrem Manne eine eingehende Besprechung, die uns in ihren Hauptzügen erhalten ist. Sie forderte ihn auf, im Fall ihres Todes für ihre Kinder erster Ehe zu ihrem väterlichen und mütterlichen Erbteil ein übriges zu thun. Für ihre Tochter bestimmte sie das beste Bett, ihre gesamten Kleidungsstücke und das Leinenzeug, das sie selber getragen; ihren Söhnen, denen sie selbst nichts anderes zu hinterlassen hatte, als was in dem früheren Vergleiche festgesetzt war, sollte ihr Mann je hundert Mark (120 Mk.) als väterliches Geschenk aussetzen. Jürgen Muhl war bereit dem Wunsche der Sterbenden zu willfahren; schon am folgenden Tage gab er vor dem Stadtgerichte die entsprechende Erklärung ab, nach dem erfolgten Ableben seiner Frau das Geschenk für seine Stiefsöhne auf seinen Namen in das Schuld- und Pfandprotokoll der Stadt eintragen zu lassen. Während Muhl so den Dank seiner Frau für das den Kindern bewiesene Wohlwollen entgegennahm, wußte er ihr anderseits zu verhehlen, daß er in denselben Tagen eine neue Anleihe von 600 Thalern

(2160 Mk.) aufgenommen und auf seine alleinige Verantwortung hin die Mühle dafür zum Pfande gesetzt hatte. Er sah sich angesichts des bevorstehenden Hinscheidens seiner Frau schon als den Besitzer der Mühle an und war nicht gewillt, sich durch Trauerfälle in seinem Hause in seinen Vergnügungen stören zu lassen. Kaum waren drei Monate vergangen, als er sich zur Verwunderung aller in die Altstädter Schützengilde aufnehmen ließ, um an den im Juli desselben Jahres stattfindenden achttägigen Festlichkeiten teil nehmen zu können.

„Christina Dorothea Muhl, verwitwete Carstens, älteste Tochter des weiland Asmus Petersen auf Winkelholm" starb am 8. März 1769 in einem Alter von dreiundvierzig Jahren und wurde drei Tage später neben ihrem ersten Manne auf dem Altstädter Kirchhofe beigesetzt. Ein volles Jahr vor der Konfirmation ihres ältesten Sohnes schied sie dahin, ohne daß über dessen Zukunft etwas Festes bestimmt war, noch hatte bestimmt werden können. Wenn demnach Fernow die Mutter noch Unterhandlungen mit einem Maler der Stadt und in der Folge mit dem älteren Tischbein in Kassel anknüpfen läßt, so kann dies nach Lage der Sache nur auf einem Irrtum des Künstlers und kaum auf einer Verwechselung seines Biographen beruhen. Der Tod der Mutter und die damit für ihn verbundene Vereinsamung und vollständige Abhängigkeit von Fremden wird auf den funfzehnjährigen Knaben so stark eingewirkt haben, daß sich die Ereignisse in seiner Erinnerung verschoben und er in ihrem Verluste auch das Scheitern aller seiner Lieblingspläne sah.

In derselben Weise, wie früher die Mutter bei ihrer zweiten Heirat, übernahm von jetzt an der Stiefvater vorläufig die Sorge für die verwaisten Kinder; er führte die Müllergeschäfte auf eigene Rechnung weiter und ließ die Hauswirtschaft durch

eine Haushälterin, Christina Katharina Detleffsen, die dreizehn Jahre in den Diensten der Carstensschen Familie gestanden und alle Kinder hatte aufwachsen sehen, in seinem Sinne weiterführen. Mühle und Zubehör wurden nicht zu Verkauf gestellt, wie es bei Fernow heißt, auch nicht die Kinder von den Vormündern fremden Leuten übergeben. Freilich war die Ordnung der Erbansprüche derselben bei den verwickelten Familienverhältnissen schwierig genug, und es bedurfte der ganzen Umsicht der Oberbehörde, die Rechte der Kinder genügend sicher zu stellen. Der bisherige Vormund Jakob Mohr erklärte, unter den obwaltenden Umständen die verantwortlichen vormundschaftlichen Pflichten nicht allein mehr übernehmen zu können, und ließ sich durch den Magistrat in der Person des Reifschlägers Josias Petersen einen Mitvormund bestellen, der als nächster Nachbar und Hausfreund mit den Verhältnissen der Carstensschen Familie genau bekannt war.

Um den Vermögensstand zu ermitteln, ergieng schon am 27. Mai durch die Vormünder und Jürgen Muhl ein gemeinsamer Proklam. Zur Wahrnehmung der Gerechtsame ihrer Familie erschienen der Großvater Jürgen aus Tetenbüll und die übrigen väterlichen Verwandten in Schleswig. Da die Ordnung der Erbverhältnisse voraussichtlich eine lange Zeit in Anspruch nehmen mußte, so wurden von Seiten derselben und der Vormünder unter Genehmigung des Magistrats mit dem Stiefvater in Bezug auf die Erziehung der Kinder und die Verwaltung der Mühle vorläufige Vereinbarungen getroffen, die später in größerer Ausführlichkeit und Bestimmtheit in einem Erbvergleich zwischen Muhl und seinen Stiefkindern niedergelegt sind.

Die gerichtliche Aufnahme des Inventars und die Taxation der gesamten Güter ergab nach Abzug der Schulden und des

väterlichen Erbteils für die Kinder als mütterlichen Nachlaß die Summe von 661 Thalern und vierzig Schilling (2382 Mk.), wovon dem Ehemann nach Stadtrecht die Hälfte, jedem Sohne dreiundsiebenzig Thaler und fünfundzwanzig Schilling, der Tochter sechsunddreißig Thaler und sechsunddreißig Schilling zugesprochen wurden. Indem der Stiefvater die Mühle mit allem Zubehör, den gesamten Schulden und sonstigen Verpflichtungen übernahm, behielten sich die Vormünder, wahrscheinlich mit Rücksicht auf den zweiten Sohn, der zum Müller bestimmt war, das Vorkaufsrecht vor. Muhl verpflichtete sich, seine Stiefkinder vorläufig in seinem Hause zu behalten und sie mit allem Notwendigen in gesunden und kranken Tagen bis zu ihrem vollendeten achtzehnten Lebensjahre väterlich zu versorgen. Während er die Tochter in Handarbeit unterrichten, Asmus Jakob und seine beiden Brüder ein Handwerk oder Profession, wozu sie mit Einwilligung der Vormünder geschickt sein sollten, frei erlernen zu lassen und sie während der Lehrjahre nach Maßgabe der früheren Erbvergleiche mit Kleidung und allem übrigen zu versehen versprach, ward ihm von Seiten der Vormünder der zinsfreie Genuß ihres väterlichen und mütterlichen Erbteils zugesichert und zugleich der Anfall eines Kapitals von vierhundert Thalern (1440 Mk.) zugestanden, das schon früher für ihre Erziehung ausgesetzt war. Sollte er aber in der Folge es seinen Umständen nicht gemäß finden, die Alimentation der Kinder weiter zu führen, so behielt er sich das Recht ausdrücklich vor, dieselben nach vorhergehender vierteljähriger Kündigung den Vormündern zu ihrer weiteren Versorgung zu übergeben; anderseits sollte es diesen unbenommen sein, falls sie an der Erziehung und dem Unterhalt der Kinder etwas auszusetzen hätten, dieselben dem Stiefvater sofort zu nehmen und anderweitig unterzubringen. Indem der Stiefvater sich verpflichtete, sie in

einem solchen Falle mit „guter notdürftiger Sonn- und Werkeltagskleidung und Leinwand" versehen und rein und gesund, von unheilbaren Krankheiten und Schäden abgesehen,[1] den Vormündern zu übergeben, erklärten sich diese zufrieden, wenn er sie so in Kleidern halte und abliefere, wie sie bisher gehalten seien. Sollte aber eines der Kinder vor dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre sterben, so gab Jürgen Muhl seine Einwilligung, daß der Anteil des Verblichenen an den für die Alimentation ausgesetzten Geldern den überlebenden Geschwistern zu gute komme.

Auf Grund dieses Erbvergleichs wurden die Vormünder von den Oberbehörden noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, mit dem kleinen Vermögen ihrer Pupillen sparsam und haushälterisch umzugehen, und mit Rücksicht auf diese eidlich übernommene Verpflichtung ist ihr späteres Verhalten zu beurteilen. Indem damit die definitive Entscheidung über die Zukunft der Söhne noch längere Jahre nach ihrer Konfirmation hinausgeschoben werden konnte, blieb es der reiflichen Erwägung der Vormünder überlassen, denjenigen Weg einzuschlagen, welchen sie für ihre Mündel als den geeignetsten hielten.

Mittlerweile hatte jedoch über Asmus Jakob schon eine vorläufige Bestimmung getroffen werden müssen. Mit Ostern 1770, wo er sein sechzehntes Lebensjahr nahezu vollendet hatte, war die Zeit seiner Konfirmation herangekommen. Es konnte zur Frage stehen, ihn die lateinische Schule weiter besuchen und den

---

1) Nach einer bei den Konkursakten liegenden Rechnung eines Chirurgen war einer der Brüder mit einem starken Bruchleiden behaftet. Wer es war, läßt sich nicht mit voller Sicherheit bestimmen. Da aber Asmus Jakob Küfer, Hans Hinrich Müller und der jüngste Friedrich Christian Maler ward, so scheint die Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß der letztere gemeint ist.

Weg der gelehrten Studien einschlagen zu lassen, woran in der That eine zeitlang gedacht zu sein scheint. Indes die geringe Neigung, die der Knabe diesem Plane entgegenbrachte, und noch mehr das entschiedene Abraten seines Lehrers, des Kantors Müller, an den man sich deswegen gewandt, brachte die Vormünder zu dem Entschlusse, ihn mit seiner Konfirmation auch von der Domschule abgehen zu lassen.

So schied denn der sechzehnjährige Tertianer ohne eigenes oder seiner Lehrer Bedauern aus einer Anstalt, der er acht Jahre angehört hatte; er schied unverstanden und selber ohne jegliches Verständnis für das, was die Schule ihm in einer wenig anmutenden Form geboten, und trat jetzt mit dem angenehmen Gefühl ins Leben ein, ungestört von den Zahlen seiner Rechentabellen und den Paradigmen und Vokabeln seiner Grammatik, zunächst ganz seinen Neigungen und Liebhabereien nachgehen zu können. —

Carstens im Hause seines Stiefvaters Muhl.

1770—1771.

Im Hause seines Stiefvaters Jürgen Muhl verlebte Carstens mit seinen drei Geschwistern nach seiner Konfirmation noch mehr als anderthalb Jahre. Nur wenig von Müllergeschäften, die ihn niemals angezogen hatten, in Anspruch genommen, suchte er während der Zeit auf alle Weise sich in seiner Kunst weiterzubilden. Saß er nicht daheim bei seinen Farbenmuscheln, mit Kreide und Blei Porträte entwerfend oder Figuren aus Ton bildend, so konnte man ihn in den Werkstätten der schleswigschen Kunstmaler treffen, den Arbeiten der Gesellen zuschauend und weitere Belehrung suchend. Sein Stiefvater ließ ihn schalten und walten, wie es ihm beliebte, da die Zukunft desselben ihn wenig kümmerte und die Verantwortung dafür allein den Vormündern zustand. Soweit wir wissen, hat von allen seinen Verwandten nur sein alter Großvater in Tetenbüll nach dem Tode der Mutter sich seiner verwaisten Enkel nach Kräften anzunehmen gesucht. Asmus Jakob verweilte selbst längere Zeit auf der großväterlichen Mühle und mag vielleicht bestrebt gewesen sein, in ihm einen Fürsprecher bei seinen gestrengen Vormündern zu gewinnen. Indes wurde das verwandtschaftliche Band noch im Jahre 1770 durch Jürgen Carstens' Tod gelöst, und als ihm am 15. April 1771 die Großmutter Elisabeth im Alter von sechsundsiebenzig

Jahren ins Grab folgte, war von Seiten der väterlichen Verwandten keine Einwirkung auf die Zukunft der Kinder mehr zu erwarten. Noch in ihrem Testamente hatten sie ihre Enkel mit einer kleinen Summe bedacht, die sofort in vormundschaftliche Verwaltung übergieng.

Mittlerweile hatten auch die Verhandlungen und Erwägungen über Asmus Jakob Carstens' Zukunft ihren Anfang genommen. Die endliche Entscheidung, die von Seiten der Vormünder im Einverständnisse mit dem Rate der Stadt über ihn getroffen wurde, stand, wie bekannt, in grellem Gegensatze zu seinen eignen Wünschen und Neigungen. Wie schwer Carstens dies auch empfunden hat, wie streng das Verhalten der ehrenwerten Männer, deren Nachkommen noch heute in Schleswig wohnen, auch verurteilt ist, nichts kann uns berechtigen, den Stab ohne weiteres über sie zu brechen. Wenn sie den jüngsten Bruder Friedrich Christian wenige Jahre später ohne jegliches Bedenken Maler werden ließen, ihn dem Unterrichte des Porträtmalers Voigts übergaben,[1] um ihn dann „zur Erlernung der Kunstmalerei" zu

1) Friedrich Christian Carstens, geboren am 1. Februar 1762, einen Monat vor dem Tode seines Vaters, trat Ostern 1778 bei dem Schleswiger Porträtmaler Karl Daniel Voigts in die Lehre. Die Angabe (vergl. Weilbach s. u.), daß Voigts Lehrer des A. J. Carstens gewesen, beruht auf einer Verwechselung. Seit Mitte 1781 war Friedrich Christian bei seinem älteren Bruder in Kopenhagen. Unter dem 22. März 1783 quittiert er seinen Vormündern schriftlich von Kopenhagen aus für den Rest seines Vermögens von 179 Thalern 44 Schilling (648 Mk.). Somit kann die Reise nach Italien erst kurz nach Ostern 1783 von ihnen angetreten sein. In Zürich übte er sich im „Bossieren ganzer Figuren und in historischen Gruppen," wozu er nach Jürgensen schon in Kopenhagen den Grund gelegt hatte. In Lübek lebte er seit 1784 „etliche Jahre" mit seinem Bruder zusammen, gieng dann nach einigem Verweilen in Stralsund nach Stettin, wo er sich ein par Jahre aufhielt. Bald nach 1790 kam er nach Berlin zu seinem Bruder, wo er im Oktober 1798 starb. „Er widmet sich jetzt (1792) der Kupferstecher-

seinem älteren Bruder nach Kopenhagen zu senden, so müssen schwerwiegende Gründe vorgelegen haben, dem letzteren gegenüber, dessen Talent und Neigung ihnen unmöglich unbekannt sein konnten, nach reiflicher Erwägung ihre Erwilligung zu versagen.

Man hat vielfach hervorgehoben, daß die Malerei zu jener Zeit ein wenig angesehenes Gewerbe war, welches nach Jürgensens Ausdruck seine Jünger nur allzu häufig darben lasse; die Vormünder hätten aus diesem Grunde ihrem Mündel die Erlernung derselben nicht gestatten wollen. Die Erwägungen der Vormundschaft zeigen indes, daß dies nur in einem beschränkten Sinne richtig ist. Nicht diejenige Malerkunst, die sie als einfache Bürger Schleswigs kannten und ausüben sahen, konnte ihnen als ein „unnützes und brotloses“ Gewerbe erscheinen, da sie in den Malermeistern ihrer eignen Stadt angesehene und wohlhabende Vertreter derselben vor Augen hatten. Nur jene seltsamen, überschwenglichen Ideen, die sich in dem Kopfe ihres Mündels eingewurzelt hatten, ein Kunstmaler zu werden, Gemälde zu machen, wie sie im Dom zu sehen waren, erschienen ihnen von ihrem Standpunkte aus gänzlich verwerflich. Wie sollte auch eines Graupenmüllers Sohn, ohne Vermögen und ohne vornehme Verbindungen, mit seinem hölzernen, eckigen Wesen, seinem eigenwilligen, trotzigen Sinne, je daran denken können, ein Hofmaler wie Ovens zu

---

kunst, soll darin gute Fortschritte machen und sich auch bald öffentlich darin zeigen.“ Außer einigen bei Fernow genannten Werken (p. 91—93 und die Anm. 34 bei Riegel) ist von ihm ein Porträt des Propsten und Hofpredigers Lüders auf Glücksburg, gemalt v. J. Ipsen, um 1794 gestochen. Vergl. Weilbach s. n. Riegel (Anm. 34) schreibt die bisher unter dem Namen A. J. Carstens gehenden Nrn. 107 und 108 bei Alten mit Recht seinem Bruder Friedrich Christian zu. (Nach den Vormundschaftsakten und Jürgensens Aufzeichnungen.)

werden oder mit den gelehrten Professoren auf der Akademie zu wetteifern? Handelte es sich für ihn bloß darum, ein Maler zu werden, wie die Meister der Stadt, Wände, Thüren und Fenster zu streichen, höchstens Decken in Zimmern kunstvoll auszuschmücken, so konnte auf Grund der Erbvergleiche durchaus kein Widerspruch erhoben werden. In der That sind die Vormünder auch weit entfernt gewesen, sich seiner Neigung, insofern sie sich auf die Erlernung der Malerei als eines Handwerks bezog, von vorn herein und prinzipiell zu widersetzen. Vielmehr sind sie es gewesen, die zu diesem Zwecke schon im Sommer des Jahres 1770 mit einem angesehenen Maler und erbgesessenen Bürger der Stadt in nähere Unterhandlungen traten.

Nikolaus George Geve, ein geborener Hesse, damals wohnhaft auf dem sogenannten Holm und wahrscheinlich durch einflußreiche Gönner am Hofe des Landgrafen Karl nach Schleswig gerufen, galt um jene Zeit in allen Kreisen als ein besonders tüchtiger Meister und kunsterfahrener Mann, „der die Kunststücke der alten Maler sehr genau kenne und auch selbst viel davon gesammelt habe." Bekannt mit allen Kunstschätzen, die der Dom und das Schloß aufzuweisen hatten, wurde er häufig von Liebhabern zu Rate gezogen und gab sich auch willig zur Erläuterung und Erklärung her, so gut er es vermochte. Selbst die Domschule zog ihn später als Zeichenlehrer heran, so daß Friedrich Christian Carstens noch Gelegenheit hatte, seinem Unterrichte beizuwohnen, und der nachmalige Rektor Esmarch rühmt ihm in einem Programme nach, „daß er keiner Lobsprüche bedürfe und durch seine Geschicklichkeit nicht allein hier bewundert, sondern auch auswärts geehrt werde." Als Lehrling des Hofmalers Wahl hatte er seine Studien in Kopenhagen gemacht und hier im Jahre 1738 auch einen alten Scholaren des Juriaen Ovens

mit Namen Mangels Jürgensen kennen gelernt, der in seinem hundertjährigen Alter noch ein kleines Kruzifix gemalt habe. Geve zeichnete gern naturgeschichtliche Gegenstände, trieb daneben auch Porträtmalerei; ein Bild des Hauptpastors Peter Kramer, welches noch heute im Dome vorhanden ist, sowie andere in Privathäusern aufbewahrte Porträte zeigen ihn als einen nicht ganz untüchtigen Vertreter seiner Kunst auf. Wenn außerdem, wie wir später hören werden, ein Freund Jürgensens, der in der nordischen Kunstgeschichte bekannte Porträtmaler Paul Ipsen, aus seiner Schule so fähig hervorgieng, um seine Studien in Kopenhagen fortsetzen zu können, so darf die Wahl Geves zum Lehrer unsres Carstens unter den obwaltenden Umständen als keine so unpassende bezeichnet werden.[1] Er war damals nahe an sechzig Jahre alt und unserm Jakob als ein „statischer" Mann bekannt, der zahlreiche Lehrjungen und Gesellen hielt und viel Arbeit hatte, auch alles malte, was ihm vorkam. Wie hätte es Carstens wohl in seiner Lage für ein besonderes Unglück halten können, in Geves Lehre zu treten? Aber wie konnte von den Vormündern erwartet werden, daß sie auf seine hohen Ansprüche eingehen sollten, die auf nicht weniger als auf hundert Thaler (360 Mk.) jährliches Lehrgeld außer eigner Bekleidung und Beköstigung während einer siebenjährigen Lehrzeit hinausliefen? Da andere Kontrakte aus jener Zeit, die uns vorliegen, ein viel geringeres Honorar neben freier Beköstigung für einen Lehrling

1) Nikolaus George Geve, 1712 geb., hat dreiunddreißig Blätter Konchylien in Kupferstich herausgegeben und ist derselbe, der in Weinwichs Lexikon 1747 als Miniaturmaler genannt wird. Vergl. Weilbach s. n. Er starb in Schleswig, 77 Jahre alt, am 21. Juni 1789 und hinterließ eine Witwe ohne Kinder, Katharina Dorothea Zöllnern, die als Kammerjungfer einer Prinzessin eine kleine Pension aus der königlichen Kasse bezog. (Nach dem Kirchenbuche der Domgemeinde.)

festsetzen, so scheinen die übermäßigen Forderungen Geves darin ihre Erklärung zu finden, daß er seinen talentvollen Lehrling in derselben Weise wie Paul Ipsen für die Akademie zu Kopenhagen vorzubereiten und in besonderen Unterricht zu nehmen beabsichtigte.

Die Vormünder haben mit Recht keinen Augenblick Bedenken getragen, den allzu „kostspieligen Handel" abzulehnen. Hätte Carstens freilich ein Vermögen von funfzehnhundert Thalern (5400 Mk.) gehabt, wie Fernow berichtet,[1] so wäre die Erwägung, daß auf diese Weise der größte Teil seines Erbteils schon während seiner Lehrzeit darauf gehen würde, kaum ein genügender Grund zum Abbruch der Unterhandlungen gewesen. Dagegen mußte die Thatsache, daß Carstens' väterliches und mütterliches Erbe damals kaum vierhundert Thaler (1440 Mk.) betrug, von vornherein jedes Eingehen auf Geves Forderungen zu einer reinen Unmöglichkeit machen.

Ihn in Schleswig noch weiter unterzubringen, konnte seitdem nicht mehr zur Frage kommen. Weil Carstens sich entschieden weigerte, bei einem gewöhnlichen Maler und Lackierer, worauf man ihn verwies, als Lehrbursche zu dienen, so traten mehr und mehr und immer dringlicher die Wünsche der Vormünder an ihn heran, sich einen anderen Beruf zu wählen und einem besseren Fortkommen seine Neigungen zu opfern. Er hatte sein siebzehntes Jahr vollendet, und vor dem achtzehnten mußte die Entscheidung getroffen sein. Wo sollte der Jüngling sich Rats erholen in seiner Not? Der Stiefvater hatte ihm niemals Vertrauen

---

1) Will man nicht eine Übertreibung des Künstlers selbst annehmen, so bleibt nur eine Verwechselung Fernows von Thalern und Mark übrig. Merkwürdigerweise betrug das ganze Vermögen desselben im Jahre 1776 gegen 1500 Courant Mark.

eingeflößt und jetzt am wenigsten Neigung, sich dasselbe zu gewinnen. Die Haushälterin Christina Detleffsen, die alle seine Wünsche seit Jahren kannte und ihn noch manchmal aufgerichtet hatte, war auch ihm entfremdet, seitdem Muhl in ihr die Hoffnung erregt hatte, bald Müllerin auf der Graupenmühle zu werden.

In dieser Sachlage ist es, wo deutlicher und bestimmter der Einfluß eines merkwürdigen Mannes hervortritt, der in späteren Jahren in Wahrheit Vaterstelle an dem Verwaisten vertreten hat. Es ist sein um zehn Jahre älterer Vetter, in Schleswig unter dem Namen Mechanikus bekannt, der Sohn seiner ältesten Vaterschwester Martha, Jens Jürgensen, der als ein leibhaftes Ebenbild unseres Künstlers, von gleichem Triebe zur Kunst und zu Kunstarbeiten aller Art erfüllt, kurz vorher, im Jahre 1769, als er sich mit der Witwe des Kantors Schmidt verheiratete, seine ihm vom Vater hinterlassene Bäckerei im Friedrichsberg aufgegeben hatte, um in einer neuen Wohnung auf dem sogenannten Herrenstall ganz seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen leben zu können.

Es ist geradezu erstaunlich, zu welcher Höhe der Bildung und der verschiedensten Kunstfertigkeit Jürgensen sich ganz aus eigner Kraft durch eignes Studium emporarbeitete. Als Bäckergeselle in seinen freien Stunden schon mit Tischlerarbeiten beschäftigt, schritt er nach und nach zum Bau von Klavieren, zur Verfertigung von physikalischen und optischen Instrumenten aller Art, die ihm wegen ihrer sauberen und geschickten Ausführung einen weitbekannten Namen machten. Von einem Wissensdrange erfüllt, der bei einem Manne seines Standes seinesgleichen sucht, machte er sich an die Erforschung der Altertümer des Landes, studierte die Geschichte seiner Vaterstadt, erklärte die damals eben entdeckten

Runensteine und begann in seinem Eifer alles zu sammeln, was ihm in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft bemerkenswert erschien. Als ein halber Gelehrter, dem jede Vorbildung fehlte, gab er eine Chronik Schleswigs heraus, die in mancher Beziehung von bleibendem Werte sein wird; ohne jede künstlerische Anweisung war er wohl der einzigste Bewohner der Stadt, der durch eignes Nachdenken zum Verständnis ihrer bedeutenderen Kunstwerke gelangte. Eine ausführliche Beschreibung des Brüggemannschen Altars, eine Erklärung schwieriger mythologisch-allegorischer Darstellungen in dem herzoglichen Lusthause, mit dem Aufwande bedeutender Gelehrsamkeit aus Geschichte und Mythologie der Alten für Künstler entworfen, legen von seiner besonderen Vorliebe und zugleich von seinem feinen Verständnis für künstlerisches Schaffen ein sprechendes Zeugnis ab. Eine Bibliothek von über tausend Bänden hatte er nach und nach zusammengebracht; eine Sammlung von Mineralien und Konchylien, eine große Zahl von Münzen und Gemmen in den schönsten Abgüssen, gegen dreihundert Kupferstiche der verschiedensten Meister nannte er neben allen möglichen Instrumenten sein eigen. Wegen seines edlen Charakters, seiner Uneigennützigkeit und Anspruchslosigkeit allgemein geschätzt, brachte er sein Wissen und Können allen dar, die ihm mit einem Anliegen entgegentraten, und nicht leicht reiste ein Künstler oder Kunstliebhaber durch Schleswig, ohne Jürgensen als seinen Genossen zu begrüßen.

Vertraut mit allen Kunstschätzen, die das Schloß Gottorp damals noch in sich barg, stand er auch in nahen Beziehungen zu den vornehmsten Hofbeamten des Landgrafen Karl von Hessen, der hier seit 1767 als königlicher Statthalter seinen Sitz hatte.

War es ein Wunder, wenn ein Mann mit derartigen Anschauungen seinen Einfluß geltend zu machen suchte, als über die

Zukunft seines gleichgesinnten, wenn auch nach einer andern Richtung selbstthätig strebenden Vetters entschieden werden sollte? Wie sollte es nicht geschehen sein, daß Asmus Jakob häufig nach dem Herrenstall hinauswanderte, und tagelang bei seinem Vetter verweilend und seinen Arbeiten zusehend, von ihm nicht Trost und Aufmunterung empfangen hätte? Er, der selbst sich dem Willen seines verstorbenen Vaters hatte fügen und die Bäckerei erlernen müssen, um, selbständig geworden, wieder den ihm auferlegten Zwang abzuwerfen und seinen Liebhabereien zu leben, konnte am besten dem Jüngling nachfühlen, welche schmerzlichen Empfindungen sein Herz bewegten, und am leichtesten auch Mittel und Wege finden, ihn dem angestrebten Ziele entgegenzuführen.

Gestützt auf seine Verbindungen und Beziehungen zu dem Hofe des Landgrafen Karl, glaubte er es möglich machen zu können, seinen Vetter bei dem Kabinettsmaler des Landgrafen in Kassel, Johann Heinrich Tischbein (1722—1789), dem berühmtesten deutschen Maler jener Zeit, als Lehrling unterzubringen. Ehe er aber, mit Empfehlungen einiger Hofbeamten ausgerüstet, die Unterhandlungen begann, mußte er sich erst die Genehmigung dazu von den Vormündern erkämpfen. Nur unter der Bedingung glaubten sie endlich nach langem Bedenken ihre Zustimmung erteilen zu können, es noch einmal mit einem Kunstmaler zu versuchen, daß die Verhältnisse ihres Mündels dem Künstler klar und offen dargelegt würden, wie er einfach erzogen, als Waisenknabe fast ohne Vermögen, Lehrgeld zu zahlen und sich während der Lehrzeit in Kleidern und Schuhen zu unterhalten kaum in der Lage sei. Es scheint, als wenn sie dadurch wider Willen Tischbein den Anlaß zu einer sonst etwas auffälligen Forderung gegeben haben, die zum Abbruch der Unterhandlungen führte. In einer kurzen Antwort auf das Schreiben, welches Jürgensen

mit einem Bildnisse von der Hand des Jünglings namens der Vormünder und unter Berufung auf angesehene Männer des Gottorper Hofes nach Kassel gerichtet hatte, erklärte sich Tischbein bereit, den Müllersohn unter den günstigsten Bedingungen als Lehrling anzunehmen. Indem er ihm den Wünschen der Vormünder gemäß sieben völlig freie Lehrjahre in Aussicht stellte, ihn während derselben auch vollständig mit Kleidern und Schuh auszustatten versprach, so kann die daran geknüpfte Bedingung, daß er während der ersten drei Lehrjahre zugleich die Stelle eines Bedienten übernehme, unter den von den Vormündern betonten Umständen, in keiner Weise als auffallend bezeichnet werden. Jürgensen und die Vormünder haben auch die wohlwollende Gesinnung und das Entgegenkommen, welches Tischbein ihnen gezeigt, nicht laut genug rühmen können. Um so größer war ihr Erstaunen, als sie auf einen Widerstand von einer Seite stießen, von der sie ihn am allerwenigsten erwarten konnten. Mochte Carstens es auch für ein hohes Glück halten, ein Schüler des berühmtesten deutschen Malers zu werden, gegen die Aussicht zeitweilig die Stellung eines Bedienten einnehmen zu müssen, und wie er es am Hofe des Landgrafen Karl in Schleswig gesehn, etwa hinter der Kutsche zu stehen, wenn der vornehme Herr Rat ausfahre, bäumte sich sein Selbstgefühl und seine Ehrliebe in einem Maße auf, daß er allem Zureden zum Trotz mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens das vorteilhafte Anerbieten anzunehmen sich weigerte. Wenn wir es auch als eine besonders glückliche Fügung preisen mögen, daß Carstens nicht in die Schule dieses würdigen Vertreters des Zopftums kam, wo die Selbständigkeit seines Wesens, der ideelle Zug seines Geistes würde gebrochen und verkümmert sein, so wird man doch den Schmerz des Vetters begreifen können, als er den eigenwilligen Jüngling anscheinend selber

seine Zukunft zertrümmern sah; aber wie er ihn wehmütig fragte, was denn nun aus ihm werden solle, bekam er zur Antwort: „Ein Maler!“

Die Unterhandlungen mit Tischbein, die während des Winters 1770 auf 1771 geführt wurden, waren auch die letzten, welche die Erlernung der Malerei für Carstens in Aussicht nahmen. Der Vetter wußte keinen Rat mehr und wagte nach dem üblen Ausfall seiner Vermittelung mit keinen neuen Vorschlägen zu kommen. Die Vormünder sahen in der Weigerung des Jünglings, die ihnen vielleicht nicht ganz unlieb war, den Beweis erbracht, daß er bei seinem Eigensinn und seinem trotzigen Wesen nicht über seine Zukunft bestimmen dürfe, und waren um so mehr entschlossen, seinen phantastischen Plänen ein Ende zu machen. Sie hatten sich zunächst der schweren Aufgabe zu unterziehen, ihn freiwillig zum Verzicht auf seine Lieblingsneigung und zur Wahl eines anderen Berufes zu bewegen, und mußten desto mehr auf eine Entscheidung drängen, je näher der Termin kam, wo er nach Bestimmung des Erbvergleichs das Haus seines Stiefvaters verlassen sollte. Wenn es ihnen auch freistand, ihm noch ein halbes Jahr Zeit zur Überlegung zu gewähren, so spielten sich doch vor den Augen der Vormünder in der Familie Muhls Dinge ab, die dem erwachsenen Jüngling schwerlich ganz verborgen bleiben konnten und ein längeres Verweilen desselben in seinem elterlichen Hause nicht gestatteten, sollte er nicht in sittlicher Beziehung Schaden nehmen. Auch erklärte der Stiefvater den Vormündern ausdrücklich, daß er seinen ältesten Sohn, der ihm in seinem Hause und der Mühle von keinem Nutzen und wegen seines störrischen Wesens mehr und mehr zur Last werde, nach Verlauf eines Vierteljahres ihrer weiteren Fürsorge überlassen müsse. Wie wenig er auch seinem Stiefsohn aus Gründen, die später zu Tage kamen, wohlgesinnt sein und ihn als Mitwisser seines sittenlosen Lebenswan-

dels betrachten mochte, so konnte doch in seinem Verlangen nach Maßgabe der von ihm übernommenen Verpflichtungen nicht im entferntesten eine Unbilligkeit oder Härte gesehen werden. Auch machte er dabei Gründe geltend, die von der Vormundschaft nicht außer Acht gelassen werden durften.

Im Laufe des Jahres 1771 war er damit beschäftigt, einen längst gehegten Plan ins Werk zu setzen und an Stelle seines alten verfallenen Wohnhauses ein neues, der Mühle näher belegenes Gebäude aufzuführen. Von Seiten des Magistrats war ihm zu diesem Zwecke bereitwilligst gegen eine jährliche Rekognition von acht Thalern (29 Mk.) an der Heerstraße ein Stück Landes überlassen und auch die Genehmigung erteilt, das alte Gebäude abzubrechen und die dazu gehörenden Ländereien, die später nicht wieder bebaut und dann in eine Gärtnerei verwandelt wurden, an seinen Nachbar Thomas Klinker in St. Jürgen vorteilhaft zu verkaufen.[1] Der Neubau des Müllerhauses, welches sich durch seine Größe und seine innere Einrichtung vor den übrigen bürgerlichen Häusern der Stadt auszeichnete und zum siebenfachen Wert des abgebrochenen (1400 Thaler) in die Landesbrandkasse aufgenommen wurde, hatte die finanziellen Kräfte Muhls schon in fast zu starkem Maße in Anspruch genommen, als ein anderes Ereignis eintrat, welches ihn dem Ruin nahe brachte und in seinem Hauswesen eine Änderung notwendig machte.

Am fünften Juni 1771 wurde, wie man sagte, nicht ohne Verschulden Muhls, die Mühle von Feuer ergriffen und in derselben Weise wie früher bis auf den Grund zerstört. Es wie-

1) An dem südlichen Ende des Gartens ist jetzt in einer von dem schleswigschen Verschönerungscomité errichteten, mit Bäumen und Gesträuchen gezierten Anlage das Denkmal des Künstlers, ein von dem Bildhauer Gilly gearbeitetes Marmorrelief aufgestellt, welches im Jahre 1865 von der Deutschen Kunstgenossenschaft „dem Altmeister der Deutschen Kunst“ gesetzt ward.

derholte sich für Muhl und seine Hausgenossen derselbe nahrungslose Sommer mit allen Sorgen und Entbehrungen, die sie schon einmal mit Mühe durchgemacht hatten. Er konnte währenddessen kaum sein Hauswesen erhalten und nur mit Hilfe immer neuer Anleihen das Äußerste abwehren, um Zeit bis zum Herbste zu gewinnen, wo der Neubau vollendet sein sollte.

Die Vormünder waren damit zu einer Entscheidung gedrängt. Wollten sie ihren Mündel nicht nutzlos und ohne Beschäftigung ein ganzes halbes Jahr lang bei sich oder bei fremden Leuten „liegen" lassen, so mußten sie jetzt sofort die geeigneten Schritte unternehmen, um ihn zur Wahl eines bestimmten Berufes zu nötigen. Sie legten dem Magistrate die Sachlage in einer längeren Vorstellung dar, erklärten nach dem Scheitern der Unterhandlungen, die sie im Interesse ihres Mündels selbst angeknüpft oder hatten anknüpfen lassen, könne von der Erlernung der Malerei, die keinen Nutzen oder Vorteil für ihn bringe, nicht mehr die Rede sein. Da nach dem Urteil seines Lehrers und nach so langer Unterbrechung seiner Schulzeit auch jeder Gedanke an eine Fortsetzung seiner Studien ausgeschlossen sei, so bleibe nichts anderes übrig, als daß er sich entscheide, ob er sich der Kaufmannschaft, wozu er genügend vorgebildet sei, widmen oder irgend ein Handwerk, wie die Erbvergleiche in Aussicht genommen, erlernen wolle; anderenfalls seien sie genötigt, im Einvernehmen mit dem Magistrate ohne Rücksicht auf seine Wünsche selber die Wahl für ihn zu treffen. Das Vorgehen der Vormünder erscheint den Umständen nach vollständig begreiflich und muß auch rechtlich als unanfechtbar bezeichnet werden. Nicht im entferntesten kann davon die Rede sein, wie Carstens sich später geäußert, daß sie ihre Befugnisse überschritten und ihn widerrechtlich von der Erlernung des ehrsamen Gewerbes der Malerei abgehalten hätten.

Das Verhalten der damaligen beiden gelehrten Bürgermeister der Stadt, des Kanzleiassessors Otte und des Konferenzrats Bruyn, denen damit die Entscheidung und zugleich die Verantwortung überlassen war, verdient unter den obwaltenden Umständen nicht den reichen Tadel, womit man sie wohl belegt, sondern geradezu die Anerkennung der Nachwelt. Die Vorschläge, die sie machten und den Vormündern zur Erwägung gaben, zeugen von einem besonderen Wohlwollen für den Waisenknaben, dessen Zukunft vollständig in ihren Händen lag. Während jene ihn mit harten Worten bestürmten, die in seiner Seele lange Jahre wie spitze Nadeln haften blieben und wohl niemals ganz verschmerzt wurden, ja sich in Drohungen ergiengen, ihn als einen unverbesserlichen Jungen vor den Rat der Stadt zu bringen und zur Wahl eines Berufes zu zwingen, wie es nach den geltenden Gesetzen im äußersten Fall zu geschehen pflegte, mochten sie den mit Thränen in den Augen und doch wieder trotzig blickenden Burschen in eine verzweifelte Stimmung bringen, in der er alles über sich ergehen ließ. Indessen glaubten die Bürgermeister einen Beruf gefunden zu haben, für den sie durch väterliche Mahnungen den Jüngling zu gewinnen hofften. Sollte er sich bewegen lassen, das damals im Lande hochangesehene Geschäft des Weinhandels zu erlernen, so hatten sie eine Stelle für ihn in Aussicht genommen, die selbst den höchsten Ansprüchen genügen konnte und von andern mit Freuden ergriffen worden wäre.

Man hat den Beschluß des Magistrats und der Vormundschaft wohl grausam und hart genannt, einen siebzehnjährigen Jüngling von zartem Körperbau und schwächlicher Gesundheit mit Vorstellungen, die der Gewalt ähnlich sehen, in ein Geschäft zu drängen, das nicht geringe körperliche Anstrengungen erforderte, harte Arbeit und für den unerfahrenen Carstens nicht wenig

Versuchungen bringen mußte. An körperliche Arbeit freilich und stete Anstrengung war er nicht in dem Maße, wie wünschenswert gewesen wäre, in dem elterlichen Hause, wo er nur zu geringfügigen Diensten auf der Mühle herangezogen war, gewöhnt worden. Aber wie wäre ein Weinhändler damaliger Zeit wohl auf den Gedanken verfallen, einen körperlichen Schwächling in seine Dienste zu nehmen? Auch wenn Carstens in viel späteren Jahren dem Bildhauer Genelli in Berlin, der ihn seiner Dürftigkeit und seinem Elend entrissen, erzählt haben mag, daß ihm einstmals im Weinkeller ein schweres Faß auf die Brust gerollt sei, wodurch die Anlage zu seinem eingewurzelten Brustleiden erheblich gefördert worden, so darf doch demgegenüber auf das bestimmteste betont werden, daß keine einzige gleichzeitige Nachricht etwas von der Krankheit des Künstlers berichtet, wie sehr dieses auch bei der Entscheidung über die Wahl seines Berufes nahe gelegen hätte. Alle Erwägungen der Vormundschaft, die Zeugnisse seines späteren Lehrherrn und die ärztlichen Rechnungen, wie sie für die Carstenssche Familie vorliegen, beweisen, daß Carstens, wenn auch klein von Gestalt, doch breitschulterig und von kräftigem Körperbau war, daß wenigstens während seiner Jünglingsjahre keine besonderen Anzeichen jenes wohl von seiner Mutter ererbten Brustübels hervorgetreten sind, das ihn bei einer harten anstrengenden Thätigkeit und einem späteren eingeschlossenen Leben voll Sorgen und Entbehrungen noch im besten Mannesalter in ein allzu frühes Grab brachte.

Auf die Fürsprache der beiden Bürgermeister erklärte der Hofagent und spätere Justizrat Christian Bruyn in Eckernförde sich bereit, Jakob Carstens unter günstigen Bedingungen als Küferlehrling in sein Weingeschäft aufzunehmen, das damals in den Herzogtümern einen besonderen Ruf hatte. Er hatte um so

lieber dem Wunsche derselben entsprochen, als er der ältere Bruder des einen und der Schwiegersohn des anderen Bürgermeisters war. In Anbetracht der Dürftigkeit und der geringen Mittel seines Lehrlings als eines Waisenknaben war er gewillt, ihm fünf völlig freie Lehrjahre zu gewähren, ihn unentgeltlich in sein Haus und seine Familie aufzunehmen, mit Kost, Wohnung, ja mit Kleidung und Schuhwerk während der ganzen Zeit zu versehen, versprach, väterlich für ihn zu sorgen, ihn einen christlichen Lebenswandel führen zu lassen, fleißig zur Kirche und zum Abendmahl zu halten und für sein späteres Fortkommen nach Kräften sich zu bemühen. Aber wie einst Tischbein unter denselben Vergünstigungen, machte auch er die Bedingung, daß er ihm zur Entschädigung für die genossene freie Lehrzeit nach Beendigung derselben unentgeltlich noch zwei Jahre als ausgelernter Küfer diene. Die Vormünder durften ein solches Anerbieten um so weniger von der Hand weisen, als sie ihren Mündel in dem Hause eines nahen Verwandten ihrer Bürgermeister gut aufgehoben und für das leibliche und geistige Wohl desselben auf das beste gesorgt wußten.

Asmus Jakob Carstens konnten die Angehörigen der Familie Bruyn in Eckernförde, als geborene Schleswiger, die häufig bei ihren Verwandten verweilten, nicht ganz unbekannt sein; auch hatte er mit dem ältesten Sohn seines Prinzipals einige Jahre zusammen die Domschule besucht. Um so leichter aber mochte er sich für den Weinhandel in Eckernförde entscheiden, als er dort noch Verwandte seiner verstorbenen Mutterschwester antraf, deren Familie ihm in seiner Verlassenheit einen Anhalt gewähren konnte.[1]

---

1) Anna Margarete Petersen, die Schwester seiner Mutter, war mit dem Amtsbäcker Jürgen Nikolaus Böse in Eckernförde verheiratet. Derselbe starb am 30. August 1759 im Alter von 30 Jahren. Sie hinterließ

Am 31. Juli 1771 verließ Asmus Jakob Carstens das Haus seines Stiefvaters, den er damals zum letztenmal gesehen hat; er nahm Abschied von seinen beiden jüngeren Brüdern und von seiner elfjährigen geliebten Schwester, um sich, wie er es später einmal ausdrückte, in die „eisernen Bande der Kaufmannschaft" zu begeben. Einer seiner Vormünder, der Kaufmann Mohr, fuhr ihn selbst mit seiner blauen Lade, die neben Kleidungsstücken auch allerlei Material zu seinen geheimen Künsten in sich barg, nach Eckernförde, um ihn persönlich in das Geschäft des Hofagenten Bruyn einzuführen.

---

bei ihrem Tode am 26. Mai 1766 zwei Kinder Margarete Christine Charlotte und Asmus Hinrich (geb. 24. Sept. 1758). Die Seitenverwandten seines Vetters waren unserem Künstler bekannt. (Nach dem Eckernförder Kirchenbuche.)

Carstens als Küferlehrling in der Bruynschen Weinhandlung in Eckernförde.

1771—1776.

Es war ein vornehmes Patrizierhaus, dem Asmus Jakob Carstens im Jahre 1771 als unscheinbarer Lehrling übergeben ward. Christian Johann Bruyn, ein weitgereister, welterfahrener und weltkluger Mann, damals erst in einem Alter von siebenunddreißig Jahren, stammte aus altniederländischem Adel. Sein Vater Jakob Bruyn de Wolf, Besitzer von Hoiersworth († 1746), war holländischer Seekapitän gewesen und hatte die Tochter des in Eckernförde durch seine Stiftungen und Schenkungen, im ganzen Lande durch seinen Reichtum und ausgedehnten Seehandel rühmlichst bekannten Kaufmanns Christian Otte geheiratet. Während zwei seiner Söhne, Georg und Johann, sich den Studien widmeten, der erste zum zweiten Bürgermeister von Schleswig durch königliche Berufung bestellt, später mit dem hohen Titel Konferenzrat ausgezeichnet und der zweite Oberlandmesser der Herzogtümer wurde, wendete sich der älteste dem Weinhandel zu und gründete in Eckernförde eine Handlung, die binnen kurzer Zeit zu großem Rufe gelangte.

Kunstwerke aller Art, welche die Eltern von ihren Reisen aus Holland und Italien mitgebracht hatten, waren in den Besitz hrer Kinder übergegangen. Gemälde schmückten die Zimmer,

Kupferstiche italienischer und holländischer Meister, eine ziemlich bedeutende Bibliothek aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft bildeten den Schatz der Familie. So war künstlerisches Interesse schon lange in Bruyns Hause heimisch gewesen, als er seine Base, die zwanzigjährige Tochter Georg Christian Ottes, des Kanzleiassessors und ersten Bürgermeisters von Schleswig, im Jahre 1758 als seine Gemahlin heimführte.

Elsabe Katharina Otte hatte in dem elterlichen Hause, das sich durch Vielseitigkeit der Bildung auszeichnete, eine vornehme Erziehung erhalten und war von ihrem gelehrten Vater in mancherlei wissenschaftlichen Kenntnissen unterrichtet worden. Von früh an unterwiesen in allen weiblichen Künsten und Fertigkeiten, nicht ungeübt im Zeichnen und in der Blumenmalerei und der französischen und englischen Sprache wohl kundig, hatte sie selbst der Neigung ihres Vaters nachgegeben und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache gelernt, dessen sie sich nicht wenig zu rühmen pflegte. Von aristokratischem Wesen und vornehmer Haltung, aber geziert mit allen Tugenden des Geistes und des Herzens, erscheint die damals zweiunddreißigjährige Patrizierin von Eckernförde als das Ebenbild jener Müllerin auf der Graupenmühle vor Schleswig, wie Fernow sie uns in seiner Biographie des Malers vorführt. Wir glauben auch nicht zu irren, wenn wir von dieser Tochter eines schleswigschen Rechtsgelehrten die Lichtstrahlen herleiten, die das Bild der Mutter unseres Künstlers in Fernows Darstellung verklärt haben. Und nicht mit Unrecht sind beide Frauengestalten in seiner Erinnerung zu einem Bilde zusammengeflossen; nicht mit Unrecht hat die Gattin Bruyns ihre Züge Carstens' leiblicher Mutter geliehen, denn sie ist es gewesen, die von dem Augenblicke an, wo aus seinem unscheinbaren, zurückhaltenden und abstoßenden Wesen seine Künstlernatur her-

vorzubrechen begann, sich des verwaisten mit mütterlicher Liebe angenommen hat.

Die fünfjährige Anwesenheit des Künstlers in der Brunnschen Weinhandlung in Eckernförde ist für seine geistige Entwickelung und selbst für seine künstlerische Ausbildung von weit größerer Bedeutung geworden, als es seiner Stellung nach von vorn herein zu erwarten war. Sie ist in beiderlei Beziehung gewissermaßen seine Lehrzeit gewesen, die er unter günstigeren Umständen sonst bei einem Kunstmaler in Schleswig hätte zubringen müssen.

Es mag schwer sein, die Nützlichkeit oder auch nur die Folgen der langsamen, wenn man will, verspäteten künstlerischen Ausbildung des Künstlers erschöpfend zu erkennen.[1] Doch ist mit Recht hervorgehoben, daß das natürliche, mit den Jahren fortschreitende Reiferwerden ihn allmählich zu einem sicheren Selbstbewußtsein führen mußte, daß er erst so fähig ward, in fester Männlichkeit seinen schweren Gang auf der Bahn der Kunst anzutreten, ohne Gefahr zu laufen, in dem Schlendrian des damaligen Akademientums zu versumpfen. Gerade weil sein Kunstgefühl sich ohne Leitung, selbst im Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen entwickelte, stand er um so selbständiger da. Jene fünf Jahre seiner Eckernförder Lehrzeit bewirkten unzweifelhaft, daß bei ihm Charakter und Lebensziel sich früher und voller ausbildeten als das Talent: die Saat der Kunst fiel in eine jungfräuliche Seele. Und das war es, was sie zu seiner Zeit am meisten bedurfte. Die Vorbilder echter Natürlichkeit und lauterer Formenschönheit traten später unverhüllt und unmittelbar vor ein Auge, das durch keine Gewöhnung und Abrichtung getrübt, durch keine Vorurteile eingenommen war. Es liegt eine Art Providenz in den Lebens-

1) Vergl. Riegel bei Fernow Anmerk. 8, p. 200.

wegen, die Carstens während seiner Jugendlaufbahn geführt ward. Die unendliche Reihe von Hindernissen, die er zu überwinden hatte, die Steine, die ihm das Schicksal auf den Weg warf, waren es gerade, die ihn stärkten und stählten: nicht das feingeschulte Talent, sondern der auf der Sicherheit des Genius beruhende, männliche Wille und das gänzlich unbeirrte Streben vermochten den Überwinder des Zopftums und den Erneuerer der deutschen Kunst zu bilden.

Um sein Streben und Ringen während seiner fünfjährigen Dienstbarkeit hinlänglich würdigen zu können, dürfen wir uns nur in die Gedankenwelt hineinversetzen, welche die Seele des Jünglings gleich bei seinem Eintritt ausfüllte. Will man Fernows Darstellung Glauben schenken, so hätte er, an sich selbst irre geworden, wirklich den Entschluß gefaßt, seine Neigung zur Kunst zu unterdrücken und sich ganz den Pflichten seines neuen Berufes zu widmen. Aber die seit Jahren ausgebildete Einseitigkeit seines Strebens, die fast religiöse Begeisterung, womit er sich seiner Kunst hingab, der heftige Widerstand, den er der Wahl jedes anderen Berufes entgegensetzte, und die seltene Ausdauer, womit er noch nach seiner Konfirmation einundeinhalb Jahr in Schleswig nur seinen Neigungen lebte, lassen einen solchen Entschluß kaum wahrscheinlich und seinem Charakter wenig entsprechend erscheinen. Gleichzeitige, beglaubigte Nachrichten zeigen auch hinlänglich, daß Carstens, mochte er äußerlich sich dem Willen der Vormünder fügen, innerlich darum doch kein anderer geworden war. Von vorn herein erscheint sein Verhalten in einem ganz anderen Lichte, als es die Fernowsche Darstellung erkennen läßt: von Stund an war er entschlossen, mit einer für sein Alter erstaunlichen Thatkraft, sich trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten seiner Kunst zu erhalten. Ihm mochte der Gedanke nicht

fern liegen, daß ihm einmal bei irgend einer Gelegenheit die Möglichkeit gegeben werde, die Bande zu sprengen, die ihn fesselten. Nicht ohne Bewunderung vermögen wir jene einfachen Worte zu wiederholen, die sein Vetter Jürgensen wenige Jahre später über ihn in sein Tagebuch schrieb: „Da er seine Lage," sagt er, „aus eigner Kraft und eignem Vermögen nicht zu ändern vermochte, so gewöhnte er sich vom ersten Augenblicke an, all die schweren Arbeiten, die er im Weinkeller zu besorgen hatte, mit der linken Hand zu verrichten, um seine rechte für die Zeichenkunst zu schonen." Angesichts dieser wenig bekannten Thatsache darf man billig fragen, ob je ein siebzehnjähriger Jüngling eine solche Herrschaft und Gewalt über seinen Körper erlangt hat, als der einfache Müllersohn von der Graupenmühle vor Schleswig sie während einer fünfjährigen Lehrzeit im Weinkeller tagtäglich geübt und bewiesen hat? Wer wird einem solchen Beweise von Willenskraft gegenüber noch behaupten können, daß er unter den harten Mühen seines Tagewerks, von Küfern und Arbeitern hin- und hergestoßen, trotz mancher verzweifelten Stunden, in denen ihm das Leben verloren und all seine Hoffnung begraben schien, je ernstlich in seinem vom Knabenalter her gefaßten und von Herz und Willen getragenen Entschlusse hat wankend gemacht werden können?

Mitten aus den einfachsten Lebensverhältnissen heraus, ohne jegliche Kenntnis feinerer Umgangsformen, eckig und hölzern, kaum genügend der hochdeutschen Sprache mächtig, nur plattdeutsch redend und denkend, in ein vornehmes, gebildetes Haus versetzt, konnte es nicht ausbleiben, daß er sich gänzlich verlassen und fremd in seiner neuen Umgebung fühlte, sich von der Berührung mit den Damen und Herren des Hauses zurückzog und als halb menschenscheu und bildungsunfähig gelten konnte. Aber gerade

der geistige Gegensatz, in dem er zu dem Hause seines Prinzipals stand, mußte ihm allmählich erst recht die Mängel seiner Bildung, die Lücken seines eignen Wissens und Könnens, zum Bewußtsein bringen, erst das Wachsen in seiner künstlerischen Erkenntnis ihn über die Niedrigkeit seines täglichen Thuns hinwegheben. Ist es nun seine Eckernförder Lehrzeit gewesen, in der er mit eisernem Fleiß früher Versäumtes nachzuholen und nicht Gebotenes sich anzueignen begann, so äußerte dieser sein Wissensdrang sich, seinem Charakter und seinem eigenartigen Streben wie seiner Lebenslage entsprechend, schon von vorn herein in jener einseitigen Richtung, in der all sein Lernen nur als Mittel zu dem einen bestimmten Zweck erscheint, sich den Weg zur Kunst aus Büchern zu studieren. Er sah sich damit fast mit Gewalt zu einer Lernmethode gedrängt, die im Widerspruch mit allem stand, was die Künstler sonst vorzuschreiben pflegten, und gewöhnte sich daran, der Schule und des Lehrmeisters zu entbehren. Wohl bedarf freilich der Künstler nichts so sehr als der Schule, die ihm das, was sich lernen läßt, überträgt, aber in einer Zeit, deren Äußerlichkeit der Kunstempfindung das Erlernbare für das Wesen der Kunst hielt, war ein so entschiedenes Vorgehen notwendig; dasselbe mußte in unerbittlicher Konsequenz später zu der allein richtigen Methode führen, mit der er, wie sein Biograph Fernow sagt, nicht den gewöhnlichen Weg der zu eigner Erfindung allmählich fortschreitenden Nachahmung einschlug, sondern sogleich mit dem Erfinden begann.

Gebinde und Flaschen spülend, Keller und Wirtszimmer ausfegend, Wein in Flaschen mit der Hand, auf der Schulter oder mit dem Ziehwagen in der Stadt ausbringend oder auch den kleinen Weinverkauf in der Schenke besorgend, verbrachte Carstens die ersten Jahre seiner Lehrzeit. Nach damaliger Sitte genötigt, auch Böttcherarbeit zu erlernen, um Gebinde zu Fässern zusammen-

schlagen zu können, wurde er daneben zu allen möglichen häuslichen Geschäften und Verrichtungen herangezogen, die ihn mit den weiblichen Mitgliedern des Brunschen Hauses in nahe und nicht immer ganz angenehme Berührung brachten. Je weniger er darin Befriedigung fand und finden konnte, desto mehr war sein Geist, während er still für sich fortarbeitete, abwesend bei seinen geheimen Künsten. Vor aller Augen verborgen zog er aus seiner blauen Lade sein Handwerkszeug hervor, welches er sich von Schleswig mitgebracht, um in seinen freien Stunden sich in seiner Kunst zu üben. Aber je unwiderstehlicher der Hang war, der ihn zu ihr zurückzog, mit desto größerem Eifer und desto größerer Pflichttreue versah er seine Aufgaben in Wirtsstube und Keller, desto mehr suchte er wohl nicht ohne eine Nebenabsicht die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines Lehrherrn zu erringen.

Wie um das Jahr 1797 ein anderer Müllersohn und Bauernknecht in ditmarsischen Landen, Klaus Harms, sich kurz nach Mitternacht von seinem Lager erhob, um mit einem Gefährten die harte Drescharbeit desto früher zu beendigen und des Abends Zeit zu gewinnen zum Auswendiglernen der lateinischen und griechischen Paradigmen, so lernte auch Carstens bald sein Tagewerk mit Genauigkeit und Geschwindigkeit zur Zufriedenheit des Küfers und seines Prinzipals zu verrichten, geizte mit jeder Stunde und Minute, die ihm am Abend nach vollbrachter Arbeit oder an Sonn- und Festtagen vergönnt war oder die er dem Schlafe raubte, um sie auf seiner einsamen Kammer oder im Keller selbst mit Zeichnen, Lesen und Studieren auszufüllen. Aber während Klaus Harms in seinen Studien nur ein Mittel zum Zweck sah, ein bestimmtes klares Ziel zunächst im Auge hatte, welches er bei angestrengter Arbeit sicher erreichen mußte, die Meldorfer gelehrte Schule, war es bei Carstens nichts anderes als die Liebe

zu der Sache selbst, das Lernen und Fortschreiten in seinem Streben, die reinste Freude an der Kunst, die ihn erfüllte, ohne jegliche Gewißheit auch bei der größten Anstrengung je ein Ziel zu gewinnen, welches ihm nur dunkel vor der Seele schweben konnte.

Es wird glaubhaft überliefert, daß er in den ersten Wochen seiner Anwesenheit in Eckernförde einmal still für sich beschäftigt in der Wirtsstube an der Weinschenke saß und von seinem Lehrherrn und den anwesenden Gästen dabei überrascht wurde, wie er sie alle naturgetreu mit Bleistift zu Papier gebracht hatte. Wir dürfen annehmen, daß der Bruynschen Familie bei ihren nahen Beziehungen zu Schleswig durch ihre Verwandten oder auch durch den Vormund die Neigung ihres Lehrlings von vorn herein bekannt gewesen, wie er nur durch eine besondere Verkettung der Umstände zu seinem Berufe genötigt sei, daß es demnach dieses besonderen Vorfalls nicht erst bedurfte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Was ihnen aber auffallend sein und im hohen Grade ihr Interesse auf den unscheinbaren Burschen lenken mochte, war der Umstand, daß aus seinen leicht hingeworfenen Bildnissen ein Talent hervorleuchtete, das zu großen Hoffnungen berechtigte. Von allen Verwandten und Nachkommen, die darüber noch Kunde haben konnten, wird übereinstimmend berichtet, wie Carstens durch sein gesittetes Betragen, seinen Fleiß, seine Zuverlässigkeit und Redlichkeit sich in kurzer Zeit das sichtbare Wohlwollen und die volle Zufriedenheit seines Prinzipals erworben habe; aber ebenso stimmen sie darin überein, daß Bruyn, sowie ihm das Talent seines Lehrlings bekannt geworden war, nach dem Ausdrucke Jürgensens, sich durchaus damit einverstanden zeigte, wenn der Jüngling seine freien Stunden mit einer Beschäftigung ausfüllte, die ihn von allen schädlichen Einflüssen und von jedem schlechten Umgange fernhielt. Er war es auch, der ihn zu weiteren Ver-

suchen aufmunterte und seine Gäste wohl zur Unterstützung seines Kunsttriebes aufzufordern pflegte. Anders stand lange Zeit seine Gemahlin demselben gegenüber. Sie hatte den Burschen nicht gern; er war ihr wegen seines tölpischen, bäurischen und scheuen Wesens, wie es bei einer feingebildeten Dame nicht gerade zu verwundern war, anfangs wenig sympathisch gewesen. Erst als ihr Gemahl seiner Kunstfertigkeit rühmend erwähnte und auch einige Produkte seiner Hand vorwies, begann sie mit einem gewissen Interesse auf den „unnützen Schlöcks" zu schauen, wie sie ihn zu nennen pflegte.

Außer dem Bruynschen Hause stand Carstens vor der Hand wenig zu Gebote, was seinem Kunstinteresse weitere Nahrung geben konnte. Wer damals nach Eckernförde kam, fand eine kleine, auf einer Landzunge am Ufer der Ostsee belegene Ortschaft von kaum zweitausend Einwohnern, eine der „artigsten Städte im Lande," wie ein kundiger Reisender um jene Zeit berichtet. Obwohl der verstorbene Kanzleirat Otte durch Begründung der verschiedensten Fabriken und einer Navigationsschule Handel, Gewerbe und Schiffahrt zeitweilig bedeutend gehoben hatte, so gab das Leben und Treiben der Einwohner damals doch nur das Bild einer Landstadt, von andern Ortschaften des Binnenlandes wenig verschieden, ohne Beamtenkollegien oder höhere Bildungsanstalten, die den Gesichtskreis der Einwohner nach anderer Richtung hätten erweitern können. Sinn und Liebe zur Kunst wurde nur in wenigen Privathäusern, wie in der Bruynschen und Otteschen Familie, gefunden. Die Stadtkirche enthielt nichts an Gemälden und Kunstwerken, die mit denen im Dom zu Schleswig verglichen werden konnten. Abgesehen von einem reichgeschnitzten Altar aus dem Jahre 1640 und zahlreichen Epitaphien adeliger Familien des Landes war nichts vorhanden, was Car-

stens' Kunstsinn zu fördern imstande gewesen wäre. Wie in Schleswig blieb er darauf angewiesen, mit den Malern der Stadt Bekanntschaft anzuknüpfen, um von ihnen einige Unterweisung in der Kunst mit Ölfarben umzugehen zu erhalten. Wie Fernow berichtet, war es ein junger Staffierer, den er schon früher als Lehrling Geves in Schleswig kennen gelernt hatte, der ihm jetzt die erste Anweisung erteilte. Von größerer Bedeutung für ihn erwies sich die Bekanntschaft mit einem alten Maler Jakobsen, zu dem er bald in ein vertrautes Verhältnis trat; derselbe ist zwar nicht berühmt geworden, wie Jürgensen sagt, auch sind es seine Kenntnisse in der Ölmalerei, wovon er selbst nicht viel verstand, es nicht gewesen, aus denen der Küferlehrling besonderen Nutzen zog; aber wenn Carstens ihm seine Porträte und Zeichnungen zur Beurteilung vorlegte, so fand er jedesmal Lob und Aufmunterung, die ihm das Herz erwärmten. Demselben wird von seinem Vetter geradezu das Verdienst zugeschrieben, durch stete Anfeuerung seinen Naturtrieb erhalten und gefördert zu haben.

Wenn Carstens nun auch im wesentlichen fortfuhr, nur Porträte en profil in Bleistift, Rötel oder Kreide zu entwerfen und dies noch längerer Zeit seine ausschließliche Beschäftigung blieb, so begann er doch auch schon damals en face zu zeichnen und, wie sein Vetter berichtet, sich an seinem eignen Gesichte zu üben. Auch seine ersten Versuche in Öl zu malen, kamen bei Porträtstudien zur Anwendung. Bei besonderen Anlässen, bei Familienfesten, Geburtstagen oder zum Weihnachtsfeste nahm er die Gelegenheit wahr, sein „Licht leuchten zu lassen." Alle Angehörigen der Brunnschen und Otteschen Familie mußten ihm sitzen, und nach und nach gelangen seine Versuche auch zur Zufriedenheit der Hausdame. Ihr von ihm gemaltes, im großen Abendmahls-

staate prangendes Konterfei, welches er ihr zu ihrem Geburtstage im Jahre 1772 überreichen durfte, gewann ihm vollständig und für immer ihre Gunst. Um sich erkenntlich zu zeigen, beschenkte sie ihn mit „Johann Melchior Cröker's wohlanführendem Maler“ [1], der längere Zeit sein einziger Leitstern bleiben sollte.

Noch niemals hatte Carstens bisher etwas gelesen, was auf die eigentliche Kunstmalerei Bezug hatte; kein Lehrbuch oder dergleichen, noch viel weniger eine Geschichte der Kunst und der Künstler war ihm je vor Augen gekommen; er hatte sich stets nur durch Erkundigung bei praktischen Malern weiter zu bilden gesucht. Um so größer war die Wirkung, welche die Lektüre jenes zu seiner Zeit von Anfängern viel gebrauchten Buches auf ihn ausübte. Bei der großen Unwissenheit, worin er sich damals noch befand, von allen neueren Künstlern nur den Namen Juriaen Ovens kennend, hatte er in jener Anweisung zur Ölmalerei einen wahren Schatz gefunden, aus dem neues Licht und neues Leben für seinen Kunsttrieb in sein durstendes Herz floß. In der That wenn er das erste Kapitel „von der Malerei und deren Hochachtung“ las und bei sich überdachte, mußte ihm in seiner Armut, seiner Abhängigkeit und Dienstbarkeit, bei dem Widerstande, den er bei den Vormündern mit seinem Streben gefunden, gar seltsam zu Mute werden. Welchen Eindruck dasselbe auf ihn gemacht, wie sehr er sich dadurch über sein niedriges Thun hinweggesetzt und gehoben fühlte, zeigt unter anderm auch der bezeichnende Umstand, daß er

1) Das uns vorliegende Exemplar führt den Titel: „Johann Melchior Crökers wohlanführender Mahler oder Anweisung, wie man sich zur Mahlerey vorbereiten, mit Ölfarben umgehen, Gründe, Firnisse und andere dazu nöthige Sachen verfertigen, Gemählde geschickt auszieren, vergolden, versilbern, lackiren und saubere Kupferstiche ausarbeiten soll. Nebst einem Kunstkabinet seltener und geheimgehaltener Erfindungen.“ Jena in der Crökerschen Buchhandlung.

seinem Vetter in Schleswig von dem neuen Funde Mitteilung machte und seinen Cröker nicht genug zu rühmen wußte. Da Jürgensen später mehrfach auf dieses Kapitel Bezug nimmt und es für die „Förderung seines Naturtriebs“ als besonders bedeutsam hervorhebt, so wollen wir zum Verständnis desselben die seltsamen Worte, die den in jener Schrift herrschenden Geist genugsam veranschaulicht, mit dem Künstler lesen:

„Die edle Malerei ist eine Tochter der Vernunft und eine Ernährerin aller Wissenschaften. Sie war vor Zeiten bei den meisten Helden und berühmten Männern in großer Würde, weswegen auch in Sikyon dem gemeinen Mann diese Kunst zu lernen verboten und allein den Edelgeborenen zugelassen ward. — Und weil sie so hoch geschätzet war, so wurde sie auch mit besonderer Hochachtung beehret, wie man denn ein altes Denkmal dieser Kunst zu Ehren aufgerichtet findet, daran man den goldenen Zepter Alexandri Magni mit Apelles' Pinsel vereinigt und verbunden siehet. — König Attalus betrübte sich, weil ihm ein gemalter Bacchus für 6000 Sestertien abgeschlagen wurde. Ein rauhes Tuch, von Apelles und Protogenes gemalt, ist teurer als alle köstliche Stücke in Julius Caesars Palaste erachtet worden. Der Orator Hortensius gab für ein Bild, worauf Kydias die Argonauten gemalt hatte, hundertundvierzig Talente. Alexander Magnus schenkte dem Apelles, der sein Bildnis verfertigt hatte, zwanzig Talente. Auch gereichet es der Malerei zum größten Ruhme, daß drei Städte, nämlich Rhodus, Sikyon und Saragusa, ihr vielen Dank schuldig wurden, weil sie um ihretwillen von den blutigen Verheerungen des Krieges verschont blieben.“

„Von den neueren Zeiten etwas zu sagen, so wurde vor ein gemaltes Passionsstück 20000 Gulden und vor ein Bildnis halber Lebensgröße, von Rafael Urbino gemalt, demselben

3400 Gulden geboten, welches hernach dem Herrn Alphonso Lopes vor 3500 Gulden verabreicht wurde. Eben dieser Herr hat auch ein Marienbild, eines Bogens groß, von dem berühmten Maler Tizian verfertigt, mit dreitausend Gulden bezahlet. Es hat auch der löbliche Magistrat von Amsterdam zum Beweis seiner großen Begierde, mit dem Könige von Engeland in Einigkeit zu leben, unter anderen Kostbarkeiten ihm fünf gemalte Stücke verehrt: nämlich ein Marienbild, eines Bogens Papier groß und von Rafael Urbino gemalt, ein ander Marienbild und noch ein Gemälde von der Vermählung Christi mit der St. Katharina von Verona samt noch einem Stücke von Tizian und das Bildnis eines Kunstliebhabers in seinem Studio, von Antonio de Correggio verfertigt, welche alle mit 2500 holländischen Gulden bezahlt wurden."

„Die Hochachtung dieser edlen Kunst ist nicht weniger daher abzunehmen, daß viele vornehme Personen, ja wohl gekrönte Häupter derselben obgelegen haben. Der berühmte Fabius malte zu Rom in dem templo Salutis die Mauren und bekam den Beinamen Pictor. Der Kaiser M. Antonius, Julius Severus, Constantinus Porphyrogeneta und andere hohen Häupter haben sich des Pinsels nicht geschämt. — Und wer sollte nicht eine besondere Hochachtung dieser Kunst daraus schließen, daß viele berühmte Maler bloß wegen ihrer Malerei besondere Ehren und Würden erhalten? Die vortrefflichen Maler Bellinus, Johann Anton Pordenon, Leander Bassano, Balthasar Gerbier, Martin Freminet, Jakob Stella, Karl le Brun, Reynolds sind ihrer vortrefflichen Malerei wegen in den Ritterstand erhoben worden."

„In der Kaufmannschaft ehernen Banden" — wie hätte nicht dies Lob der edlen Kunst den Küferlehrling in seinem Streben

ermutigen sollen? Aber, merkwürdig genug, Ruhm, Ehrsucht, Gelderwerb, die gemeinen Triebe des Handelns, fanden in seiner Seele keine bleibende Stätte. „Nicht um Geld zu verdienen," sagt sein Vetter, „begann er seine Studien aus den Büchern, sondern um seinen Geist zu bereichern und sich Schätze zu sammeln, die weder Motten noch Rost fressen."

Aus dem „wohlanführenden Maler" erfuhr er zuerst, was alles ein Künstler wissen müsse und welchen Weg er, auf sich selbst angewiesen, einzuschlagen habe. Wenn er las, daß die Kenntnis der Geschichte, der Antiquitäten, der Mythologie, der Physik, der Naturlehre, der Mathematik, der Anatomie des menschlichen Körpers, der Perspektive und Optik, schon notwendig sei, um die gewöhnlichen groben Fehler unwissender und unverständiger Maler zu vermeiden, welche Lücken hatte er auszufüllen, um diesen Forderungen gerecht zu werden! Wie sollte er zu den Quellen gelangen, die ihm diese Kenntnisse erschlossen! Er fand hier Lehren von der Wahl der Farben, um das Kolorit zu treffen, Lobpreisungen „der preiswürdigen Darstellungen" Rafaels, Correggios und Tizians und der „alten deutschen Maler", Albrecht Dürers und Hans Holbeins, deren bloßer Name ihm bisher unbekannt gewesen; aber wie sollte er je ihre Werke schauen? Vorschriften freilich, sich so zu gewöhnen, „immer alle Dinge im Sinne und Verstande zuvor wohl zu überdenken, ehe man Hand anlege, und seine Arbeit auf eine gute Erfindung und Wissenschaft zu gründen," mochten schon damals nicht ohne Eindruck auf ihn bleiben; die Anweisung, „jede vorzustellende Historie vielmals zu durchlesen in verschiedenen Autoren und Geschichtsschreibern, um seine Ideen zu vervielfältigen, und sie dann erst nach seiner Phantasie mit geistreicher Ordnung und Annehmlichkeit mit etlichen Umrissen auf Papier zu entwerfen," auch schon vor dem Studium

anderer Schriften sich ihm einprägen. Zunächst konnte ihm jedoch nur die Belehrung, wie ein Anfänger mit Ölfarben umgehen, wie er auf Papier, Leinwand und Holz gründen und zu einiger Übung in der Ölmalerei gelangen solle, von besonderem Nutzen sein. Da als der einzigste Weg, um einige Vollkommenheit zu erreichen, die Nachahmung und Kopierung guter Gemälde bezeichnet wurde, so begreift man darnach, wie Carstens gerade darauf zunächst sein Augenmerk richten mußte.

Im Besitze einer vollständigen „Malerausrüstung", die ihm von der Hausfrau zum Zweck seiner Ölstudien geschenkt ward, mit seinem Cröker in der Hand, dessen Anweisungen für ihn maßgebend waren, machte er sich dann alsbald daran zwei Gemälde zu kopieren, die ihm in Eckernförde allein zu Gebote standen. Es war nach seiner eigenen Aussage ein Minervenkopf in natürlicher Größe von Giuseppe Cesari, il Cavalier d' Arpino (1560—1640), den ein Einwohner des Städtchens aus Italien mitgebracht habe. Die verwandte Ottesche-Familie, welche im Besitze desselben war, hatte ihm auf die Fürsprache seiner Prinzipalin die Erlaubnis zum Kopieren erteilt. Wie hoch er in der Gunst derselben gestiegen, mag auch der Umstand beweisen, daß sie ihm ihre mit kostbaren Möbeln ausgestatteten Staatszimmer öffnete, wo er „Schlafende Nymphen von einem Satyr belauscht", von Abraham van Diepenbek (1607—1675), einem der besseren Schüler des Rubens, kopierte, die einst der Seekapitän Bruyn in seiner Heimat erworben hatte.[1]

1) Die Originale wie die Kopien dieser Gemälde sind bis heute verschollen. Trotz aller Nachforschungen ist von denselben und von den zahlreichen Porträten des Künstlers in Eckernförde außer einem einzigen keine Spur zu entdecken. Wenn irgendwo, so mußte in den Familien der Nachkommen Bruyns doch davon Kunde sein. Aber eine Umfrage hat in dieser Beziehung

Carstens hat später mit einer besonderen Betonung seinem Freunde Fernow gegenüber hervorgehoben, daß diese beiden

---

nur ein negatives Resultat ergeben. Um indes einer weiteren Nachforschung die Wege zu bahnen, wollen wir hier die wichtigsten Porträte und zugleich diejenigen Familien aufführen, die in dem Besitze derselben sein könnten.

1. Christian Johann Bruyn, der Prinzipal des Künstlers, damals c. 40 Jahre alt, später in Rendsburg wohnend, in Schleswig am 25. Januar 1808 gestorben.
2. Dessen Gemahlin, Elsabe Katharina geb. Otte, damals im Alter von 33 Jahren, am 24. September 1799 in Schleswig gestorben.
3. Deren Sohn Christian Johann Bruyn, königl. Hofagent, geboren 27. Januar 1759 und gestorben als Administrator des Gutes Schinkel (Rosenkranz) am 1. August 1798.
4. Deren zweiter Sohn Georg Jakob Bruyn, geboren 2. Juni 1766, gestorben in Rendsburg 1. Juli 1786.
5. Karoline Katharina Bruyn, deren Tochter, geboren 1. April 1771, gestorben 10. März 1842, verheiratet mit Nikolaus v. Clöcker, Justizrat und Hardesvogt.
6. Frau des Kanzleirats und Kaufmanns Friedrich Wilhelm Otte in Eckernförde: Edel Auguste v. Türkheim, gestorben 15. Dezember 1779, mit ihren Kindern, worunter
7. Christian Daniel Otte, geboren 24. Februar 1757, als Grossierer in Kopenhagen am 24. Oktober 1833 gestorben.

Die Familie der Bruyn ist mit einem Enkel des erstgenannten, Christian, am 11. September 1845 in männlicher Linie ausgestorben. Sie setzt sich in weiblicher Linie in der Familie der v. Clöcker, die jetzt in Schweden wohnt, der v. Ahlefeld-Saxdorf in Schwansen, die, beiläufig bemerkt, einen echten Rubens besitzt, und v. Ahlefeld-Kiel, sowie der Ackermann, der v. Matthiesson, den Pastorenfamilien Siemsen und Lange im Schleswigschen fort. Auf den Gütern Eschelsmark und Schinkel (Rosenkranz), die im Besitze der Bruyn waren, ist kein Familienporträt zurückgeblieben. Die bei Riegel p. 352 aufgeführte, jetzt im Besitze des Kapitän Kaffka zu Arröeskjöbing sich befindende Sepiazeichnung eines Damenporträts weist mit der Bemerkung „FvC. Eigenthum" auf die Clöcker hin und würde damit in eine frühere Zeit gehören. Auch das Selbstporträt en face im Hamburger Kupferstichkabinett Nr. 22942 stammt aus einer der genannten Familien her. Auf den schleswig-holsteinischen Gütern oder in der Familie v. Clöcker in Schweden und der Otte in Kopenhagen werden genaue Nachforschungen möglicherweise noch zu günstigen Resultaten führen.

Kopierübungen nach Gemälden, die seine Tätigkeit wahrscheinlich eine lange Zeit in Anspruch genommen haben, die einzigen waren, welche er während seines Aufenthalts in Eckernförde, ja während seiner ganzen Künstlerlaufbahn gemacht hat. Der Grund davon, daß er in Eckernförde diesen Weg nicht weiter verfolgte, scheint ebensosehr in der Änderung oder Läuterung seiner Grundsätze als in dem Mangel an weiteren Vorlagen zu liegen, die seinem Nachahmungstrieb Nahrung geben konnten.

Mochten die technischen Fertigkeiten, die er nach den Vorschriften seines Cröker sich aneignete, ihm auch vor der Hand zu seinen Zwecken genügen, über das Wesen der Kunst, der er sein Leben widmen wollte, fand er darin keine Belehrung; vielmehr ließen die wenigen Andeutungen aus der Geschichte der Malerei, die bloße Anführung einzelner Maler und ihrer Werke seinen Geist bei jedem Schritt nach weiterer, gründlicher Erkenntnis dürsten, die er, sich selbst überlassen und ohne Lehrer, nicht anders als aus Büchern gewinnen konnte.

Bisdahin war Carstens wohl nie oder nur selten aus Eckernförde herausgekommen; sein Dienst hatte ihn in den ersten Jahren selbst an Feiertagen ans Haus gefesselt. Seine Bedürfnisse waren unter diesen Umständen gering, so daß er die Hilfe seiner Vormünder nicht in Anspruch zu nehmen brauchte. Was er für seine Liebhabereien und zum Tabakrauchen, dem er schon frühzeitig sehr ergeben war, verbrauchte, konnte er aus den Trinkgeldern bestreiten, die ihm die Gäste oder die Kunden des Geschäfts zuwandten. Erst als er die schwersten Jahre seiner Lehrzeit überwunden und sich in der Stadt als Porträtzeichner bekannt gemacht hatte, war er imstande, auch aus eignem Vermögen etwas auf seine Ausbildung zu verwenden. Mit der Zeit führte ihn das Vertrauen seines Herrn auch über Eckernförde und die nächste

Nachbarschaft hinaus. Er mußte ihn auf seinen Geschäftsreisen nach dem nahe gelegenen Kiel begleiten, wo ihm in einem Buchladen eine kunsthistorische Schrift in die Hände fiel, die seinem ganzen Streben eine neue Richtung gab und ihn mit Ideen erfüllte, die seine spätere Künstlerlaufbahn beherrschten.

„Die Untersuchung des Schönen in der Malerei von Webb“[1] nimmt in Carstens' künstlerischer Entwickelung dieselbe bedeutsame Stellung ein, wie der Anblick der Ovensschen Bilder im Dome zu Schleswig. Der Schritt von armseligen Holzschnitten zur Betrachtung von Gemälden von Künstlers Hand konnte nicht größer sein, als der plötzliche Übergang von den einfachsten technischen Regeln seines Cröker zu dem Studium einer historisch-philosophischen Betrachtung der Kunst an der Hand einer Schrift, die Winkelmanns Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke zur Grundlage nahm. Das Buch erschloß ihm eine Welt von neuen, unbekannten, wunderbaren Ideen und warf den ersten Samenkorn höherer Bildung in seinen Geist. Er hörte jetzt zuerst die Schönheit der Natur und der Menschen in Griechenland als die äußere, die Stärke des Geistes und den hohen Sinn der Künstler als die innere Bedingung einer herrlichen Schönheit preisen, deren edle Gestalt und stille Größe dem frechen Feuer, den gesuchten Stellungen, der Übertreibung niedriger Formen siegreich entgegentreten sollte. Aber wie oft er die sieben Gespräche, die diese Gedanken mit dem Aufwande bedeutender Gelehrsamkeit, mit Heranziehung der Aussprüche der alten Schriftsteller in ihrer

1) Das mir vorliegende Exemplar führt den Titel: „Untersuchung des Schönen in der Mahlerey und der Verdienste der berühmtesten A. und N. Mahler. Aus dem Englischen des Ritters Dan. Webb übersetzt und mit des R. Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey vermehrt.“ Zweyte Auflage. Zürich 1771.

Sprache durchzuführen suchte, mit Anspannung seiner ganzen Geisteskraft auch durchstudieren mochte, wie viel mußte dem ungelehrten, kenntnisarmen Jüngling ohne Anleitung und ohne Anschauung des Beschriebenen von der Darstellung Webbs unklar, unverständlich und unbegreiflich bleiben! Doch je fremdartiger und seltsamer ihm die höheren Regionen, die Winkelmanns Wissenschaft der Kunst eröffnet hatte, erschienen, desto heftiger wurde er davon ergriffen, desto fester mußte der Same des Griechentums in seiner jungfräulichen Seele wurzeln, desto reifer die Früchte desselben auf einem Boden werden, der eben erst der Kunst urbar gemacht war.

Er las von der Mahnung, sich der Betrachtung der Kunstwerke der alten und neuen Zeit mit einer Seele zu nahen, die durch das Studium der Schriftsteller Roms und Griechenlands genährt und zugerüstet sei, um die höheren Lehren der echten Kunst zu empfangen; von dem Wunsche, daß die Deutschen so glücklich sein möchten, ihr Auge an wahre Kunst zu gewöhnen, das Große, Starke und Schöne gehörig zu empfinden und einen Winkelmann zum Lehrer zu nehmen. Er hörte von dem Zwerggeiste des Jahrhunderts reden, wie die Werkstätten niedriger Künstler voll von gaffenden Fremden, bunt bekleidet wie die Helden in ihren Werken, und die Säle der Vatikana öde ständen, die Tempel, wo Rafaels Weisheit ruhe, die sich wie ein sanfter Strom, nicht wie ein Waldwasser, über alle seine Werke ergieße, den Thoren unvernehmlich. Nach Rom ward ihm der Weg gewiesen, um den Geschmack durch das Studium der Kunstschulen nicht in Gefahr zu setzen, nach Rom sein Auge gelenkt, wo die Werke der alten und neuen Kunst sich umdrängten und Preis und Bewunderung fänden.

Von einem Schüler Winkelmanns geleitet, wanderte er in Gedanken durch die Kirchen und Paläste Roms; die Werke Rafaels, Correggios, Michelangelos, Tizians, Claude Lorrains, Carraccis, Guidos, Dominichinos u. a. schwebten in nebelhaften Formen vor seinem geistigen Auge, wenn er an ihnen die Lehren von der Komposition, dem Kolorit, der Schattierung dargelegt fand. Seine erhitzte Phantasie träumte Tag und Nacht von jenen wunderbaren Gemälden, von denen er sich keine Vorstellung machen konnte. Er brannte vor Begier mit leiblichen Augen noch einmal ein Werk jener großen Meister zu sehen, deren bloßer Name ihn mit unbegränzter Ehrfurcht erfüllte. Die Historienmalerei, wie er sie beschrieben fand, erschien ihm fortan als das Höchste und Bewunderungswürdigste, wozu je ein Künstler gelangen könne. Es war in ihm eine Ahnung von dem Wesen der Kunst aufgestiegen; die Vorstellung von ihrer Hoheit und Würde ließ ihm alles andere Thun als unbedeutend und niedrig erscheinen.

Von der Hand Jürgensens ist uns nach den Aufzeichnungen des Künstlers eine Reihe von Aussprüchen in aphoristischer Form erhalten, die, größtenteils dem Webbschen Werke entnommen, in charakteristischer Weise zeigen, wie er neben aller Bewunderung der Meisterwerke italienischer Malerei zugleich den Geist des Griechentums, wie Winkelmann ihn offenbart, in sich aufzunehmen strebte.

* * *

„Die Alten sind in der Malerei sowohl als in allen anderen schönen Künsten den Neueren gleich, wonicht weiter gekommen."

* * *

„Wir haben alle den Samen des Geschmacks bei uns selbst und sind geschickt, wofern wir unsere Kräfte üben, dieselben zur hinlänglichen Erkenntnis in den schönen Künsten zu erweitern.“

* * *

„Es gibt kein größeres Hindernis für unsern Fortgang, in welcher Kunst es sei, als die hohe Meinung, die wir uns von dem Urteil der Künstler selbst machen, und das Mißtrauen, welches wir in unser eigen Urteil setzen. Ich habe selten einen Künstler gefunden, der nicht ein unbedingter Bewunderer irgend einer besonderen Schule oder ein Sklave irgend einer Favoritmanier gewesen wäre. Sie steigen selten so wenig als große Herren oder Schüler bis zur uneingenommenen und freien Betrachtung der wahren Schönheit empor. Die Schwierigkeiten, die sie bei der Ausübung der Kunst finden, fesselt sie zum Mechanischen herunter. Zu gleicher Zeit führt sie die Selbstliebe und Eitelkeit zur Bewunderung derer Pinselzüge, die den ihrigen am nächsten kommen.“

* * *

„Die außerordentliche Passion der Engländer für Porträte muß der Aufnahme der Historienmalerei immer im Wege stehen.“

* * *

„Lerne aus den Antiken den Geschmack der Schönheit, aus Rafael den Geschmack der Bedeutung oder des Ausdrucks, aus Correggio den Geschmack der Harmonie, aus Tizian den Geschmack der Wahrheit der Farben.“[1]

* * *

1) Nach Mengs.

„Rafael bleibt in Absicht auf das Kolorit weit hinter Correggio und Tizian zurück, in seinen Freskomalereien aber ist er über alle weg.“

* * *

„Trotz aller Mühe einen richtigen Begriff von der Schattierung zu bekommen aus Büchern, wird ein einziger Blick auf ein Gemälde von Correggio euch mehr befriedigen, als alles, was ihr darüber gelesen.“

* * *

„Die Historienmalerei ist die Vorstellung einer Handlung, die nur einen Augenblick dauert.“

* * *

„Die Profanhistorie der Alten war reich an herrlichen und einnehmenden Geschichten; ihre heiligen Geschichten waren dem Pathetischen keineswegs hinderlich, vielmehr gaben sie immer neuen Stoff zum Erhabenen. Ihre Götter hatten mehr Grazie, Majestät und Schönheit; sie waren aber nichtsdestoweniger menschlicher Empfindungen und Leidenschaften fähig. Wie viel geringer ist nicht das Los der Neuern? Ihrer Kunst bedienen sich Pfaffen oder Fürsten, die wie Pfaffen denken; ihre Gegenstände sind meistens aus einer Religion hergenommen, die die Leidenschaften verbannt oder doch bezwingen lehrt. Ihre Charaktere sind aus der niedrigsten Sphäre des Lebens entlehnt: Menschen, denen ihr niedriges Herkommen und ungeschliffene Manieren die beste Ansprache zur Auswahl geben. Selbst ihr göttlicher Meister ist in Gemälden nirgends nach großen Ideen zu sehen; sein langes glattes Haar, sein jüdischer Bart und armes Aus-

sehen würde Wesen von der allererhabensten Art die Würde nehmen. Demut und Unterwürfigkeit, seine charakteristischen Züge, sind äußerst erbauliche, aber keineswegs malerische Eigenschaften. —.

Der Neueren Vorwürfe sind nicht nur an Erhabenheit, sondern ebensowohl am Pathetischen arm. Die Leiden, welche sie meist vorstellen, erduldeten die Märtyrer zufolge gewisser Hoffnungen und dem Schlusse des Himmels gemäß; oft sind sie von dem Leidenden selbst gewählt, und eine zehnfache Belohnung derselben ist nächst bei der Hand. Wenn der H. Andreas ehrfurchtsvoll vor dem Kreuz, an welches er itzt bald genagelt werden soll, niederfällt, so mag dieses Beispiel von Gottseligkeit und heiligem Eifer uns erbauen; wir können aber nicht viel für einen andern fühlen, dem an sich selbst so wenig gelegen ist. Wir sind nicht so geruhig bei der Aufopferung der Iphigenia; schön, unschuldig, unglücklich; wir sehen sie an als das Opfer eines ungerechten Schlusses des Schicksals; sie möchte beim Leben bleiben und von jedermann geliebt werden; sie stirbt der Gegenstand des allgemeinen Mitleids. Dieser Mangel an Würde in Gegenstand und von Fertigkeit beim Malen macht begreiflich, warum wir überhaupt so kaltsinnig ihre Werke in den Kirchen und Galerien anschauen. Der Genius der Malerei nutzt seine Kräfte an Kreuzigungen, heiligen Familien, letzten Abendmahlen und dergleichen ab und hat keine Nerven mehr, wenn etwa der zumalende Gegenstand Pathos und Erhabenheit erheischt."

* * *

„Es ist höchst nötig, daß ein Maler in demjenigen fleißig forsche, was die Alten mit großer Sorgfalt und Fähigkeit verfertigt und uns die Muster davon in den Werken der Bildhauerei

hinterlassen, welche alle Wut der barbarischen Völker ungeachtet noch bis auf unsere Zeiten sind erhalten worden.“ [1]

* * *

„Von dem Altertum, das man nur mit Erstaunung ansehen kann, muß man sich den Geschmack verschaffen. Es kann derowegen ein Maler nicht besser thun, als daß er dahin trachte, wie er die Vortrefflichkeit dieser Werke recht ergründen möge, um dadurch die Reinlichkeit der Natur besser zu kennen, auch gelehrter und eleganter zu zeichnen. Nichtsdestoweniger aber, gleichwie es in der Bildhauerei viele Sachen gibt, welche mit der Malerei nicht übereinstimmen, und der Maler zu vollkommner Nachahmung der Natur noch andere Mittel hat, so muß man das Altertum als ein Buch ansehen, welches man aus einer Sprache in die andere zu übersetzen hat.“ [1]

* * *

„Laßt uns den Stil der Malerkunst im Laokoon und dem Fechter erwägen, das Erhabene in der nachdrucksvollen Stärke und dem göttlichen Charakter des Apoll bemerken. Laßt uns bei den zierlichen Schönheiten der mediceischen Venus stillestehen. Diese sind die äußerste Anstrengung der Zeichenkunst.“

* * *

---

1) Diese Sätze finden sich weder bei Webb noch Mengs und Lairesse. Nach „der Reinlichkeit der Natur“ zu rechnen, dürften sie bei einem Schriftsteller vor Winkelmann stehen. Die „Historie und das Leben der berühmtesten europäischen Maler u. s. w. von de Piles, Hamburg 1710“ enthält in der Einleitung ähnliche Aussprüche. Hat der Künstler sie direkt aus dieser Quelle geschöpft, so hat er die Schrift de Piles' nicht erst in Kopenhagen, wie Fernow erzählt, sondern jedenfalls schon in Schleswig studiert.

„Der Apoll von Belvedere und der Niobe Tochter geben uns eine Idee des Edlen, Nachdrucksamen und des Schönen. Rafaels Zeichnung reicht niemals an diejenige Vollkommenheit, die wir an den griechischen Statuen entdecken."

* * *

„Kein Werk der neuen Kunst kann angeführt werden, welches in Absicht auf das Erhabene dem Apoll, in Absicht auf den Ausdruck dem Laokoon und in Absicht auf Grazie und Schönheit der Niobe Gruppe gleichgestellt werden kann."

* * *

„Wenn die Verdienste Tizians, Correggios und Rafaels mit der Grazie, der Schönheit und dem Erhabenen der Alten verbunden wären, so würden wir den richtigen Begriff von der vollkommenen Malerei haben, und unsere Einbildungskraft wird uns des Zeuxis Helena, des Apelles Alexander und des Timomachus Medea vorstellen."

* * *

„Die griechischen Künstler sind nicht bloß in dem eignen Charakter weit vortrefflicher als die neueren, sondern sie übertreffen sogar oft selbst ihre eigenen Poeten, die ihnen die Stoffe geliefert."

* * *

„Die griechischen Bildhauer waren nicht bloße Handwerker, sie hatten Erziehung und Gelehrsamkeit und waren daher mehr Freunde derer, die ihrer Kunst benötigt waren, als deren Knechte."

* * *

„Ich habe oft gedacht, wenn ich den Laokoon stückweise untersucht habe, es müßte ein einziger Fuß, wenn sonst nichts von ihm gefunden wäre, uns durch die aufgelaufenen Adern, durch die angespannten Sehnen und die unordentliche Bewegung der Muskeln zur Vorstellung derjenigen Martern geleitet haben, welche in dem Gesicht so göttlich ausgedrückt und durch den ganzen Leib weg auf eine so bewunderungswürdige Weise angedeutet sind."

— — —

Das Griechentum mit seinen plastischen Kunstwerken ist es, das schon hier in seinen Gedanken in den Vordergrund tritt. In der That, wer wie er noch nie einen Abguß einer antiken Statue mit Augen gesehen, mußte bei den Schilderungen, wie sie ihm hier vom Laokoon, dem borghesischen Fechter, dem farnesischen Herkules, dem Apoll von Belvedere, der Niobegruppe u. s. w. gegeben wurden, bei seinem empfänglichen Gemüt von einem Sehnen ergriffen werden, dessen Befriedigung ihm fortan als das einzigste und höchste Ziel seines Lebens erschien.

* * *

„Wohin reißt ihr mich, Götter, Halbgötter und Helden, in Marmor und Leinwand atmend? Ich folge Eurem Rufe und, Einbildungskraft, Deinen ewigen Gesetzen!"

„Ich gehe in die villa Medici und atme da die reinste Luft. Ich lagere mich auf einen beblümten Rasen; Orangenschatten decken mich; — da staun' ich ungestört eine Gruppe der höchsten weiblichen Schönheiten an. Niobe, meine Geliebte, Du schöne Mutter schöner Kinder, Du schönste unter den Weibern, wie lieb' ich Dich! Doch still, Wanderer! Lernbegieriger Jüngling, steh mit Bewunderung stille! Das ist keine liebäugelnde Venus! —

Fürchte Dich nicht! Sie will nicht Deine Sinne berauschen, sondern Deine Seele mit Ehrfurcht erfüllen und Deinen Verstand unterrichten. Nimm wahr die ernste Grazie auf ihrem Gesichte, die unnachahmliche Einfalt in den scharfen Formen und Köpfen ihrer Töchter! Kein Teil derselben ist von irgend einer Leidenschaft zu viel erhöht oder vertieft, ihre Augen sind nicht von verliebter Trunkenheit halb zugeschlossen, ihr Blick nicht schmachtend, sondern unschuldig und heiter offen. Ihre jungfräulichen Brüste erheben sich sanft; keine als die kindliche Liebe hat sie jemals aufgeschwellt. Es ist Dir vergönnt, o Jüngling, atme bei diesem Anblick tiefer herauf, genieße einer reinen Wollust und kröne Deinen Genuß mit dem stillen Wunsche, eine Gattin zu finden, die diesen Mädchen gleich sei. — Das wirst Du beim ersten Anblick fühlen, aber tritt näher, betrachte mit kälterem Blut, und Du wirst die wahre Ursache der Ruhe, welche auf diesen göttlichen Gesichtern ist, finden. Du kennst die Geschichte dieser Heldin und ihrer Kinder. Sie erklärt Dir diese Ruhe. Es ist die höchste Ruhe des Leidens, das Abmatten einer schmerzhaften, aber würdigen Todesangst, welches sich endlich in einer rührenden Unempfindlichkeit verliert. In ihrem betrübten, aber hohen Gesicht sind die Leiden aller ihrer Kinder versammelt. Ihre reine Schönheit, von keiner als der jungfräulichen Göttin, die über sie zürnt, übertroffen, erregt ein alle Augenblicke von Ehrfurcht besiegtes Mitleid. Ergebung in das Verhängnis der unsterblichen Götter, welcher Majestät sie beleidigt hatte, blickt zwar aus ihren gen Himmel emporgerichteten Augen; aber ihre Hoheit rechtet auch wider ihren Willen mit den erzürnten Olympiern. Der würdige Schmerz der Mutter ist auch in ihre Kinder übergegangen, und der weise Künstler hat die verschiedenen Wirkungen der gleichen Ursache auf Schönheiten verschiedenen Alters in der höchsten Voll-

kommenheit ausgedrückt. Eine der ältesten Töchter scheint weniger empfindlich, aber desto denkender. Ihr toter Bruder, der neben ihr verwundet liegt, scheint sie mehr als ihre eigne und ihrer übergebliebenen Blutsverwandten Gefahr zu beschäftigen. Bei einem gemeinen Künstler hätte die jüngste Tochter sich ganz in den Schoß der Niobe verhüllt oder die Mutter hätte das unschuldige Kind emporgehoben, um durch diesen Kunstgriff den Zorn der Götter zu entwaffnen; aber hier ist lauter Wahrheit. Niobe denkt nicht wie gemeine Mütter ungeteilt bloß an ihre jüngste Tochter. Diese lehnt sich sanft an den Schoß der ersten; aber auch sie, obgleich die kleinste unter allen, sieht zurück, ob noch mehrere Streiche auf sie warten, und sie scheint durch die sanfte Wendung ihres kleinen Armes den Pfeil abzuhalten oder ihr Antlitz vor dem unausstehbaren Schimmer der gegenwärtigen Gottheiten zu verbergen." — — — „Ich gehe in die villa Medici und atme da die reinste Luft. Ich lagere mich auf einen beblümten Rasen; Orangenschatten decken mich; — da staun' ich ungestört eine Gruppe der höchsten weiblichen Schönheiten an." — So träumte Asmus Jakob Carstens im Weinkeller zu Eckernförde oder auf seiner einsamen Kammer beim trüben Scheine des Lampenlichts, wie vom Taumel ergriffen bei all den großen und wunderbaren Offenbarungen der Kunst, die dieses Buch ihm erschlossen hatte. In seiner entzückten Phantasie träumte er sich die Stunden näher und immer näher, wo er zum Schauen der geschilderten Werke gelangen werde; er glaubte sich oft noch wiederzuerkennen, in jugendlicher Kraft stehend am Ziel seiner Wünsche. Und wenn er aus seinen Träumen erwachte und der rauhen Wirklichkeit ins Auge schaute? — Hätte er in die Zukunft schauen können, welch ein Bild wäre ihm vor Augen getreten? Hätte er in sich den ernsten Mann mit bleichem Antlitze, gramgezeichneten Zügen und

schwächlicher Gestalt wiedererkannt, der in stummer Andacht vor den Werken Michelangelos und Rafaels stand und wie festgebannt die Kolosse von Monte Cavallo betrachtete?

Die Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem und die Entzückung über die Wunder seiner Gedankenphantasie, der er sich mit ganzer Innigkeit hingab, lösten sich ab mit einer peinlichen Unruhe und einem qualvollen Seelenzustande, der ihn oft der Verzweiflung nahe brachte. Träumerisch schleppte er seine Tage hin, Thränen des Unmuts und Klagen über sein widerwärtiges Geschick füllten seine einsamen Stunden aus.

Doch nicht unbefriedigter Wissensdrang, die Unmöglichkeit das Sehnen seines Herzens zu stillen, war es allein, das seinen Geist niederdrückte und ihn so qualvolle Stunden erleben ließ. Ein anderes kam noch hinzu, das sein Inneres aufs tiefste erschüttern, die Welt mit ihrem Treiben rings um ihn her ihm widerwärtig machen mußte und ihn sich ganz in sein Gemütsleben zurückziehen ließ. Das Schicksal seiner Angehörigen, seiner Brüder und Schwester, der Schimpf und die Schande, die sie betroffen, der Verlust alles dessen, was er bisher seine Heimat genannt; lasteten schwerer als alles andere auf seiner Seele und haben bei ihm so tief nachgewirkt, daß er sich nie hat überwinden können, von den trüben Ereignissen, wie sie sich während seiner Eckernförder Lehrzeit in Schleswig abgespielt hatten, seinen Freunden nähere Kunde zu geben.

Sein Stiefvater Muhl hatte, kurz nachdem Carstens Schleswig verlassen, seine Mühle im Neubau vollendet und mit bereitwilliger Hilfe des Magistrats auf Aufforderung des Prinzen-Statthalters statt eines feuergefährlichen Strohdachs mit einem kostspieligen „Bretter- und Spondach“ decken können. Aber keine Unterstützung vermochte ihn vor dem Falle zu retten, der durch

seinen leichtsinnigen, verschwenderischen Lebenswandel mit reißenden Schritten über ihn hereinbrach.

Schon im Laufe des Jahres 1772 hatte er an verschiedene Gutsbesitzer Angelns Wechsel für gelieferte Gerste bis zu einer Höhe von vierzehnhundert Thalern (5040 M.) ausgestellt und selbst noch im Anfang 1773 immer neue Hypotheken auf sein Besitztum genommen, als schon eine Anklage gegen ihn auf dem Stadtgericht erhoben war. Dreimal ward ein Termin zur Verhandlung der Sache angesetzt; aber Muhl erschien nicht und suchte durch allerlei Ausflüchte die Entscheidung hinzuhalten um Zeit zu gewinnen. Da riß dem Magistrat endlich die Geduld. Erst angesichts der Zwangsmaßregeln, die ihm angedroht wurden, entschloß Muhl sich, in einer eignen Zuschrift an den Rat vom 22. Juni 1773 seinen Konkurs anzumelden; seine Gläubiger seien so sehr gegen ihn aufgebracht, erklärte er darin, daß sie ihn mit gänzlichem Untergange bedrohten; er sei außerstande sie länger abzuhalten und müsse Güter und Effekten ihnen preisgeben. Schon am selben Tage ward die erbetene Versiegelung vorgenommen und vier Tage später zur Regulierung seiner Vermögensumstände ein Konkursproklam erlassen. Als aber das Inventar gerichtlich festgestellt werden sollte, zeigte es sich, daß fast nichts mehr im Hause zu finden war. Die Gläubiger gerieten in begreiflichen Zorn, als sie sich schmählich betrogen sahen; sie verweigerten ihm einstimmig als einem „leichtsinnigen, betrügerischen Bankerottierer“ ferneren Unterhalt und Aufenthalt auf der Mühle; als ein kräftiger gesunder Mann könne er selber mit seiner Hände Arbeit für seinen Unterhalt sorgen. Sofort wurde ihm die weitere Verwaltung der Mühle abgenommen und einem Meistergesellen auf eigne Verantwortung übertragen, während seiner Haushälterin, der alten Dienstmagd der Carstensschen Familie,

Christina Katharina Detleffen, für die Dauer des Konkurses die Führung des Hauswesens überlassen blieb.

Auch die Vormünder der Carstensschen Kinder waren unter diesen Umständen genötigt, ihr Interesse wahrzunehmen. Sie fanden die Kinder „in zerrissenen Kleidern und halb verkümmert“; auf Befehl des Magistrats wurden sie aus dem Hause entfernt und dem Vormunde Mohr unter denselben Bedingungen, die ihr Stiefvater früher übernommen hatte, zur Erziehung übergeben.

Unterdes war durch polizeiliche Untersuchung festgestellt, daß Muhl wenige Tage vor der Erklärung seines Konkurses, seine besten Geräte und Möbeln verkauft oder verpfändet und alles übrige, selbst seine Kuh und den Kettenhund, mit Hilfe guter Freunde beiseite geschafft hatte. Trotzdem war er anfangs bereit gewesen, die Richtigkeit des aufgenommenen Inventars eidlich zu beschwören. Als aber der Termin wirklich herankam, war er plötzlich verschwunden und hatte seine Stiefkinder, seinen einzigen Sohn sowie seine Haushälterin, die von ihm guter Hoffnung war, in ihrer Not zurückgelassen. Am 28. September 1773 setzte der Gerichtsdiener des Rats zu Pferde dem Entflohenen nach, ohne vor der Hand eine Spur von ihm zu entdecken. Überall wurde nach ihm geforscht, ein Steckbrief gieng hinter ihm her und verbreitete die Kunde von der Schande der Familie nach allen Orten des Landes. Selbst in Eckernförde bei dem ältesten Stiefsohn wurde nachgefragt; auch er war in Verdacht geraten, von dem Verbleib der verschwundenen Sachen etwas zu wissen. Es folgte eine lange Untersuchung, in die nach und nach die Mitglieder der Carstensschen Familie hineingezogen wurden. Alle mußten einen körperlichen Eid über den Bestand der Güter schwören und wurden im Weigerungsfalle mit Zwangsmitteln bedroht.

Ganz besonders war die Haushälterin, die ohne Lohn von Muhl geblieben war und zur Entschädigung Möbel und Koffer von ihm zum Geschenke erhalten hatte, in eine schlimme Lage geraten. Sie mußte über alle Verhältnisse im Muhlschen Hause, über das Benehmen ihres Hausherrn gegen seinen ältesten Stiefsohn und das Verhalten der Kinder Auskunft geben, ja ihre eigne Schande bekennen. Als von ihr zugleich ein Inventarieneid verlangt wurde, bat sie um Vorlegung des Verzeichnisses und zugleich um eine vierzehntägige Frist, um alles gewissenhaft prüfen und mittlerweile auch Erkundigungen über mancherlei, was ihr entfallen sei, bei der Carstensschen Familie und insbesondere bei dem ältesten Sohn in Eckernförde einziehen zu können. In einem rührenden Schreiben an den Magistrat setzt sie dann ihre traurige Lage auseinander und bittet mit Berufung auf die langjährigen treuen Dienste, die sie der Carstensschen Familie erwiesen, und die Liebe und Sorgfalt, womit sie sich des ältesten Sohnes und seiner Geschwister angenommen, um eine schleunige Unterstützung in ihrer Not. Sie habe für zwei Dienstmädchen und vier Kinder die Lebensmittel herbeizuschaffen, von dem Stadtvogt wöchentlich nur zwei Mark erhalten und trotzdem, daß Asmus Jakob Carstens aus Eckernförde ihr und seinen Geschwistern eine kleine Beihilfe habe zukommen lassen, schon bei einer Nachbarin in St. Jürgen borgen müssen. „Der Kredit ist durch unsern gehabten Herrn verloren und erloschen; der Herr Stadtvogt will sich zu keiner Alimentation weiter verstehen, ehe er nicht von dem Magistrate Anweisung erhalten. Wie ich nun mit den Mädchen und den Kindern doch unmöglich vom Winde leben kann und notwendig zwei Thaler vierundzwanzig Schilling in der Woche zur Haushaltung bedarf, da bereits alle Einkünfte von der Mühle beschnitten worden, dieselbe einem Gesellen anvertraut ist, wovon derselbe

Rechnung abzulegen hat, so sind wir daran Hungers zu sterben, wenn uns nicht wird bald geholfen werden."

Während die Untersuchungen noch fortdauerten, wurde die Graupenmühle im September 1773 in öffentlicher Auktion an den Müller Hansen Lundt verkauft.[1] Die Regulierung des Konkurses zog sich trotzdem noch mehrere Jahre hin; auch die Nachforschungen nach dem entwichenen Muhl wurden eifrig fortgesetzt, bis er im Jahre 1775 im Eiderstedschen ergriffen und zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt wurde. Sein Name ward aus der Bürgerliste gestrichen und in der Rolle der Altstädter Schützengilde unter schimpflichen Formen getilgt.

Während der gerichtlichen Verhandlungen, die der Konkurs Muhls mit sich brachte, war es die Aufgabe der Vormünder gewesen, die Interessen ihrer Mündel nach Kräften zu wahren und gegen die hartnäckigen Gläubiger zu verfechten. Vor allem

1) Hansen Lundt besaß die Graupenmühle bis zum Jahre 1797, wo er sie verkaufte. Der Käufer, Matthiessen, vertauschte sie, ohne sie anzutreten, an seinen Schwager, Hans Hinrich Carstens, den Bruder des Malers, gegen ein Haus auf dem Holm. Hans Hinrich Carstens, seit dem 28. April 1775 in der Müllerlehre bei dem Müller Orloff auf Holkenbüll, hatte seit 1784 die landesherrliche Stadtmühle in Pacht gehabt; von 1797 bis 1809 im Besitz der väterlichen Graupenmühle, geriet er in Konkurs und starb in einer Stiftung am 15. Januar 1836 in Schleswig. Er war mit Christ. Dorothea Fischer, verw. Jahn, verheiratet und hatte drei Söhne, Hans Jürgen († in Schleswig als Fuhrmann 1859), Karl Heinrich († als Müller 1850), Johann Christian († in Amerika 1858). Von dem zweiten stammen die im Schleswigschen seßhaften Carstens: Heinrich Carstens, Tischlermeister und Herzogl. Glücksburg. Hoflieferant in Schleswig, und Asmus Carstens, Kaufmann in Flensburg. Die Familie des ersten ist in männlicher Linie ausgestorben; die Nachkommen des dritten sind in Amerika. Die weibliche Linie des ersten und zweiten zählt in Flensburg und Schleswig noch außerdem eine zahlreiche Verwandtschaft, die wir als nebensächlich außer Acht lassen müssen. (Nach den Kirchenbüchern der schleswigschen Gemeinden, den Vormundschaftsakten und Mitteilungen der Carstensschen Familie.)

kam es darauf an, die früheren Erbvergleiche zur Anerkennung zu bringen und besonders noch für den ältesten Asmus Jakob außer seinem elterlichen Erbteil eine weitere Geldentschädigung durchzusetzen. Er habe, führten sie aus, während seiner Lehrzeit ihnen nicht die geringsten Kosten bereitet, scheine mit seiner Lage zufrieden und sei nach der Aussage seines Lehrherrn in seinem Geschäfte fleißig und zuverlässig befunden; um so mehr seien sie verpflichtet, den Gläubigern gegenüber seine Rechte zu wahren. Weil Muhl nach dem früheren Vergleiche nur so lange, als er die Kinder alimentiere und in ihren Lehrjahren unterhalte, von den Erbgeldern derselben keine Zinsen erlegen solle, so liege es in der Billigkeit, daß ihrem ältesten Pupillen von der Zeit an, als er bei Bruyn in der Lehre gewesen und das Haus seines Stiefvaters verlassen habe, die Zinsen von seinem väterlichen und mütterlichen Erbe voll und ganz ausgezahlt würden. Da auch der Magistrat die Forderung der Vormünder als rechtlich begründet erklärte, so ließen sich die Gläubiger nach langem Widerstreben endlich auch bereit finden, dem Küferlehrling eine Entschädigung zu bewilligen, die für einen fast dreijährigen Zeitraum auf dreiunddreißig Thaler acht Schilling (120 Mk.) festgesetzt und zum Kapital geschlagen wurde. Noch im selben Jahre legten Jakob Mohr und Josias Petersen dem Magistrate die Rechnung über das Vermögen ihres ältesten Mündels vor, die sie seit Ausbruch des Konkurses selbständig geführt hatten, und wurden von demselben wegen gewissenhafter und sparsamer Verwaltung durch ein besonderes Lob ausgezeichnet.

Diese geschilderten betrübenden Vorgänge, die sich im Laufe von zwei bis drei Jahren in Schleswig ereigneten, mußten Asmus Jakob Carstens um so mehr in steter Erregung halten, als er dadurch mehrfach in Mitleidenschaft gezogen war. Was es

damals bedeutete, mit einem „betrügerischen, meineidigen, steckbrieflich verfolgten und zur Zuchthausstrafe verurteilten Bankerottierer“ in naher Verwandtschaft zu stehen, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Die ganze Carstenssche Familie, mochte sie auch unschuldig in diese Lage geraten sein, fühlte den Schimpf mit, der seitdem auf ihr lastete. War es ein Wunder, wenn Asmus Jakob, der alle seine Schande in der Familie seines Prinzipals als bekannt wußte, sich halb und halb aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen vorkam? Wir hören nicht, daß diese Vorgänge auf seine Stellung in dem Bruynschen Hause zunächst von Einfluß gewesen oder daß er dadurch in der Meinung seines Lehrherrn gesunken sei, aber als es sich später um seine Zukunft handelte, konnte er einer bitteren Erinnerung daran nicht entgehen.

Wenn irgend etwas, so waren es diese Ereignisse, die Carstens während seiner übrigen Lehrzeit von seiner Vaterstadt fern hielten. Wie sehr auch seitdem seine Gedanken bei seinen Geschwistern verweilten, die er jetzt in dem Hause und unter der strengen Zucht seines Vormundes Mohr wußte, dessen harte Hand er selber genugsam gefühlt hatte, so konnte er sich doch nicht überwinden, seinen Fuß nach Schleswig zu setzen, so lange die Schande seiner Familie noch in frischem Andenken der Leute war. Nur seinem Vetter Jürgensen, der ihm über alle Vorgänge nähere Mitteilung gemacht, schüttete er sein Herz aus und empfahl ihm die Zukunft seiner einzigen Schwester, Anna Katharina, an der seine Seele mit Liebe hieng. Selbst als dieselbe um Ostern des Jahres 1775 konfirmiert ward, blieb er daheim, um nicht das Haus seines Vormundes zu betreten und seine elterliche Häuslichkeit wieder zu schauen. Wie tief auch sein Gemüt von dem Schicksal seines Stiefvaters und der Schande, die er ihm und den Seinen bereitet hatte, erschüttert sein mochte, so daß er niemals

später davon sprechen konnte, die plötzliche Nachricht von dem Tode seiner heißgeliebten Schwester am 13. November 1775, die sein Vormund ihm mitteilte, ohne daß er sie wiedergesehen und von ihr Abschied hatte nehmen können, erfüllte ihn mit einem Schmerze, der noch lange Jahre in ihm nachzitterte.

Wir können uns nicht versagen, hier eine seiner bisher unbekannten Elegien, die den Tod seiner Schwester behandelt, mitzuteilen, worin der Künstler acht Jahre später, als er im Begriffe war von Kopenhagen Abschied zu nehmen, die schmerzlichen Empfindungen jener Tage zum lebhaften Ausdruck gebracht und sich zugleich in prophetischen Worten über seine Laufbahn ausgesprochen hat. Wenn je der christliche Sinn unseres Carstens bestritten und behauptet worden ist, daß mit dem Studium der alten Kunst und der griechischen Mythologie schon früh eine heidnische Weltanschauung bei ihm eingezogen sei, so legt dieses Gedicht, wenn auch von einem schwermütigen, bedrückten Herzen, doch zugleich ein schönes Zeugnis ab von seiner Ergebenheit und kindlichen Unterwerfung unter Gottes Fügungen.

Elegie.[1]

„Fliehe nicht, geliebtes Bild!
Fliehe nicht!
Weile und laß in meine Arme Dich schlingen!
Umsonst — —
der Schatten sinkt gestaltlos dahin.

Ach! wie oft bethört
trügender Wahn das menschliche Herz!
Wohin treibst du mich,
schwankende Phantasie?

1) Die Citate aus Carstens' Gedichten sind hier wie auch weiter unten mit Beseitigung der mannigfachen Inkorrektheiten gegeben. Der Anhang enthält sie, wie Carstens sie geschrieben.

Sie ist nicht mehr!
Schon längst ist sie in modernden Staub gesunken,
schon längst hat sie der schreckliche Tod
ihren geliebten Brüdern geraubt,
hat mit furchtbarer Hand ins Grab sie geschleudert
und ihres Frühlings lieblichste Jahre
gewaltsam dem Leben entrissen.

Du starbst, und ich konnte Dich nicht sehen,
Dich nicht umarmen
und meinen brüderlichen Kuß
auf Deine sterbenden Lippen Dir drücken;
zuweit von Dir entfernt, umgaben mich
der Kaufmannschaft eherne Bande.

Gesellige Einsamkeit, Gedankenfreundin,
Gefährtin der Nacht! wohin führtest du oft,
wenn Finsternis die Erde bedeckte,
wenn der stille Mond
durch zerrissene Wolken
bloß auf mich herabschien,
meinen fühlbaren Geist? —
Zu Dir, Katharina!
zu Dir hin, geliebte Schwester!
Dann füllte Wehmut
mein jugendliches Herz,
dann schlich eine Thräne
mir über die Wange hinab,
die meine Hand zu verbergen sich strebte.

Wohldann! Du bist dahin!
Welcher Sterblicher vermag
des Schicksals Ratschluß zu ändern?
und ob die Felsen
meinen Gesang vernähmen
und die Wälder
meiner Harfen Getön,
bringt doch nicht mein Klaglied
Deine Seele ins Leben zurück.
Vielleicht — nicht lange —
und des Todes gewaltige Hand
stürzt auch mich in die Grube hinab.

Ich werde fallen,
in der vollen Blüte des Lebens
werde ich fallen,
wie die Blume des Feldes
vor des Ungewitters verderbender Kraft.
Ewiger, gütiger Gott!
Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend,
und wenn denn das Schicksal
den Faden meines Lebens zerreißt,
o dann,
dann schau' gnädig auf mich Sterbenden
in der Stunde meines Todes herab!"

Was anders als die begeisterte Liebe zur Kunst und der feste Glaube an seine Bestimmung konnte ihm wohl über die trüben Stunden, die er damals in Eckernförde erlebte, hinweghelfen? Was anders als harte Arbeit und heißes Bemühen die schwermütigen Gedanken, die sein Inneres erfüllten, zurücktreten lassen? Nur die größte geistige Energie vermochte ihn aufrecht zu halten und neue Anregungen, die seinem Kunsttriebe zu teil wurden, ihm frische Lust zum Leben zu geben. Das unbefriedigende Gefühl, welches bei aller Begeisterung für die Lehren des Webbschen Buches in ihm zurückgeblieben war, wurde gemildert durch die Freude an einer Arbeit, die ihn zusehends förderte.

Die Lehren und Anweisungen, die er in der Schrift von Mengs dargelegt fand, waren es wohl, die ihn fortan von allen weiteren Kopierübungen abhielten. Der Grundsatz, „nur die besten Sachen vor sich zu nehmen und nichts Garstiges zu leiden, noch zu besehen, noch viel weniger nachzuahmen," konnte für ihn in seiner Verlassenheit in Eckernförde freilich nicht in dem Maße bindend sein, als es für Schüler der Kunstakademien der Fall war. Desto stärker aber mußte nach dem Studium des Webbschen Werks die Mahnung auf ihn wirken, nicht zu viel Gewicht auf „abstraktes Zeug" zu legen. „Die erste Bemühung eines

Anfängers müsse sein, das Auge zur Richtigkeit zu gewöhnen, damit es fähig werde, alles nachmachen zu können. Er müsse sich der Handübung befleißigen, damit seine Hand gehorsam sei zu thun, was er wolle, und nach diesem allen erst die Regeln und das Wissen der Kunst erlernen. Zuerst komme die Übung und dann das Wissen, weil man in alten Jahren zur Erlernung von Regeln noch geschickt sei; aber zur Übung und Gewöhnung des richtigen Auges, des nötigsten Werkzeugs der ganzen Kunst, werde ein gewisser Zeitpunkt erfordert, nämlich so lange man noch keine Gewohnheit angenommen. Habe man sich einmal übel gewöhnt, so sei es in reifen Jahren unmöglich sich anders zu gewöhnen. Der Anfänger solle seine Schrift nur lesen, um zu sehen, wie groß und schwer die Kunst sei, auf daß er eile und keine Zeit verliere bei Erlernung der geringeren Teile."

Diesen Vorschriften gemäß hat Carstens das letzte Jahr seiner Anwesenheit in Eckernförde nach Anleitung eines größeren Lehrbuchs, das die Bruynsche Familie ihm zum Geschenke machte, ganz der Übung seiner Hand gewidmet. „Het groot Schilderbok door Gerhard de Lairesse",[1] welches der Großvater seines Prin-

---

1) Das uns vorliegende Exemplar ist Amsterdam 1707 in drei Teilen erschienen. Nach Fernow hat Carstens dieses Buch erst nach einem längeren Aufenthalt in Kopenhagen von dem Porträtmaler P. Ipsen, bei dem er wohnte, zum Geschenk erhalten und fleißig studiert. Ipsen sei früher Seemann gewesen und habe es von seinen Reisen mitgebracht. Diese Angaben beruhen jedoch entweder auf einem vollständigen Mißverständnisse Fernows oder auf einem Irrtum des Künstlers selbst. Von einer Reihe urkundlicher Nachrichten wollen wir hier nur eine interessante Notiz erwähnen, die von der Eckernförder Zeitung wohl nach dem Kieler Korrespondenzblatte gegen Ende der funfziger Jahre veröffentlicht wurde. Dieselbe lautet wörtlich: „Der Bibliothek des Kunstvereins in Kiel ist durch Herrn Premierlieutenant a. D. Timm in Eckernförde (derselbe ist jetzt verstorben) ein höchst interessantes Geschenk gemacht mit dem Exemplar von „Het groot Schilderbok door Ger-

zipals, der Kapitän Bruyn, einst mit aus seiner holländischen Heimat gebracht hatte, gab ihm fortan Gelegenheit sich praktisch weiter zu bilden und mußte für ihn, als einen Autodidakten der Kunst, von unschätzbarem Werte sein. Da es in holländischer Sprache geschrieben war, so sah er sich anfangs nur auf genaue Betrachtung der zahlreichen Kupferstiche, die das Werk zieren, angewiesen. Um zum vollen Verständnis zu gelangen, ergab er sich mit Eifer der Erlernung des Holländischen, wobei ihm die sichere Kenntnis der niederdeutschen Mundart, die seine Muttersprache war, ganz besonders zu Hilfe kam. Über alles, was ihm trotzdem noch unverständlich blieb, konnte er sich leicht bei der Familie Bruyn Rats erholen, die des Holländischen vollkommen mächtig war.

„Mein Geistesfeld war so trocken," sagte Carstens später einmal, „daß man selbst einen Platzregen von Wissen nicht bemerkt haben würde." Aber die Fruchtbarkeit, die das scheinbar so sterile Feld nach und nach durch eifriges Ansammeln angenommen hatte, war doch bedeutender, als es dem ersten Blicke scheinen könnte. „Ich habe," erzählte er nachmals, „das große Malerbuch von Lairesse unzähligemal durchgelesen und den einzelnen Teilen nach

---

hard de Lairesse. Amsterdam 1707", aus dem der Vormann der neueren historischen Kunst, unser berühmter Landsmann Asmus Jakob Carstens, in Eckernförde als Küperlehrling seine ersten künstlerischen Studien machte und das seine eigenhändige Namensunterschrift vom Jahre 1776 enthält." Leider ist dies Exemplar, wie uns mitgeteilt wird, trotz mehrfacher Nachforschung nicht mehr in der Bibliothek des Kunstvereins zu entdecken. Indes dürfte die Hoffnung nicht aufzugeben sein, daß es bei irgend einer Gelegenheit in Kiel wieder zum Vorschein kommt. Wie wir erfahren, sind darin noch allerlei Entwürfe von Carstens' Hand zu finden. Die etwas auffällige Thatsache, daß Carstens dies Buch bei seinem Weggange in Eckernförde zurückließ, wird darin seinen Grund haben, daß er es genugsam studiert zu haben und fortan entbehren zu können glaubte.

studiert. Hier fand ich praktisch Brauchbares, eine Handhabe, um die Technik anzupacken. Lairesse war meine Vogelorgel, und ich lernte ihn aufs genaueste auswendig." „In Lairesse," läßt Fernow ihn erzählen, „fand ich über alle Gegenstände der Kunst ausführliche Belehrung von einem praktischen Künstler, gerade so wie es mir not that. Besonders wichtig war mir das, was ich darin über die malerische Anordnung der Figuren in einer Komposition zum Zwecke der Deutlichkeit las." — „So ward mir von allen Teilen der Kunst der Begriff einer malerischen Komposition am ersten deutlich." — „Da ich niemand hatte, bei dem ich Rats holen konnte, so mußte ich mich wohl an Bücher halten und an die einsame und mühsame Art zu studieren und alles gleichsam selbst entdecken, was mich aber zum Nachdenken reizte."

Alles, was er noch in seinem Cröker vermißt hatte, das rein Technische von dem Einfachsten bis zum Kompliziertesten, fand er hier in durchweg methodischem Fortschritte in ganzer Ausführlichkeit dargelegt: eine praktische Anweisung zur Zeichenkunst mit entsprechenden Vorlagen, für einen Autodidakten wie geschaffen, der „über Perspektive, Schattierung, Beleuchtung, Drappierung und Staffage, wie über die Formen und die Bewegungen des menschlichen Körpers und seiner Glieder" notwendige Belehrung suchte. Da er schon früh an eignes Schaffen gewöhnt war, so mußten die Vorschriften, die ihm in Bezug auf eine Komposition gegeben wurden, von besonderem Interesse für ihn sein. An Beispielen und charakteristischen Darstellungen fand er die Hauptregeln derselben erläutert, wie die Einheit der Handlung' festzuhalten, um nicht zwei Ereignisse zu vermengen, wie man malerisch gruppieren, die Figuren zusammen verbinden, den Einfall des Lichts vorteilhaft malen, Licht und Schatten in Massen zusammenhalten, Löcher, durchschnittene Gliedmaßen, gerade Linien und Winkel vermeiden

müsse. Wenn er in Webbs Schrift nur kurz die Stoffe angedeutet sah, die von den bedeutendsten Künstlern der alten und neuen Zeit behandelt waren, so fand er hier neben technischen Anweisungen auch über die antike Welt und ihre Anschauungen reiche Belehrung, die jenen Stoffen erst für ihn Inhalt gaben. Während ihm einerseits Abbildungen der Götter und Helden, der Genien, Penaten, Laren, Cupidonen, Beschreibungen von Statuen, Basreliefs, griechische Spiele, römische Triumphe u. s. w. vor Augen gebracht wurden, konnte er daneben Anweisung über die Wahl der Stoffe und die Art, wie aus einer poetischen Darstellung eine Komposition zu entwerfen sei, sowie über das Verhältnis des Malers zum Dichter weitere Aufklärung finden. Von den Dichtern der Alten wurden besonders Homer, Vergil und Ovid zum genauen Studium empfohlen; sie enthielten so viel Stoffe, daß noch dreimal so viel Darstellungen daraus zu machen seien; man brauche keinen neuen Homer und habe keinen zweiten Ovid nötig; sie hätten so viel Stoffe hinterlassen, daß man noch tausend Jahre daran arbeiten könne. Die in dem Buche enthaltenen Entwürfe, die zum größten Teil den alten Dichtern entnommen sind, wie Apollo und Daphne, Merkur und Atropos, Diana und Endymion, Mars und Venus, den Adonis beklagend, Bacchus und Ariadne, Dryope und Amphion, die drei Parzen, Erechthonius und Ceres, Odysseus und Achilles unter den Töchtern des Königs Lykomedes u. a., gaben ihm schon damals mannigfach Gelegenheit sich in eignen Kompositionen zu versuchen, wie schülerhaft und unselbständig sie bei dem Mangel an Dichterquellen auch ausfallen mochten.

Ein Talent wie Carstens hat ohne Frage während eines einjährigen Zeitraums die drei Bücher Lairesses zur Genüge auszunutzen verstanden. Wie es scheint, muß seine technische

Fertigkeit im Zeichnen und Entwerfen, die er sich schon während seiner Lehrzeit in Eckernförde erworben hatte, demnach höher angeschlagen werden, als er sich selbst, wenn wir anders Fernows Berichten Glauben schenken wollen, in seinem späteren Alter vorstellte. Eine große Anzahl von Zeichnungen, die er nach Anleitung seines holländischen Lehrbuchs entworfen, ist nachweisbar lange Jahre im Besitze seines Vetters Jürgensen gewesen, nach und nach zerstreut und heute verschollen.

Wir haben Carstens in der Weinhandlung zu Eckernförde bei seinen Kunstübungen während seiner ganzen Lehrzeit begleitet, den Küferlehrling Schritt für Schritt von Cröker zu Webb, von Webb zu Lairesse fortschreiten sehen, gesehen, wie er von Jahr zu Jahr mit stetig steigernder Energie sich seinen Neigungen hingibt. Wie ein fester, bestimmter Entschluß, ein Maler zu werden, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu diesem Berufe vorzubereiten, längst gefaßt sein mußte, so scheint die merkwürdige Ausdauer, womit er dem Studium des Lairesse während des letzten Jahres oblag, darauf hinzuweisen, daß die früher in dunkler Ferne schwebende Aussicht, einmal die ehernen Bande der Kaufmannschaft zu sprengen, die ihm seinen Lebensnerv abschnitten und ihn geistig zu ersticken drohten, sich mehr und mehr der Verwirklichung näherte und eine greifbare Gestalt angenommen hatte.

Nach Fernow soll die Wendung seines Geschicks halb zufällig herbeigeführt sein. Gegen Ende seines fünften Lehrjahres sei er mit einem Advokaten des Orts bekannt geworden, der ihn schon aus dem Rufe eines geschickten Konterfeiers gekannt, den Carstens sich im Städtchen erworben habe. „Dieser äußerte ihm seine Verwunderung," erzählt er weiter, „wie er bei so vieler Lust und Fähigkeit zur Malerei sich habe zum Weinhandel ent-

schließen können. Carstens klagte ihm darauf sein Leid, wie er dazu von seinen Vormündern sei gezwungen worden, die durchaus nicht hatten zulassen wollen, daß er ein Maler würde, welches doch immer und auch noch jetzt sein sehnlichster Wunsch gewesen sei."

„„Ei,"" erwiderte ihm dieser, „„wußten Sie denn nicht, daß nach den Gesetzen kein Vormund seinen Mündel mit Gewalt abhalten darf, ein ehrsames Gewerbe, was es auch sei, zu erlernen, sobald dieser einen ernstlichen Trieb dazu bezeigt? Man hat Ihnen da großes Unrecht gethan. Und was wollen Sie überhaupt bei der Handlung, wenn Sie nur wenig Vermögen haben? Da müssen Sie zeitlebens anderen Leuten dienen und kommen nie zu etwas Eigenem.""

„Die Worte dieses Mannes fuhren ihm wie ein Lichtstrahl durch die Seele. Er sah, daß man ihn auf eine schmähliche Art um fünf Jahre betrogen habe, und entschloß sich auf der Stelle den Weinhandel zu verlassen und noch Künstler zu werden, wie es ihm auch ergehen möge und obwohl er bereits zweiundzwanzig Jahre alt sei."

Daß die Vormünder vollkommen auf gesetzlichem Boden standen, als sie ihren Mündel nach Eckernförde sandten, kann nur bei ungenügender Kenntnis der damaligen Verhandlungen bestritten werden. Die Aufklärung, daß er beim Weinhandel bei seinem geringen Vermögen niemals zu einer selbständigen Stellung gelangen werde, sowie die eben erst gewonnene Einsicht, daß er um seine besten Jahre betrogen sei, konnten es doch schwerlich sein, die ihn jetzt erst zu dem plötzlichen Entschlusse brachten, seine Stellung bei seinem Prinzipal zu lösen. Denn wie sollte er dies möglich machen? Die urkundlichen Nachrichten geben ein ganz anderes Bild von den damaligen Vorgängen in Eckernförde;

sie zeigen aufs deutlichste, daß Carstens längst den Entschluß gefaßt hatte, sich bei nächster Gelegenheit frei zu machen, daß er auch sehr gut wußte, wann der Zeitpunkt gekommen sei, der ihn von der Gewalt der Vormundschaft lösen werde.

Mit dem Juli des Jahres 1775 waren vier Jahre seiner Lehrzeit verflossen. Er hatte damit eben sein einundzwanzigstes Lebensjahr vollendet, womit er unter gewöhnlichen Verhältnissen nach dem in der Stadt Schleswig geltenden Rechte mündig geworden wäre. Daß die Mündigkeit ihm volle Freiheit bringen werde, selbständig über seine Zukunft zu entscheiden, konnte ihm unmöglich verborgen, der Entschluß, die Gelegenheit zu benutzen, mußte lange bei ihm feststehen. Aber die Mündigkeit wurde von dem schleswigschen Magistrate zu dem bezeichneten Termine nicht ausgesprochen. Sie wurde ihm aus dem Grunde verweigert, weil er seine kontraktliche Lehrzeit, die auf fünf Jahre festgesetzt war, noch nicht vollendet und als Lehrbursche über sein Vermögen nicht selbständig verfügen durfte. Eine rechtliche Bestimmung der geltenden Vormünderverordnung stand hierbei dem Rate zur Seite. Es war jedesmal in sein freies Ermessen gestellt, ob er einen Pupillen trotz erlangter mündiger Jahre für fähig halte, seinen eignen Angelegenheiten vorzustehen, und im Verneinungsfalle darüber eine Bestimmung zu treffen, wie lange die Vormundschaft noch fortgeführt werden solle.[1] Die Erwägungen des Rats lassen auch keinen Zweifel, daß der von den Vormündern mit dem Weinhändler Bruyn abgeschlossene Kontrakt nach dem Gesetze die Mündigkeitserklärung für Asmus Jakob Carstens zum Mai

---

1) Vergl. Paulsen: Lehrbuch des Privatrechts in den Herzogtümern Schleswig und Holstein p. 307. Gemeinschaftliche Verordnung vom 28. Sept. 1767. § 25.

des Jahres 1775 ausschließen müsse. Es konnte nur zur Frage stehen, ob die Vormundschaft bis zur Vollendung seiner eigentlichen Lehrzeit, bis zum Juli 1776, oder gar noch bis zum Ablauf der sieben kontraktlich übernommenen Jahre fortgeführt werden solle. Für diese letzte äußerste Maßregel konnte aber schwerlich den Oberbehörden gegenüber, an die in einem solchen Falle zu berichten war, ein durchschlagender Grund geltend gemacht werden. Die Vormünder erhielten demgemäß die Anweisung, die vormundschaftliche Rechnung für Carstens noch bis Ende Juli 1776 weiterzuführen und ihren Pupillen von dem Beschlusse des Magistrats in geeigneter Weise in Kenntnis zu setzen.[1]

Carstens mußte sich fügen. Schmerzlich mochte er die Stunde schwinden sehen, die ihm hatte Erlösung bringen sollen, und in seiner Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen und der Befugnisse seiner Vormünder bei dieser Gelegenheit sich auch einmal bei einem der drei damals in Eckernförde wohnenden Rechtsgelehrten-Rats erholt haben. Die Aufklärung, die derselbe ihm gegeben, kann nur darin bestanden haben, daß er seine Zeit abwarten müsse und, selbst mündig gesprochen, alle Rechtshandlungen, die von seinen Vormündern während seiner Vormundschaft auf gesetzliche Weise geschlossen seien, nicht verwerfen könne; es werde zur gegebenen Zeit nur allein seine Sache sein, sich mit seinem Lehrherrn gütlich auseinanderzusetzen. Es war eine schwierige Lage,

---

1) Von diesem Teil der Vormundschaftsakten liegen uns nur kurze Auszüge vor, die zum Handgebrauch des Richters dienten. Die vollständigen Akten mit den Originalbriefen des Künstlers bis in seine Kopenhagener Zeit waren bis zum Jahre 1867 noch im Schleswiger Stadtarchiv vorhanden und sind damals von uns eingesehen. Leider sind dieselben bald darauf nach Übergabe an die staatlichen Behörden als Makulatur eingestampft und unwiederbringlich verloren. Indes geben die Auszüge und Notizen, die wir uns früher davon gemacht, noch genügende Aufklärung.

voll Ungewißheit und Unklarheit, in die Carstens geraten war. Neben der tröstlichen Aussicht, nach einem Jahr mündig gesprochen zu werden, stand die zweifelnde Frage, ob sein Lehrherr sich bereit finden werde, ihn dann von seinem Kontrakte zu entbinden. Er lebte in peinlicher Unruhe; in fieberhafter Thätigkeit, sich für seinen künftigen Beruf würdig vorzubereiten, brachte er seine Tage hin.

So kam der Juli des Jahres 1776 heran, und im Laufe desselben ward ihm von Seiten der Vormünder im Namen des Magistrats die Mitteilung gemacht, daß er mündig gesprochen und schon zum nächsten September über einen Teil seines Vermögens, worüber sie Rechnung abgelegt, frei verfügen könne. Indem sie aber damit zugleich die dringliche Mahnung verbanden, die ferneren beiden Jahre ebenso getreu wie bisher dem ihm zugewiesenen Berufe zu dienen, sah er den Augenblick gekommen, ihnen offen und ehrlich seinen längst gefaßten Entschluß in einem längeren Erwiderungsschreiben mitzuteilen, das seinem Wortlaute nicht mehr bekannt, aber nach dem uns vorliegenden Auszuge im wesentlichen mit den Angaben, die Fernow in etwas anderem Zusammenhange darüber macht, übereinstimmt. Unter heftigen Vorwürfen, daß sie ihm gegenüber ihre Befugnisse überschritten hätten, erklärte er, die Fesseln, womit man seine Herzensneigungen gebunden, nicht mehr länger tragen zu wollen, was es ihm auch koste. Keine Macht der Erde werde imstande sein, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Die unersetzliche Zeit, die er durch ihr treuloses Verfahren habe verlieren müssen, möge dereinst ihr Gewissen brennen. Er werde jetzt dem Sterne folgen, der ihm seit seiner Jugend geleuchtet, und ohne ihre Hilfe auch den Weg zu finden wissen, der ihn seinem Ziele zuführe. Nur wegen seines Vermögens sei er genötigt, mit ihnen weitere Unterhandlungen

zu führen; er werde zu rechter Zeit in Schleswig erscheinen, um seine Interessen wahrzunehmen.

Die Vormünder waren nicht wenig überrascht, als sie diese Ankündigung erhielten; sie hatten geglaubt, daß die fünfjährige Lehrzeit, die harte Arbeit des Weinkellers, seinen eigenwilligen Sinn gebrochen habe, und waren in dieser Meinung durch die wiederholten Erklärungen seines Prinzipals, daß Carstens mit Eifer und anscheinender Lust seinem Geschäfte nachgehe, noch mehr bestärkt worden. Durch das Schreiben in ihrer Zuversicht getäuscht, antworteten sie ihm in verletztem Tone, sie hätten im Einverständnisse mit dem hohen Rate der Stadt den gesetzlichen Bestimmungen gemäß bei der Wahl seines Berufes gehandelt, nach ihrem besten Wissen und Wollen pflichtgemäß für sein Wohl Sorge getragen, sein kleines Vermögen getreulich verwaltet und mit großer Mühe aus dem Konkurse seines Stiefvaters gerettet. Nicht ihm, sondern allein dem Rate seien sie für ihr Verhalten verantwortlich. Angesichts des Schimpfes, womit seine Familie belastet, möge er noch einmal bedenken, ob es wohlgethan sei, mit all denen, die sich seiner angenommen und trotzdem auch weiter für ihn zu sorgen gewillt seien, aus Liebe zu einem Berufe vollständig zu brechen, der ihn einer ungewissen Zukunft entgegenführe. Wolle er sich aber durchaus nicht zum Guten bequemen, so möge er nur seinem Eigensinn folgen; er werde es dereinst schon bereuen. Indem die Vormünder ihm damit die alleinige Verantwortlichkeit für sein ferneres Thun überließen, machten sie ihn zugleich auch aufmerksam, daß er die rechtlichen Verpflichtungen, welche sie während seiner Vormundschaft seinem Prinzipal gegenüber kontraktmäßig übernommen hätten, nicht einseitig, sondern nur mit Einwilligung desselben lösen könne. Sie seien aber nicht gewillt, ihm hierbei durch ihre Fürsprache irgendwelche Unterstützung angedeihen zu lassen.

Carstens ließ sich indes durch diese Vorstellungen nicht irre machen. Er hoffte auch seinen Lehrherrn, der ihm immer Wohlwollen bewiesen, für seine Absichten gewinnen zu können. An dem Tage, wo ihm, „dem ausgelernten Küfer“, sein Lehrbrief übergeben werden würde, gedachte er um seinen Abschied zu bitten.

Nicht leicht ist es Carstens geworden das Band, welches ihn mit der Bruynschen Familie verknüpfte, zu zerreißen und die Kämpfe, die er mit den Vormündern gehabt, noch einmal durchzumachen und siegreich zu bestehen. Denn je unerträglicher auf der einen Seite ihm sein Dienst, hebt mit Recht sein Vetter hervor, desto nützlicher und unentbehrlicher war er auf der andern seinem Herrn geworden. Wie in seinem Lehrbrief bezeugt ward, hatte er das Weinküfergeschäft gründlich gelernt, sich während seiner Lehrzeit zur ganzen Zufriedenheit seines Herrn betragen und sich auch des Geschäftes so angenommen, daß er überall als ein tüchtiger Küfer auftreten könne. Eben weil er den „Sorgenbrecher“, den er später einmal im Liede besang, so gründlich kennen gelernt und doch dabei der Versuchung, die er mit sich brachte, siegreich widerstanden hatte, glaubte sein Herr ihn in seinem Geschäfte, zu dem er ihn herangebildet, um so weniger entbehren zu können. Wer sich außerdem erinnert, daß Bruyn seinen Verwandten in Schleswig zu Gefallen mit Rücksicht auf das geringe Vermögen des Waisenknaben ihn während der ganzen fünf Jahre unentgeltlich unterhalten und alle seine Bedürfnisse bestritten hatte, wird sich nicht wundern können, daß er Bedenken trug, auf die dabei bedungene Entschädigung ohne weiteres zu verzichten, und ihn nicht eher fortziehen lassen wollte, als bis die zwei Jahre vergangen waren, die er ihm als Küfer noch unentgeltlich zu dienen verpflichtet war. Er konnte bei seinen vielfachen Reisen um so weniger auf einen zuverlässigen Vertreter in seinem Geschäfte

verzichten, als sein ältester Sohn, der die Handlung später übernehmen wollte, gerade um dieselbe Zeit das elterliche Haus verlassen und in Hamburg sich weiter ausbilden sollte. Es ist daher begreiflich, daß er anfangs kein Mittel unversucht ließ, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, mit Ernst auf seine vereinsamte Stellung, seine Verlassenheit und das trübe Geschick seiner Familie hinwies und dann wieder voll Güte versprach, sich auch fernerhin seiner annehmen zu wollen. Wenn er seinem Wunsche nachgebe und ihn seines Dienstes entlasse, so würde er nirgend Freunde und Unterstützung finden; am allerwenigsten in seiner Heimatsstadt, wo der Rat und seine Vormünder ihn wegen seiner Undankbarkeit schwer tadelten. Der Hinweis auf seine Verlassenheit war nun freilich am wenigsten geeignet, ihn in seinen Absichten wankend zu machen. Gerade mit Bezug darauf war ihm eine Zusicherung geworden, die ihn mit fester Zuversicht erfüllte. Wenn es ihm gelänge, sich freizumachen, so hatte er das Versprechen seines Vetters Jürgensen, ihn bei sich aufzunehmen und so lange in seinem Hause zu beherbergen, bis sich Mittel und Wege zu seinem ferneren Fortkommen gefunden hätten.

Wie viel Bruyn und seine Familie die künstlerischen Neigungen unseres Carstens während seiner Lehrjahre auch begünstigt, ihn in seinem Streben unterstützt und selbst nicht wenig Rühmens davon gemacht hatten, einen so geschickten Lehrling in ihren Diensten zu haben, so scheinen sie doch darin, nach allem zu rechnen, nichts weiter als bloße Liebhabereien gesehen zu haben, die ihm die schwere Arbeit im Weinkeller versüßten: Das innere Geistesleben des unscheinbaren Lehrlings, die Energie seines Willens und Wollens war ihnen allen verborgen geblieben. Die Zukunft desselben schien sich nach den Anschauungen seines Lehrherrn vollständig mit dem Interesse seines Geschäfts zu decken;

beides gab ihm Grund genug, seine Bitte um Entlassung vor dem kontraktlichen Termin rundweg abzuschlagen.

Wenn Carstens geglaubt hatte, daß die Mündigkeit und seine Befreiung aus den Banden der Vormundschaft ihm leicht den Weg zur völligen Freiheit bahnen würden, so sah er sich jetzt bei dem Widerstreben seines Prinzipals in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Die niederschlagende Aussicht, noch zwei volle Jahre dem Weinhandel opfern zu müssen, die sich aufdrängenden Zweifel, ob es dann auch noch Zeit sein werde, sich der Kunst zu widmen, erfüllten ihn mit einer wahren Herzensangst; der Gedanke an einen gewaltsamen Bruch mit seinem Lehrherrn, der allein noch übrig zu sein schien, stieg selbst manchmal in ihm auf, und doch vermochte er ihn keine Gewalt gewinnen zu lassen, weil er der Bruynschen Familie größeren Dank schuldig war, als er sich wohl späterhin selber gestehen wollte. Als all sein Bitten und Drängen umsonst zu sein schien, brachte Ärger und Unmut nach Fernows Bericht ihn aufs Krankenlager. Er wurde von einem hitzigen Fieber ergriffen, an dem er schwer darniederlag; erst das unerwartete Entgegenkommen seines Lehrherrn, der von seiner Seelenqual gerührt ward, gab ihm wieder neue Lebenskraft und frischen Lebensmut.

Wenn auch unsere urkundlichen Quellen von diesen Vorgängen schweigen, so scheint doch kein Grund vorzuliegen, an der Wahrheit der Fernowschen Erzählung zu zweifeln. Sein Vetter Jürgensen berichtet nichts von einer Krankheit, sondern hebt ohne weitere Motivierung nur die einfache Thatsache hervor, daß Bruyn endlich auch zu der Überzeugung gekommen sei, nichts in der Welt werde seinen Lehrling beim Weinhandel halten, und sich daraufhin entschlossen habe, ihn gegen eine Entschädigung ziehen zu lassen.

Leider muß man bekennen, daß derselbe auch bei dieser Sachlage nicht den Geschäftsmann verleugnete, daß das Mitleiden mit dem schwerbedrückten Carstens, die Rücksicht auf das kleine Vermögen, dessen derselbe für die Zukunft so dringend bedurfte, sein eignes Interesse nicht vollständig zurückzudrängen vermochte. Auch wenn er keine große Summe als Entschädigung verlangte, so war dieselbe doch seinem pflichtgetreuen Küfer gegenüber, der fünf Jahre seines Lebens seinem Geschäfte geopfert, mehr als genügend. Er berechnete die Kosten, die er ihm während seiner Lehrzeit durch unentgeltliche Verabreichung von Kleidern und Schuhwerk gemacht, auf jährlich sechzehn Thaler und erklärte sich bereit, ihn sofort ziehen zu lassen, wenn er sich verpflichte, ihm aus seinem Vermögen, welches die Vormünder ihm zur Verfügung stellen würden, achtzig Thaler (288 Mk.) zu zahlen. Carstens hätte wohl noch mehr geopfert, wenn er seine Freiheit nicht anders hätte erkaufen können. Er gieng mit Freuden auf das Anerbieten seines Prinzipals ein und bat mit gerührten Worten um die Erlaubnis, zum Dank für alle Güte, die er in seinem Hause und seiner Familie genossen, ihm sein Porträt als Andenken hinterlassen zu dürfen.[1]

Am 14. August des Jahres 1776 verließ Carstens das Bruynsche Haus; er verließ es in Frieden. Das bittere Gefühl, fünf Jahre lang in „der Kaufmannschaft ehernen Banden" geschmachtet zu haben, trat zurück vor dem freudigen Bewußtsein, im Besitze seiner Freiheit jetzt ganz seinen Neigungen leben zu können. Mit seinen „Kunstschätzen", Zeichnungen, einigen

---

1) Ohne Frage ist dies das Selbstbildnis des Künstlers, welches von den Gütern der v. Ahlefeld oder der v. Clöcker in das Hamburger Kupferstichkabinett gewandert ist. Vergl. die Anmerkung S. 97.

Büchern und Malerwerkzeugen beladen, zog der zweiundzwanzigjährige Küfer in Schleswig ein, um im Hause seines Vetters Jürgensen auf dem Herrenstall ein Unterkommen zu suchen. Es war das einzigste Haus, welches in seiner Vaterstadt sich ihm noch öffnen, aber ein Haus, wie es für seine künstlerischen Zwecke nicht passender gewählt werden konnte.

Carstens bei seinem Vetter Jürgensen in Schleswig.

1776.

Kaum war Carstens auf dem Herrenstall eingetroffen, als Jürgensen auf seine Bitte persönlich den Vormündern davon Mitteilung machte. Es kam ihm zunächst darauf an, alles, was mit seiner Vormundschaft in Verbindung stand, definitiv zur Erledigung zu bringen. Er wurde wiederholt nach dem Rathause berufen, um die Rechnungsablage seiner Vormünder entgegenzunehmen und für die Richtigkeit derselben zu quittieren. Seinem Verlangen, sofort von seinem Vermögen, das sich im ganzen auf vierhundertachtzig Thaler (1728 Mk.) belief, eine Summe von achtzig Thalern ausbezahlt zu erhalten, um seine Verpflichtung in Eckernförde zu erfüllen, konnte jedoch nicht entsprochen werden. Erst im September desselben Jahres war er imstande seinen Prinzipal zu befriedigen.[1] Eine weitere Summe wurde ihm bei seiner

1) Da über die gerichtliche Ordnung seiner Vermögensverhältnisse mehrfach Zweifel geäußert sind, so wollen wir zur Beseitigung aller mißverständlichen Auffassungen die Worte des Protokolls mitteilen.

Actum Schleswig 26. Sept. 1776.

„Da des Graupenmüllers Hans Carstens' ältester Sohn zweiter Ehe, Asmus Jakob Carstens, seine mündigen Jahre erreicht, so haben die Vormünder, Jakob Mohr und Josias Petersen, ihre vormundschaftliche Schlußrechnung eingeliefert, die er quittirend unterschrieben. Auch ist eine Theilung des Nachlasses der verstorbenen unmündigen Anna Katha-

Abreise von Schleswig überwiesen, der größte Teil seines Vermögens jedoch erst in einzelnen Posten späterhin nach Kopenhagen gesandt, worüber er im Jahre 1780 eine Generalquittung auszustellen hatte.[1]

Die gerichtlichen Verhandlungen hatten ihn seit lange wieder zum erstenmal in Berührung mit seinen Verwandten gebracht, denen er schon fremd geworden war. Von seinen beiden rechten Brüdern sah er tagtäglich den jüngsten, Friedrich Christian, der, damals vierzehnjährig und im Hause seines Vormundes lebend, die Tertia der Domschule besuchte und sich jetzt schon den gleichen Bestrebungen hinzugeben begann. Seine ältere Halbschwester, Anna Maria Elisabeth, die, mit einem Schlachtermeister verheiratet, sich in keinen günstigen Verhältnissen befand, war die einzigste, mit der er die Erinnerungen seiner Jugendzeit, das Andenken an Vater und Mutter, auffrischen konnte. Selbst die Verbindungen mit seinen väterlichen Verwandten, seinem Oheim und dessen Familie auf der Mühle zu Tetenbüll, wurden wieder erneuert, als seine Base Anna Maria Elisabeth im August des Jahres 1776 sich mit dem Knopfmacher Stell aus Schleswig verheiratete. Die freundliche Aufnahme, die er überall bei seinen Verwandten fand, half ihm über die Bitterkeiten hinweg, die sich für ihn an die elterliche Mühle und an seinen Stiefvater knüpften, und gab ihm Lust und Eifer seinen Studien nachzugehen.

---

rina Carstens zwischen der defunctae Voll- und Halbgeschwistern repartiret und die Akte von dem mündigen Asmus Jakob Carstens unterschrieben."

1) „1780, den 8. Martii, hat der mündige Pupille Asmus Jakob Carstens seinen Vormündern von Kopenhagen aus generaliter quittiret." (Nach den Vormundschaftsakten.)

Die dreimonatliche Anwesenheit unseres Carstens in der Familie seines Vetters, die Fernow nur mit einem Worte berührt, ist für seine künstlerische und geistige Entwickelung von weit größerer Bedeutung gewesen, als es den Umständen nach zu erwarten war. Nach allen Seiten bot ihm das Jürgensensche Haus Gelegenheit sich weiter zu bilden. Die Büchersammlung, die Kupferstiche, Münzen, Gemmen, die er hier zuerst bewundern lernte, gaben seinem Streben immer neue Anregung. Wenn Jürgensen in seiner Werkstatt saß, um an seinen Instrumenten zu arbeiten, ließ er sich wohl von ihm die Einrichtung derselben erklären. Hatte derselbe Flöten oder Klarinetten verfertigt, so suchte er daran sein Gehör zu üben; er fand Gefallen an der Musik und lernte unter Jürgensens Anleitung auch die Flöte blasen. Noch in Kopenhagen setzte er später diese Übungen fort, die ihn an die sorgenlosen Tage in Schleswig erinnerten, und sang seinem Vetter Loblieder „auf der Flöt', dem teuren Vermächtnis.“ [1]

Eine große Zahl von Entwürfen, Nachbildungen und Porträten ist während dieser drei Monate aus seiner Hand hervorgegangen, wie sich auf Grund beglaubigter Quellen nachweisen läßt. Die Anregung dazu fand er zum teil in Jürgensens Kunstschätzen, zum teil in gewissen, damals noch in Schleswig vorhandenen Gemälden, die ihm bisdahin unbekannt geblieben waren.

1) Das Selbstporträt, welches er ihm im Jahre 1777 mit einer poetischen Epistel übersandte, stellt ihn im Schäferhut und Lockenhaar dar, die Flöte an die Lippen setzend. Das in Silberstift auf Pergament meisterhaft ausgeführte Kniestück ist aus der Hand eines Sohnes von Jürgensen in den Besitz des Kapitän v. Kaffka in Aroeskjobing, der in den vierziger Jahren in Schleswig in Garnison stand, mit anderen Carstensschen Zeichnungen übergegangen. Vergl. das Verzeichnis unter Nr. 4.

Was ihn in Eckernförde als heißer Wunsch erfüllt hatte, große malerische Kompositionen zu sehen, eine Vorstellung zu bekommen von der historischen Malerei, die ihm nach den Schriften, die er studiert, als die höchste Stufe der Kunst erschien, sollte sich damals zuerst seinen Blicken darstellen. Es war sein Vetter, der ihm durch seine Beziehungen zu den Hofbeamten des königlichen Statthalters dazu den Weg bahnte. Was er bewundern sollte, waren wieder Werke des Künstlers, dessen Gemälde ihn einst als Knaben im Dom begeistert hatten, Gemälde des Ovens, den er zu seinem großen Erstaunen in seinen Kunstbüchern auch nicht mit bloßem Namen erwähnt gefunden hatte. Um die Eindrücke zu ermessen, die Carstens aus der Betrachtung dieser Gemälde gewann, und die Vorstellungen zu verstehen, die er damals von der Historienmalerei in sich aufnahm, erscheint eine nähere Beschreibung derselben um so notwendiger, als sie heutzutage in der Kunstgeschichte völlig unbekannt und so gut wie vergessen sind. Da sie kurz nach Beendigung des ersten schleswig-holsteinischen Krieges, im Anfang der funfziger Jahre, mit Umwandlung des Schlosses Gottorp in eine Kaserne außer anderen Kunstschätzen, soweit sie nicht auf einer Auktion verkauft und zerstreut sind, nach Kopenhagen geschafft wurden und, wie wir haben in Erfahrung bringen können, noch zur Stunde im Christiansburger Schlosse aufgerollt liegen, so sind auch wir auf die Schilderung derer, die sie noch in Schleswig gesehen, sowie auf die kurze Beschreibung Jürgensens und auf ein uns vorliegendes Inventar des Schlosses angewiesen.[1]

1) Auffallenderweise werden diese großen Ovensschen Gemälde, ohne Frage seine bedeutendsten Werke, von Ph. Weilbach in seinem genau und sorgsam gearbeiteten „Dansk konstnerlexikon Kjøbenhavn 1878“ in der Biographie des Künstlers mit keinem Worte erwähnt. Indem wir hier auf dieselben

Von einem Stammbaum des oldenburgischen Herrscherhauses abgesehen, der aus späterer Zeit herzurühren scheint, waren es neun große Gemälde, die der Künstler in den Jahren 1658 bis 1670 zur Ausschmückung eines Saales des alten Schlosses im Auftrage des Herzogs Christian Albrecht ausgeführt hatte. Damals hiengen sie in dem sogenannten Audienzzimmer der Königin, welches jedoch wegen seiner geringen Breite nicht genügenden Raum bot, um alle vollständig frei für die Blicke des Beschauers hervortreten zu lassen. Ohne Angabe des Jahres, wann sie verfertigt, und meistens auch nicht mit dem Namen des Künstlers versehen, waren sie, jedes besonders, mit einer längeren lobpreisenden Unterschrift geziert, die der gelehrte Reisende, Mathematiker und Historiker, Adam Olearius aus Aschersleben, ein Zeitgenosse des Künstlers und Hofbeamter der kunstliebenden Herzöge, verfaßt hatte. Jede der zehn größeren oder kleineren Tafeln, worin das Zimmer geteilt war, führte dem Beschauer ein hervorragendes Ereignis aus der Geschichte der Herzogtümer und ihres Herrscherhauses vor. Alle Figuren waren in Lebensgröße, und so weit es wirklich historische Persönlichkeiten betraf, auch nach dem Leben dargestellt.

Das erste in der Reihe, ein Türstück, zwei dänische Ellen hoch und zweisiebenachtel Ellen breit, enthielt die Darstellung eines Ereignisses aus dem Jahre 1448, wie nach dem Tode des dänischen Königs Christoph III. von Baiern die dänischen Landstände Adolf VIII., dem Herzoge von Schleswig und Grafen von Hol-

in Verbindung mit Carstens, den die dänische Kunstgeschichte auch zu den ihrigen rechnen kann, hinweisen, geben wir uns der Hoffnung hin, daß die Verwaltung der königlich dänischen Gemäldegalerie bald die Zeit für gekommen halten werde, dieselben der Kunstgeschichte wieder zugänglich zu machen. Die Darstellungen, die sie bieten, werden für dänische Kunstfreunde kaum weniger von Interesse sein, als für schleswig-holsteinische.

stein, die Krone von Dänemark antrugen und dieser ihnen seinen Neffen, den Grafen Christian von Oldenburg, den späteren König Christian I., zum Nachfolger empfiehlt. Daran schloß sich ein zweites, viersiebenachtel Ellen hoch und siebenfünfachtel Ellen breit, die Vermählung des Königs Christian I. mit der jungen Dorothea, der Witwe des vorigen Königs Christoph, im Jahre 1449, welches mit dem Namen des Künstlers versehen und nach dem Urteil des alten Jürgensen das schätzbarste von allen war. Wenn er darin die Allegorie bewunderungswert nennt, so wird dies in dem Sinne seiner Zeit zu verstehen sein, die das Symbolische und die wahre personifizierende Idealbildung davon nicht unterschied. Die Hauptpersonen im Vordergrunde, König und Königin, seien von einer Reihe schöner Figuren, charakteristischer Gruppen und Gestalten umgeben, daß man es tagelang studieren und doch immer wieder neue Schönheiten darin entdecken könne. Die mannigfachen Ideen des Künstlers, die Ausführung in Zeichnung und Kolorit verdienten von einem Kunstkenner beschrieben zu werden.[1]

1) Die Unterschrift des Olearius deutet die „allegorische" Darstellung in dem Gemälde an:

„Hier ist Liebe, hier ist Freude,
da die Fürsten Herzen beyde
sich verbunden, sich vertrauen.
König, Chur= und Fürsten bauen
eine Freundschaft, ein Geblüte.
Hier ist Großmuth, doch mit Güte.
Was von Königsblut herkam,
auch ein König wiedernahm.
Hier ist Fruchtbarkeit und Segen,
Mars muß seine Waffen legen!
Mars ist grimmig, muß doch schweigen,
daß man kann drey Blumen zeigen,
so von seinem Felde kommen,
die Iren daraus genommen.
Dieses Hauses Säule stehe
fest und niemals untergehe!"

Auch die beiden folgenden enthielten noch Darstellungen aus dem Leben des Königs Christian I., des Stammvaters des Königshauses. Das eine ($4\,^7/_8$ Ellen hoch, $6\,^5/_8$ Ellen breit), mit hie und da etwas verblichenen Farben, behandelte seine Wallfahrt nach Rom im Jahre 1474, wo er vom Papste Sixtus IV. eine geweihte goldene Rose empfieng; das andere ($4\,^7/_8$ Ellen hoch und $6\,^5/_8$ Ellen breit) zeigte ihn im selben Jahre in Begleitung des Kaisers Friedrich III. zu Rotenburg an der Tauber, wo auf dem Reichstage die Grafschaften Holstein und Stormarn zu einem Herzogtum erhoben und die Bauernrepublik Ditmarsen demselben einverleibt wurde. Die Vertreter der einzelnen Landschaften sah man dabei, wie Jürgensen als besonders bemerkenswert hervorhebt, dem Könige huldigend nahen und die den Nordländern eigentümlichen Geschenke, Heringe, Stockfische, Hermelinfelle u. a. nach alter Weise ihm darbringen.

Daran reihten sich zwei Gemälde, beide im Kolorit sehr gut erhalten, aber zum Bedauern Jürgensens an den Spiegelwänden von großen Spiegeln bedeckt, die nur wenig von der Darstellung deutlich erkennen ließen. Auf dem einen ($4\,^7/_8$ Ellen hoch und $4\,^1/_8$ Ellen breit) stand der König Friedrich I. im Jahre 1524, von seinen Rittern und Feldherrn umgeben, als Sieger vor den Thoren Kopenhagens, um die Schlüssel der Stadt aus den Händen der Bürgermeister entgegenzunehmen; das andere ($4\,^7/_8$ Ellen hoch und 4 Ellen breit) zeigte in einer charakteristischen Auffassung die im Jahre 1559 nach heißem Kampfe bezwungenen freien Ditmarsen, die vor den Herzögen Johann dem Jüngeren und Adolf fußfällig Abbitte thun und den Huldigungseid als fürstliche Unterthanen leisten. Die beiden folgenden, Pendants von gleicher Größe ($4\,^7/_8$ Ellen hoch und $2\,^5/_8$ Ellen breit), verkündeten den Ruhm des kriegerischen Herzogs Adolf, wie er im Jahre

1568 am Hofe der Königin Elisabeth von England einem entsprungenen Löwen begegnete und ihm, ohne Schaden zu nehmen, die Hand auf den Kopf legte und dann von der Königin mit dem Orden des Hosenbandes geschmückt ward. Die ganze Galerie schloß mit der Darstellung der merkwürdigen Huldigung der Hamburger, wie sie im Jahre 1603 dem Könige Christian IV. von Dänemark und dem Herzoge Johann Adolf von Gottorp den Lehnseid schwören.

Neben der „Vermählung Christians I." konnten die „Abbitte der Ditmarsen", der „Löwe des Herzogs Adolf" und die „Huldigung der Hamburger" wegen ihrer vortrefflichen Zeichnung und ihres schön erhaltenen Kolorits als die eigentlichen Zierden der Kunstschätze gelten, die damals das Schloß Gottorp in reicher Fülle noch in sich barg.

Wer das Audienzzimmer der Königin zu jenen Zeiten betrat, so lauten die Berichte der Zeitgenossen, gewann in der Betrachtung der Ovensschen Gemälde eine deutliche Anschauung von einer historischen Malerei, die überall die holländische Schule, die der Künstler durchgemacht, erkennen ließ. Freilich behandelten sie nicht Ereignisse welthistorischer Bedeutung, wie sie für die historische Malerei den Vorwurf bilden sollen, aber für das abgeschlossene, außer jeder Verbindung mit dem deutschen Reiche stehende und eng mit dem Norden verknüpfte Schleswig bezeichneten die meisten der dargestellten Ereignisse doch bedeutsame Wendepunkte in der Geschichte des Heimatlandes. Für alle die, welche mit ihren historischen Anschauungen nicht über die Grenzen des dänischen Reichs und Schleswig-Holsteins hinauskamen, mußten die Gemälde, ganz abgesehen von ihrem künstlerischen Werte, noch immer einen wichtigen Hintergrund haben und von mehr als gewöhnlichem Interesse sein. Daß Jürgensen sie im wesent-

lichen von diesem Standpunkte aus betrachtete, dürfte nicht außer Frage stehen; indem aber Carstens an sie herantrat, war es nicht sowohl das historische als das künstlerische Interesse, welches ihn anzog.

So weit wir wissen, war ihm auf der Schule die Landesgeschichte fremd geblieben und durch die Studien seiner Eckernförder Lehrzeit sein historischer Sinn nur nach einer ganz einseitigen Richtung hin geweckt worden. Wenn er sich auch später in Kopenhagen zeitweilig den Studien der dänischen und schleswigschen Geschichte hingab, wie wir aus seinen dichterischen Erzeugnissen schließen dürfen, so giengen ihm doch damals vollständig die historischen Kenntnisse ab, um auch nur eine der Darstellungen ohne Jürgensens Erläuterungen und Erklärungen verstehen zu können. Wer aber wie er hier zum erstenmal große malerische Kompositionen aus der holländischen Schule sah, ohne ein Werk italienischer Meister, von denen er in seinen kunsthistorischen Schriften gelesen, mit ihnen vergleichen zu können, mußte trotzdem, daß das Griechentum ihm schon zu leuchten begann, nachhaltig von ihrer Betrachtung ergriffen werden.

Noch oft gedachte er der Stunde, da sein Vetter ihn über die Brücke nach Gottorp geleitet, da sein zagender Fuß die fürstlichen Stufen betraten und der Saal mit den Werken des Künstlers seinen Blicken sich öffnete.

„Rings von den Wänden schauten auf mich die Gestalten der Fürsten,
groß wie im Leben; liebliche Bilder
der Frauen blickten herab und schienen zu grüßen.
Wundersame Figuren, in Gruppen zerteilet,
wollten zum Tanze beginnen und wollten uns laden.
O Christian, Dänemarks König, vor deinem Bilde steh' ich noch heute,
wenn die Gedanken zurück in die Vaterstadt schweifen,
bewundernd still und gedenke der Stunde,
da du mich erfülltest mit neuen Gedanken erhabener Kunst.

Auch den Löwen seh' ich noch und den Helden,
der mit gewaltiger Faust den entsprungenen zähmte,
auch die goldene Rose, welche der Papst dem Könige schenkte.
Hamburger, Ditmarschen seh' ich im Bilde sich neigen,
o wie strahlten Gewand und Waffen in glänzenden Farben!
Feuchten Blickes sah ich umher und wagte zu denken,
daß auch mich der erhabene Schöpfer zu ähnlichem Schaffen berufen."

Es ist schwer, in den späteren Schöpfungen unseres Künstlers noch eine Nachwirkung dieser Studien nachzuweisen. Wenn auch seine Gedichte mehrfach darauf hindeuten, so sind ähnliche Stoffe anscheinend niemals von ihm behandelt worden. Nur soviel läßt sich mit einiger Sicherheit behaupten, daß seine Vorliebe für Historienmalerei im allgemeinen dadurch bestärkt ward und das, was man damals allegorische Darstellung nannte, sich seinem Gefühl tiefer einprägte. Von viel größerer Bedeutung für den Augenblick war der Eindruck, den die Technik des Malers auf ihn machte. Das beschämende Bewußtsein, in der Ölmalerei noch fast vollständig ein Laie zu sein, die Empfindung, daß es sein erstes Bestreben sein müsse, in dieser Kunst ein höheres Ziel zu erreichen, hat ihn während seiner Anwesenheit in Schleswig niemals verlassen.

Wie demnach in dem Studium der Ovensschen Bilder auf dem Schlosse Gottorp für Carstens die Erklärung liegt, daß später der Anblick der Gemälde in der königlichen Galerie in Kopenhagen nicht mehr den Eindruck auf ihn machte, wie es im anderen Falle nach dem Gange, den seine Bildung genommen, unausbleiblich gewesen wäre, so scheinen andere schleswigsche Kunststudien seine Vorliebe für das Altertum und die mythologischen Darstellungen der Alten, wie sie ihm in Webb und Lairesse als Muster vorgeführt waren, noch in einer ganz besonderen Weise bestärkt zu haben.

Seltsam genug! Derselbe Carstens, welcher als Schüler der Domschule in Schleswig den griechischen und römischen Dingen keinen Geschmack hatte abgewinnen können, kehrte jetzt als Küfer von Eckernförde voll Begeisterung für das Griechentum nach Schleswig zurück; er, der Ovids Verwandlungen und die homerischen Gesänge in der Ursprache nicht verstehen gelernt, war jetzt im Hause des Mechanikers Jürgensen emsig bemüht, nach ungefügen prosaischen Übersetzungen in den Geist des Altertums einzudringen.[1] Die Liebhaberei seines Vetters, der zum Zwecke der Erklärung seiner Münzen und Gemmen, zur Erläuterung aller möglichen mythologischen Darstellungen, die ihm aufstießen, mit bewunderungswürdigem Eifer das gelehrte Gebiet der Kunstgeschichte pflegte, wird nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, seinen Eifer zu erhöhen. Hier lernte er zuerst Abbildungen jener griechischen Statuen kennen, von denen er bei Webb so herrliche Schilderungen gelesen; die Laokoon- und Niobegruppe, Apoll von Belvedere und andere traten ihm hier zuerst vor Augen und ließen seine Sehnsucht sich steigern, wenn Jürgensen ihm von den Abgüssen erzählte, die er einst in den Museen Kopen-

---

1) Da Jürgensen kurz bemerkt, daß Carstens in Schleswig Ovids Verwandlungen und Homer studiert habe, so werden die beiden Übersetzungen, die nach dem Auktionsprotokoll vom Jahre 1835 als im Besitze Jürgensens aufgeführt werden, seine Quellen gewesen sein. Vom Homer lag ihm vor: „Das berühmteste Überbleibsel aus dem griechischen Altertum: Homers Ilias oder Beschreibung der Eroberung des trojanischen Reiches, den Deutschen mitgetheilt von einer Gesellschaft gelehrter Leute, mit einer Landkarte versehen und mit 24 Kupferstichen nach Picartischer Zeichnung gezieret. Frankfurt am Main und Leipzig 1754." Desgleichen: Homers Odyssee 1755. Die Stolbergsche metrische Übersetzung lernte er erst in Kopenhagen kennen. Ferner vom Ovid: „Lehrreicher Zeitvertreib in Ovidschen Verwandlungen, übersetzt von Lindner. Leipzig 1764."

hagens gesehen habe. Wie darf man sich wundern, wenn neben den Ovensschen Gemälden im Schlosse alles, was an Darstellungen der alten Kunst in Schleswig vorhanden war, von ihm unter Jürgensens Anleitung mit „begierigem Eifer zu lernen und zu wissen" studiert ward? Was er hier fand, konnte freilich künstlerischen Ansprüchen wenig genügen und das Verlangen nach besseren und vollkommneren Abbildern nur um so mehr rechtfertigen.

Er durchwanderte mit Jürgensen das damals noch wohlerhaltene, hinter dem Schlosse belegene „Neuwerk", wo er einst als Knabe seine Spiele getrieben. Die auf der Anhöhe angebrachte, von dem Herzoge Christian Albrecht im Jahre 1693 errichtete Kaskade, welche den Eingang des Gartens bildet, zeigte ihm vier Säulen in römischer Ordnung, auf Postamenten errichtet, zwischen deren Füllungen und Mauern sich das Wasser zu einem Wassersturz die Treppen herunter sammelt. Sie traten in das Innere der Kaskade, wo sie drei Statuen in Lebensgröße, Neptun mit dem Dreizack und einem Flötenbläser zu jeder Seite, aufgestellt fanden. Vor denselben ritt Triton auf einem Delphin, aus dessen Rachen ein starker Wasserstrom floß, der als Wasserfall den Treppenabhang hinabstürzte. Die Delphine und das Muschelwerk, welche die Einfassungen bildeten, erregten nur wenig ihr Interesse. Die Knabenfiguren, die neben Fontänen und Vasen auf Postamenten an beiden Enden der Treppe angebracht waren und außer anderen Pluto und Neptun vorstellten, zogen mehr ihre Aufmerksamkeit auf sich. Wandten sie ihre Blicke westwärts, so trat ihnen auf einer kleinen Insel mitten aus einem Teiche eine Kolossalstatue des Herkules entgegen, im Kampfe mit der lernäischen Schlange begriffen; stiegen sie dann die Terrassen hinan, so konnten sie an den Lustgängen und Anlagen, die mit

Anpflanzungen der seltensten Gesträuche und mit Springbrunnen geziert waren, eine Reihe von Figuren betrachten, die Nachbildungen griechischer Statuen darstellten. Aber alle Figuren, an die Jürgensen seinen lernbegierigen Schüler heranführte, bildeten nur einen schwachen Abglanz griechischer Herrlichkeit; mit Ausnahme des jetzt in Trümmern liegenden Herkules waren alle aus Holz gearbeitet; vielfach verwittert, hie und da schon verstümmelt, ließen sie nur wenig mehr von der geschickten Hand erkennen, die sie einst zur Zierde des herzoglichen Gartens geschnitzt hatte. Sie näherten sich der Höhe, wo der damals hochberühmte Orangegarten angelegt war. Durch Stechpalmenzäune eingefriedigt, öffnete er sonst denen nur die verschlossenen Thüren, die seine Gesträuche und Gewächse bewundern wollten. Die aber jetzt den prangenden Garten betraten, waren anderes zu suchen gekommen. Zwei schön erhaltene Statuen, in Blei gegossen und in fast natürlicher Größe, zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich; auf der medizeischen Venus und dem Apoll von Belvedere, die hier auf Postamenten aufgestellt waren, ruhten ihre Blicke.

Der Orangegarten führte sie in die Nähe des Lusthauses Amalienburg, welches der Herzog Christian Albrecht im Jahre 1670 durch Adam Olearius im persischen Stile seiner Gemahlin Friedrike Amalie zu Ehren hatte errichten lassen. Ein großer Saal in Quadratform war an seinen vier Seiten in den Jahren 1672 und 1673 von dem Hofmaler Juriaen Ovens mit allerlei „allegorischen" Gemälden geziert, deren Deutung dem alten Jürgensen ungemein schwierig erschien. Zu seinem Bedauern hatte der Künstler, der sonst nur edlen und schönen Gegenständen seinen Pinsel geliehen, hier die Darstellung eines höchst üppigen Lebens in einzelnen lasciven Bildern unternommen, die er späterhin noch Bedenken trug, in seiner für ein

größeres Publikum bestimmten Geschichte der Stadt ausführlich zu beschreiben.[1]

Von besonderem Interesse für Carstens war eine Reihe von Darstellungen, welche die Decke des Saales zierten. Der Künstler hatte hierfür seine Stoffe dem Altertum entnommen, das jenem seit seiner Eckernförder Zeit als ein nie zuerreichendes Ideal vorschwebte. Die griechische Mythologie mit ihren Göttergestalten, die seine Phantasie mit wunderbarem Glanze umgab, trat ihm hier zum erstenmal in malerischem Bilde entgegen. Der ganze Olymp mit allen Göttern und Göttinnen leuchtete seinen Blicken in glänzenden Farben. Stundenlang haben hier die beiden gesessen, über die Rätsel der Darstellung nachdenkend, Jürgensen als Lehrer erläuternd und erklärend, Carstens als begeisterter Schüler fragend und forschend.

Im ersten Felde, an der Westseite, war Mars dargestellt in griechischer Gewandung und kriegerischer Haltung mit dem Helm auf dem Haupte, wie er aus der Schlacht heimkehrt und die liebesglühende Venus mit dem Taubengespann ihm entgegenkommt. Mit Helm, Aegis und Lanze bewehrt, mit der Eule zur Seite, stand Minerva in ruhiger Haltung da. Als Jägerin, mit Bogen und Köcher ausgerüstet, das Haar rückwärts zusammengebunden,

1) „Abgesehen von den Gegenständen, die der Künstler malte", sagt er, „würden diese Bilder wegen der Zeichnung und Ausführung wohl des Aufbewahrens wert sein. In der Lage aber, worin sich das Gebäude in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts befand, seien sie nahe daran zu verfaulen; er habe deshalb für Künstler von Fach eine genaue und ausführliche Beschreibung derselben entworfen." Die Gemälde waren übrigens später mehrmals übermalt und ziemlich ungeschickt restauriert; um das Jahr 1828 wurden sie aus der bald nachher abgebrochenen Amalienburg weggenommen und mit andern Gemälden in dem Rittersaal des Schlosses aufbewahrt. Die meisten davon sind auf der Auktion am 1. November 1853 nach Frankfurt verkauft und verschollen; die besseren werden vielleicht noch in Kopenhagen sein.

eilte Diana dahin. Das Bild der Herzogin Amalie, der zu Ehren das Gebäude errichtet und benannt wurde, unterbrach im vierten Felde die Reihe der Göttergestalten. Gegen Osten thronte Juppiter, mit wallendem Haare und Bart, Zepter und Donnerkeil in den Händen haltend, während der Mantel über seine linke Schulter herabwallte. Ihm zur Seite stand seine Gemahlin Juno, mit ernsten, strengen Zügen. Mit hochgegürtetem Sängergewande, das faltenreich herabfloß, angethan, mit der Rechten in die Phorminx greifend, war Apoll dargestellt, von den Musen umgeben. Gegen Süden stieg Phöbus, sein geflügeltes Viergespann lenkend, zum neuen Tage empor, während die Sterne, als Knaben aufgefaßt, vor ihm flohen und nur einer, der Morgenstern, sich umsehend, langsam daherschritt. Im achten Felde schwebte Flora, von einem wenig verhüllenden Gewande umwallt, mit Blumen im Haar und in den Händen, strahlenden Antlitzes dahin, und mit sprossenden Blättern und Ähren bekränzt, auf dem Fruchtkorb die Erstlinge der verjüngten Natur tragend, kehrte Ceres mit einer Fackel aus der Unterwelt heim, um den Frühling zu bringen.[1]

„Kaum entsinn' ich mich noch",

so singt der Künstler,

„Kaum entsinn' ich mich noch, wo des Knaben Fuß
das Wasser der kühlenden Quelle benetzte,
wenn der springende Strahl hoch in die Lüfte emporstieg.

1) Bei der kurzen Beschreibung dieser Deckengemälde folgen wir den Angaben des Schloßinventars und Jürgensens Bemerkungen, die jedoch nicht immer mit einander übereinstimmen. Auch haben wir nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen können, ob dieselben auf der Auktion vom Jahre 1853 mit den vorhergenannten Ovensschen Gemälden aus der Amalienburg nach Frankfurt verkauft oder nach Kopenhagen gebracht sind. Wahrscheinlich ist jedoch das Erstere. Wie alle Werke des Ovens im Schlosse, so werden auch die von der Amalienburg von Weilbach in seinem mehrerwähnten Künstlerlexikon mit keinem Worte berührt.

Oft auch zog es mich hin, die Höh' zu ersteigen
und von fern die freundlichen Mauren zu schauen.

O, wie leuchtete drinnen das Auge des Kriegsgotts!
Lenkend das Taubengespann, so zieht ihm entgegen die liebende Göttin!
Willkommen! scheint sie zu rufen. Willkommen! dem Sieger der Schlachten.
Phöbus, von strahlendem Glanze umgeben, du leitest
sicher den Wagen, der Freude den sterblichen Menschen gewähret.
Juppiter, König der Götter, und Juno, deine Gemahlin,
euch war das Zepter verliehen im Reiche der Götter!
Apoll und die Musen, Ceres, Diana, Minerva,
alle umlagerten euch, bereit zu jeglichem Dienste."

Wir haben den Gang verfolgt, den Carstens geistige und künstlerische Entwickelung genommen, ihn auf einsamen Bahnen, langsam, aber Schritt für Schritt zu einer höheren Stufe der Erkenntnis schreiten sehen, an der Hand urkundlicher Nachrichten nachzuweisen versucht, wie seine Eckernförder und Schleswiger Lehrzeit schon all die Keime enthält, die seine spätere Laufbahn zu voller Entwickelung und Blüte brachte. Nicht am wenigsten ist ihm selbst klar gewesen, was ihm als einem Autodidakten der Kunst bei all seinem Talente noch mangelte. Alle Versuche, die er in der Ölmalerei in Eckernförde gemacht und jetzt in Schleswig fortsetzte, brachten ihm angesichts der Ovensschen Gemälde zum vollen Bewußtsein, daß er ohne Anweisung und Unterricht in der eigentlichen Ölmalerei nie das hohe Ziel, welches ihm damals vor Augen schwebte, erreichen könne. „Es fehlte ihm", sagt sein Vetter, „noch die Wissenschaft mit Ölfarben umzugehen, auch die Kenntnis der Natur der hierzu geschickten Farben und Öle. Weil dazu in Schleswig keine Anleitung seinen Wünschen gemäß zu erlangen war und er überdies das eigentliche Studium der Malerei zu erlernen wünschte", so mußte man anderswohin sein Augenmerk richten. Alle Erwägungen, die er mit Jürgen-

sen während seines fast dreimonatlichen Aufenthalts in Schleswig über seine nächste Zukunft anstellte, hatten deswegen auch keinen anderen Zweck, als einen Künstler zu finden, der, ohne Ansprüche auf eine materielle Entschädigung zu machen, ihn als Genossen in seine Werkstatt aufzunehmen bereit war. Als Lehrling bei einem Malermeister einzutreten, als zweiundzwanzigjähriger neben Knaben zu arbeiten und in eine Abhängigkeit zurückzukehren, der er eben entronnen war, dazu konnte er im Gefühl seines Wertes und seiner schon gewonnenen Kenntnisse sich in keiner Weise entschließen. Lieber wollte er in der bisherigen Weise seines Studierens fortfahren und sich aus eigner Kraft seinen Weg zur Kunst bahnen. Mit Hilfe seines kleinen Erbteils, von dem noch fast vierhundert Thaler (1440 Mk.) übrig waren, glaubte er vor der Hand jede Unterstützung entbehren und sich im äußersten Fall durch Porträtieren seinen notwendigen Unterhalt erwerben zu können. Sein Vetter Jürgensen, der seinen Charakter hinlänglich kannte und die üblen Erfahrungen, die er bei seinen Unterhandlungen mit Tischbein vor Jahren gemacht, noch im Sinne trug, glaubte es aber nicht verantworten zu können, ihn bei seiner geringen Lebensklugheit ohne jegliche weitere Unterweisung seinen eignen Weg gehen zu lassen. Wenn er seine Blicke nun nach Kopenhagen richtete, so waren es doch nur persönliche Beziehungen, die er zum Besten seines unerfahrenen Vetters zu verwenden gedachte. Wohl hatte Carstens sich von Jürgensen von der königlichen Gemäldegalerie und dem Antikensaale in Kopenhagen erzählen lassen und war von heißem Verlangen erfüllt, die Kunstwerke des Altertums zum Gegenstande seines Studiums zu machen, aber die Absicht, wie andere Künstler einen vollständigen Lehrgang an der Akademie durchzumachen, stand ihm vollständig fern. Nicht die Kunstakademie mit ihren Lehrern und Professoren war es, die

ihn nach Kopenhagen zog, sondern zunächst die Aussicht, unter der Leitung eines befreundeten Mannes sich nach eigener Neigung und Wahl weiter bilden zu können.

Nach reiflicher Überlegung glaubte Jürgensen in seinem Freunde Paul Ipsen, den er von seiner Gesellenzeit bei dem Porträtmaler Geve in Schleswig genau kannte, einen Künstler gefunden zu haben, dessen persönliche Eigenschaften ihm ein freundschaftliches Zusammenarbeiten mit dem ungefügen Carstens zu gewährleisten schien. Derselbe weilte schon seit einigen Jahren in Kopenhagen und hatte sich als Marine- und Porträtmaler einen bedeutenden Ruf erworben. Die Familie, die derselbe sich in Kopenhagen gegründet hatte, konnte dem einsam in der großen Stadt dastehenden Carstens, der noch dazu der dänischen Sprache vollkommen unkundig war, einen Anhalt gewähren, dessen er in seiner Lage dringend bedurfte. Die Vermittelung, welche Jürgensen auf sich nahm, führte nach kurzer Unterhandlung zu einem günstigen Resultat. Auf die Fürsprache seines alten Freundes erklärte sich Paul Ipsen gern bereit, den Landsmann, dessen er sich aus seiner Gesellenzeit in Schleswig noch erinnern mochte, in sein Haus und seine Familie aufzunehmen, ihm in der Ölmalerei die nötige Unterweisung zu geben und seinen Studiengang zu leiten.[1]

---

1) Paul Ipsen, der älteste Sohn des Pastors Reinhold Ipsen, der von 1745—71 Prediger auf der Hallig Oland und dann in Quern im Amte Flensburg war, wurde am 27. August 1746 auf Oland geboren und widmete sich mit seinen beiden jüngeren Brüdern Jakob (geb. 24. Aug. 1756) und Reinhold (geb. 27. Nov. 1764; nicht Rudolf, wie sonst fälschlich angegeben wird) der Malerkunst. Die Angabe, daß er vorher Matrose gewesen, scheint aus seiner Vorliebe für Marinemalerei oder aus dem Umstande geschlossen zu sein, daß sein Großvater Seemann gewesen war. Von 1766 bis 1769 war er als Geselle bei Geve in Schleswig, wo er die Freundschaft Jürgen-

Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo Asmus Jakob Carstens auf Nimmerwiedersehen seine Vaterstadt verließ, die er noch später im Liede besang, deren Andenken ihm stets teuer und wert geblieben ist. Mit einem Paß der schleswigschen Behörde ausgerüstet, worin er noch immer als Küfer von Eckernförde bezeichnet ward, mit seinen Büchern, die ihm von früher her lieb geworden oder jetzt von Jürgensen ihm als Andenken überlassen wurden, und mit hundert Thalern in der Tasche zog er in die Fremde. Nachdem er Abschied von seinem jüngsten Bruder Friedrich Christian, seiner Halbschwester und seinen übrigen Verwandten genommen, bestieg er am Donnerstag, den siebenten November 1776, abends sechs Uhr die Kopenhagener Post, die ihn über Flensburg, Apenrade und Hadersleben über die Belte seinem Ziele zuführte.

Mochten die Kränze, die ihm das Leben geflochten, auch an hartem Holze grünen; aus allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten war er als Sieger hervorgegangen, lorbeerbekränzt. Unberührt von den Lüsten der Welt, der Versuchung, die der Dienst des Bacchus mit sich gebracht, widerstehend, einfach und bieder, äußerlich unscheinbar und bäuerischen Wesens, doch im Herzen

---

sens gewonnen hatte. Wenn auch Carstens damals mit ihm in Berührung gekommen sein wird, so schloß doch das verschiedene Lebensalter ein näheres Freundschaftsverhältnis aus. Ipsen hatte sich als Marine- und Porträtmaler schon einen Namen gemacht, als er um das Jahr 1770 nach Kopenhagen gieng, um seine Studien fortzusetzen. Carstens weilte drei Jahre in seinem Hause. Bis 1807 war Ipsen wenigstens noch in Kopenhagen, dann soll er zu seinem Bruder nach Flensburg gegangen und hier gestorben sein. Außer den Werken, die Weilbach aufführt, erwähnen wir noch die Miniatürporträte zweier damals in Kopenhagen studierenden Schleswiger, der Gebrüder Levsen, vom Jahre 1785. Vergl. Weilbach: Konstnerlexikon p. 310. Die obigen biographischen Notizen, die Weilbachs Angaben ergänzen, stammen aus dem Kirchenbuch von Oland.

voll Begeisterung für alles Schöne und Edle, männlichen Willens, festen Charakters zog er von dannen in die Ferne, wohin sein Stern ihn rief. Und nie ist ihm auf seiner wechselvollen, dornenreichen Laufbahn verloren gegangen, was er sich in seiner Jugend in heißem Bemühen errungen. Vor keinem Hindernis zurückschreckend, von keinem Zweifel wankend gemacht, hat er unbeirrt und unerschütterlich bis ins Land seiner Sehnsucht, bis unter Italiens Himmel jenes hohe Ideal im Herzen getragen, zu dem er einst als Knabe im Dome seiner Heimat betend emporgeschaut.

Carstens in Kopenhagen.

1776—1783.

Asmus Jakob Carstens war aus seiner Heimat und Vaterstadt geschieden, ohne ein Werk zu hinterlassen, das seinen Namen im Andenken seiner Landsleute festhalten konnte. Man kannte wohl den Küfergesellen als einen geschickten „Porträtierer", mochte auch von seiner Absicht gehört haben, noch in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre ein Kunstmaler zu werden, aber von keinem Fernerstehenden war zu erwarten, daß er mit irgend welchem Interesse die weitere Laufbahn des Künstlers hätte verfolgen sollen. Nur seine nächsten Verwandten, vor allen sein Vetter Jürgensen, bewahrten getreu die Erinnerungen aus seiner Jugend und hielten ihren kunstliebenden Jakob in hohen Ehren. Jürgensen war bei dem jugendlichen Alter seiner Brüder zunächst der einzigste teilnehmende Freund, den er in Schleswig zurückließ, mit dem er sein Lebenlang in enger Verbindung blieb, der von seinen Erlebnissen in der Fremde und von seinen Fortschritten nähere Kunde erhielt und mit Stolz auf seinen Vetter, den Professor, hinwies, als er endlich in Berlin und Rom sein Lebensziel erreicht hatte. Die Notizen aus seinen Tagebüchern, die uns erhalten sind, sowie die kurze Biographie in den „schleswigschen Kunstbeiträgen" vom Jahre 1792, die er im Verein mit zwei andern kunstliebenden Männern, Lüders und Büdinger, herausgab,

geben ein leuchtendes Bild von der Liebe und Teilnahme, womit Jürgensen den Lebensweg seines Vetters begleitete, von der Dankbarkeit und treuen Anhänglichkeit, die Carstens seinem Verwandten in der Heimatsstadt bis an seinen Tod im fernen Rom bewahrte. Fast kein Jahr vergieng, wo er ihm nicht zu bestimmten festlichen Tagen in seiner Familie ein Liebeszeichen übersandte, Produkte seines künstlerischen Strebens, die Jürgensen mit allem, was er schon aus seiner schleswigschen Zeit von ihm besaß, als seinen Schatz zu bezeichnen pflegte. Schon im Jahre 1777, als Carstens kaum sechs Monde in Kopenhagen gewesen war, langte bei ihm mit einer poetischen Epistel jenes bekannte Selbstporträt an, welches ihn auf der Flöte blasend darstellt, wie er es unter seiner Leitung in dem Hause auf dem Herrenstall so oft geübt hatte. Von seinem freundschaftlichen Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit Paul Ipsen gab er ihm regelmäßig Nachricht; wie derselbe ihn in die königliche Gemäldegalerie geführt und der Aufseher auf dessen Empfehlung ihm den ferneren Besuch derselben gestattet hatte. So sehr aber auch die Menge der trefflichen Malereien, die er dort sah, auf seinen Sinn wirkte, so bewunderungswürdig und unbegreiflich ihm die Kunst darin erschien, so war ihre Wirkung nach den Studien, die er in Webb gemacht, doch gering gegen den mächtigen Eindruck, den die Abgüsse der alten Bildwerke in dem Antikensaale der Akademie auf ihn machten.

Bekanntlich hat Fernow nach dem, was Carstens ihm zwanzig Jahre später in Rom über seinen Aufenthalt und sein Kunststudium in Kopenhagen mitteilte, einen ausführlichen Bericht gegeben und denselben dem Künstler in den Mund gelegt. Während wir uns auf Grund anderweitiger Nachrichten dem ersten Teil der Erzählung im wesentlichen anschließen können, leidet die-

selbe in ihrem weiteren Verlaufe an manchen inneren Widersprüchen und Unrichtigkeiten, die sich nur an der Hand urkundlicher Nachrichten und nach der schleswigschen Überlieferung einigermaßen richtig stellen lassen.

„In dem Antikensaale", so lautet der Bericht, „sah ich nun das Höchste und Vortrefflichste, von dem ich so vieles gehört und gelesen hatte,[1] womit ich so oft meine Einbildungskraft erhitzte, und wovon ich mir doch keine Vorstellung machen konnte; und wie unendlich weit übertraf es meine Erwartung! Alles, was ich bisher von Kunst gesehen hatte, war mir nur als Menschenwerk erschienen, und ich dachte dabei, daß ich auch wohl dahin gelangen könne, dergleichen zu machen; aber diese Gestalten erschienen mir als höhere Wesen von einer übermenschlichen Kunst gebildet, und es fiel mir nicht ein, zu denken, daß ich oder irgend ein anderer Mensch je dergleichen hervorzubringen vermöchte. Ich sah hier zum erstenmale den vatikanischen Apollo, den Laokoon, den farnesischen Herkules, den borghesischen Fechter u. a., und ein heiliges Gefühl der Anbetung, das mich fast zu Thränen bewegte, durchdrang mich; es war mir, als ob das höchste Wesen, zu dem ich als Knabe im Dome zu Schleswig oft so innig gebetet hatte, mir hier wirklich erschienen und nun mein Gebet erhört sei. Ich hätte mir keine größere Glückseligkeit denken und wünschen können, als immer in der Betrachtung dieser herrlichen Gestalten zu leben, und dieses Glück war nun wirklich in meiner Gewalt. Ich machte mit dem Aufseher des Antikensaales den Vertrag, daß er mich einließe, so oft ich kommen würde. Von nun an war ich fast täglich halbe Tage lang unter diesen Abgüssen, ließ mich bei ihnen

1) Der Künstler nimmt damit Bezug auf die Erzählung Jürgensens (vergl. p. 151) und auf die Darstellung von Webb (vergl. p. 105 ff.).

einschließen und betrachtete sie unaufhörlich. Gezeichnet habe ich da niemals nach einer Antike. Ich glaubte, das Nachzeichnen würde mir zu nichts helfen, und wenn ich es versuchte, so war mir, als ob mein Gefühl dabei erkalte. Ich dachte also, daß ich mehr lernen würde, wenn ich sie recht fleißig betrachtete und ihre Formen meinem Gedächtnis so fest einprägte, daß ich sie nachher wieder aus der Erinnerung richtig aufzeichnen könnte, und dies war auch das Einzige, was ich nun für lange Zeit trieb. Zum Porträtmalen und Nachzeichnen hatte ich, seit ich in Kopenhagen war, alle Lust verloren. Ehe wäre es mir möglich gewesen, nach den Antiken zu modellieren; sie nachzuzeichnen konnte ich mich nie entschließen." [1]

„Während des ersten Winters [1776—77] hörte ich eine Vorlesung über die Anatomie, die der Professor Weidenhaupt [2] auf der Akademie in dänischer Sprache hielt. Vieles in seinen Vorlesungen verstand ich damals nicht, weil ich noch zu wenig

1) „Es stieg eine Ahnung in ihm auf, daß eine Kopie der Antiken nur durch die Skulptur zu erzielen sei und eine Wiedergabe der körperlich greifbaren Formen auf ebener Fläche notwendig den ganzen Charakter der Statuen verändern müsse. Sollten diese Skulpturen von Carstens für die Malerei benutzt werden, so mußten sie ihr Wesen gänzlich aufgeben und durch die Einbildungskraft des Künstlers als etwas ihm Eigenes von neuem geschaffen werden."

2) Andreas Weidenhaupt (nicht Wiedenhaupt, wie Fernow schreibt), Bildhauer, geboren in Kopenhagen den 13. August 1738, gestorben daselbst den 26. April 1805, war seit dem Jahre 1771 an der Akademie Professor der Anatomie. Erst 1783 führte er im Auftrage derselben eine Anatomiefigur aus, die in den Schulen der Akademie gebraucht wurde. Demnach müßte das, was Fernow erzählt, erst ins Jahr 1783 fallen, wo Carstens nicht mehr in Kopenhagen anwesend war. Doch scheint Weidenhaupt auch schon früher in seinen Vorlesungen eine ähnliche Figur gebraucht zu haben. Vergl. Weilbach a. a. O. p. 733. Da auch Hennings: „essay sur les arts en Danemarc p. 112—16" im Jahre 1778 etwas derartiges, wie aus seinem Berichte hervorgeht, gesehen haben muß, so dürfte die Fernowsche Angabe doch auf Wahrheit beruhen.

Dänisch wußte, aber ich lernte es doch durch die Art, wie er diese Wissenschaft demonstrierte, mit den Augen. Er las nämlich einen Abend über einen Teil des Körpers und erklärte ihn an einem Skelett und an einer Anatomiefigur, die er selbst verfertigt hatte. Am folgenden Abend wiederholte er dieselbige Vorlesung und ließ daselbst von einem lebenden Modelle alle Bewegungen und Verrichtungen desselben Teils mehrmals machen, so daß die Zuhörer nicht nur die Gelenke der Glieder nebst der Lage und Anheftung der Muskeln in Ruhe, sondern auch die Bewegungen mit den dadurch entstehenden Veränderungen in den Formen derselben sehen und begreifen konnten."

„Durch Hilfe dieser Vorlesungen, die ich im folgenden Winter [1777—78] zum zweitenmale und mit mehr Nutzen hörte, und durch das fortgesetzte Betrachten der Antiken bekam ich allmählich ein richtiges Verständnis des Körpers und einen Begriff von schöner Form, so daß ich nun auch lebendige Gestalten, wo alles weit unbestimmter und undeutlicher erscheint, besser verstehen lernte, ohne daß ich nötig gehabt hätte, zum Nachzeichnen meine Zuflucht zu nehmen, welches mir bei dem stärksten Triebe zur Kunst doch immer zuwider war und mir eine unwürdige Art zu studieren schien. So trieb ich es etwa zwei Jahre lang und habe in dieser Zeit nichts weiter gezeichnet, als die Figuren und Stellungen der Antiken, die ich nach der Betrachtung oft und aus verschiedenen Ansichten zu Hause aus dem Gedächtnisse wiederholte." [1]

„Ich hatte schon lange den Trieb, selbst etwas zu erfinden, der durch die Kompositionen anderer junger Künstler noch mehr angereizt wurde; auch fehlte es mir in der Vorstellung nicht an

1) Daneben aber übte er sich, wie wir aus anderer Quelle wissen, unter Ipsens Leitung, der ihn im übrigen seinen eignen Weg gehen ließ, in der Ölmalerei.

Bildern; aber ich konnte mir anfangs keines so zur Deutlichkeit bringen und festhalten, daß ich es hätte aufzeichnen können. Denn wenn ich gleich dazu den Körper schon genugsam kannte, so war ich doch noch nicht imstande, eine Figur in jeder vorkommenden Stellung zu denken, noch weniger sie aus dem Kopfe zu zeichnen. Überdies fehlte es mir auch noch gänzlich an Kenntnis von den Regeln der Perspektive, der Komposition, der Beleuchtung und Drapierung.[1] Ich suchte mir zwar immer im Betrachten der Gemälde und Statuen von diesen Dingen zu merken, so viel ich konnte, aber das gieng natürlicherweise im Anfange, wo ich gleichsam alles selbst erfinden mußte, sehr langsam. Doch glaubte ich es auf keine andere Weise lernen zu können, und da ich sah, daß ich doch allmählich weiter kam, so verlor ich den Mut nicht; im Gegenteil feuerten mich diese Schwierigkeiten nur noch mehr an, und der Gedanke, sie aus eigner Kraft besiegen zu können und meine Kunst keinem Lehrer schuldig zu sein, schmeichelte meinem Ehrgeize."

„Bald nach meiner Ankunft in Kopenhagen gieng ich auch einigemal auf die Kunstakademie und sah, wie dort in den verschiedenen Klassen nach Köpfen, Händen und Füßen, nach Modellzeichnungen, Gipsen und endlich nach der lebendigen Natur gezeichnet wurde; aber es wollte mir nicht in den Sinn, auf diese zerstückelte Art zu studieren, wenn ich dadurch auch in kürzerer Zeit hätte zu meinem Zwecke gelangen können. Dazu kam noch

1) Nachdem er den Lairesse wenigstens ein Jahr in Eckernförde (vergl. p. 120) studiert, muß dies und das folgende zum mindesten sehr übertrieben erscheinen. Die Darstellung Fernows ist allerdings nur eine Konsequenz seiner fälschlichen Behauptung, daß das Studium von Lairesses Werk erst in eine spätere Zeit fällt und er das Buch von Ipsen empfangen habe. Vergl. Fernow-Riegel p. 55. 56.

eine gewisse Scham, daß ich, der schon so alt war, als ich zur Kunst kam, in den untersten Klassen unter kleinen Jungen sitzen sollte,[1] denn von unten mußte jeder anfangen, der auf der Akademie studieren wollte. Das Zeichnen nach dem Leben gefiel mir zwar, und ich würde auf die Akademie gegangen sein, wenn ich gleich damit hätte anfangen können; doch schien mir der Kerl, welcher zum Modell stand, obwohl er sonst gut gebauet war, gegen die Antiken, von denen ich schon höhere Begriffe von Schönheit erlangt hatte, so unvollkommen und gemein, daß ich dachte, ich könnte wohl eine bessere Figur zeichnen lernen, wenn ich mich bloß an diese hielte. Ich nahm mir also vor, die Akademie lieber nicht zu besuchen, sondern für mich allein zu studieren, so viel auch die andern jungen Künstler mir von der Notwendigkeit und Nützlichkeit des akademischen Studiums vorredeten."

„Um diese Zeit ward ich mit einem geschickten jungen Bildhauer namens Wohler aus Magdeburg bekannt,[2] der einige Jahre lang in Rom gewesen war und daselbst verschiedene Statuen in halber Lebensgröße nach den Antiken in Thon modelliert, sie dann stückweise gebrannt und so mit zurückgebracht hatte. Dieser lieh mir öfter solche Teile von seinen Kopien in meine Wohnung, wo ich sie bei meinen eigenen Erfindungen zu Rate zog. Denn da ich

---

1) Zum Verständnis fügen wir hinzu, daß schon neunjährige Knaben die Akademie besuchten. Thorvaldsen war wahrscheinlich elf Jahre alt, als er eintrat.

2) Der Bildhauer Michael Christoph Wohler, geboren 1754 in Magdeburg, in gleichem Alter mit Carstens, starb gegen 1806 in Potsdam als Hofbildhauer. Er besuchte die Kunstakademie in Kopenhagen seit dem Jahre 1775, gewann 1776 beide silbernen Medaillen, 1777 die kleine und 1779 die große goldene Medaille. Im Jahre 1780, als er in seine Heimat zurückkehrte, empfieng er von der Akademie ein rühmliches Zeugnis. Weilbach a. a. O. p. 785.

jetzt fleißig zu komponieren anfieng, so fand ich bald, woran es mir hauptsächlich fehlte, wenn ich meine entworfenen Figuren weiter ausführen wollte: ich konnte mir nämlich wohl das Ganze, aber nicht immer alle Teile deutlich genug vorstellen. Aber ich ruhte nicht, bis ich es auch dahin brachte, um nicht ein bloßer Skizzenmacher zu werden. Vorzüglich benutzte ich auf diese Art zu meinen Studien den borghesischen Fechter. Durch diese stete Übung meiner Einbildungskraft, mir alle Gegenstände rund vorzustellen und mir Formen und Umrisse derselben von allen Seiten wohl einzuprägen, wobei mich die anatomischen Kenntnisse, die ich bereits hatte, unterstützten, gelangte ich endlich dahin, daß ich einen Teil, wenn ich ihn einmal in verschiedenen Ansichten und Lagen von allen Seiten recht durchstudiert und einigemal die Anwendung davon in eigenen Erfindungen gemacht hatte, nachher in den vornehmsten Stellungen und Verrichtungen ziemlich richtig aus der Vorstellung aufzeichnen konnte, und was ich auf diese Weise einmal recht begriffen hatte, vergaß ich nicht leicht wieder. So studierte ich alle Teile des Körpers mehrmal mit der Anwendung in eigenen Erfindungen durch und erwarb dadurch meiner Vorstellungskraft eben die Übung und Fertigkeit, welche andere Künstler durch vieles Nachzeichnen bloß in Hand und Auge bringen, welches mir in der Folge für die Leichtigkeit im Erfinden und Komponieren sehr nützlich gewesen ist." [1]

„Wenn nun auch das, was ich anfangs auf diese Weise hervorbrachte, sehr stümperhaft und schlecht war, so konnte ich nun

---

1) „In einer Zeit, deren Äußerlichkeit der Kunstempfindung das Erlernbare für das Wesen der Kunst hielt, war die Methode die richtige, mit der er, wie sein Biograph Fernow sagt, nicht den gewöhnlichen Weg der zu eigner Erfindung allmählich fortschreitenden Nachahmung, sondern sogleich mit dem Erfinden begann." Vergl. oben p. 87.

doch wenigstens meine eigenen Erfindungen schon notdürftig ausdrücken, die sich anfänglich bloß auf Kompositionen von einer oder zwei Figuren einschränkten. Mein erster Versuch in eigenen Erfindungen, den ich wirklich ausführte, war, soviel mir noch erinnerlich ist, der Tod des Aeschylus. Ich weiß nicht mehr, wie ich gerade auf dieses Thema gekommen war,[1] aber das weiß ich noch, daß es mir erschrecklich sauer ward, bis ich damit zustande kam; denn ich kannte noch keine einzige Regel der Kunst, oder die ich etwa schon kannte, wußte ich doch noch nicht anzuwenden. Aber diese Bedürfnisse und Verlegenheiten, die ich täglich empfand, trieben mich immer mehr an, auf alle Weise Belehrung zu suchen, alles, was ich las und sah, auf meine Studien anzuwenden und andere, die mehr wußten als ich, um Rat zu fragen.[2] — Eines der ersten Kunstbücher, die ich in Kopenhagen las, waren des „Du Bos Betrachtungen",[3] woraus ich im allgemeinen viel Nützliches lernte und Begriffe von den höheren Zwecken der schönen Künste bekam, die ich mir noch nie in Verbindung gedacht hatte. — Nächst-

1) Den Stoff zu seiner Darstellung gab dem Künstler das bei späteren Schriftstellern (wie Stobaeus, Aelian H. A. 7, 16; Valer. Maxim. 9, 12; Plinius H. N. 10, 3 u. a.) erzählte Märchen, wie ein Adler eine Schildkröte dem Aeschylus auf den kahlen Kopf fallen läßt. Dasselbe ist durch Mißverstand bildlicher Darstellungen entstanden, auf denen ein Adler eine Schildkröte über dem Haupte des Dichters hält, und veranlaßt wahrscheinlich durch ein Bild des Aeschylus in Athen, das eine symbolische Apotheose desselben bezweckte: die Schildkröte-Lyra, die zum Himmel von dem Adler emporgetragen wird. Vergl. Göttling: de morte fabulosa Aeschyli. Jena 1854. Die Zeichnung, die Jürgensen besaß (vergl. Nr. 5 unten), ist übrigens verschollen.

2) Fernow erläutert dies durch die Lektüre von Gerard de Lairesses großes Malerbuch, von dem wir in anderem Zusammenhange schon gesprochen. Vergl. p. 121.

3) „Du Bos: Kritische Betrachtungen über Poesie und Malerei. Kopenhagen 1760 und 1761."

dem las ich noch den De Piles,[1] aus dem ich die Leben der großen Maler kennen lernte, und was ich sonst an Kunstbüchern erhalten konnte, mit größter Aufmerksamkeit. Diese ließen mich zwar oft im Stiche, wenn ich mir bei ihnen Rats erholen wollte, doch war mir das Lesen derselben von großem Nutzen, denn sie veranlaßten mich zum Nachdenken. Da ich die Akademie nicht besuchte, so hatte ich auch lange keine Gelegenheit, die Bekanntschaft der älteren Künstler und Professoren zu machen; ich war auch zu scheu, sie zu suchen, weil ich noch so ganz Anfänger war; ich mußte mich also wohl an Bücher halten. Diese einsame und mühselige Art zu studieren und gleichsam alles selbst zu entdecken brachte mich zwar nur langsam weiter, aber sie hatte unter anderen Vorteilen auch den, daß ich von allem Schlendrian der akademischen Kopierkunst freiblieb und durch keine Manier auf Irrwege geleitet wurde. Muster wie Rafaels Logen konnten mich nicht irre leiten. Um diese Zeit[2] fieng ich auch an, Übersetzungen von alten Autoren zu lesen, soviel ich deren habhaft werden konnte; sie sind auch nachher immer meine liebste Lektüre geblieben."

„Ich mochte ungefähr vier Jahre lang [vielmehr 1778—79] in Kopenhagen gewesen sein, als ich zufälligerweise dem Grafen Moltke bekannt wurde,[3] der eine schöne Sammlung von Gemäl-

---

1) „Rogger de Piles: Historie und Leben der berühmtesten Maler. Hamburg 1710." Vergl. oben p. 105, wonach es zweifelhaft ist, ob er diese übrigens sehr mangelhafte und dürftige Schrift erst in Kopenhagen kennen gelernt hat. Wie der Auktionskatalog zeigt, war sie auch im Besitze seines Vetters Jürgensen.

2) Daß Carstens dergleichen Studien schon in Schleswig während seiner Anwesenheit im Jürgensenschen Hause im Sommer 1775 getrieben, haben wir oben p. 145 nachgewiesen.

3) Der Oberhofmarschall Adam Gottlob Moltke, ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft, seit 1750 Graf von Bregentved (am

den besaß, die ich öfters besuchte. Da er mich schon zu mehreren Malen in seiner Galerie getroffen hatte, so ließ er sich einst mit mir ins Gespräch und verlangte etwas von meiner Arbeit zu sehen. Ich brachte ihm nach einiger Zeit eine von meinen Kompositionen, welche Adam und Eva nach der Miltonschen Dichtung neben dem Baume der Erkenntnis vorstellte, hinter welchem der Teufel im Verborgenen lauerte. Die Zeichnung fand des Grafen Beifall, und er gab mir den Auftrag, sie ihm in Ölfarben auszumalen, mit dem Erbieten, daß er mir sechzig Thaler [dänische Reichsthaler = 135 Mk.] dafür geben wolle. Ich fieng mein Gemälde mit großem Eifer an und machte es so gut und fleißig, als ich konnte. Nach zwei Monaten war es fertig."

„Der Graf war inzwischen auf eines seiner Landgüter [Bregentved], sieben [10—12] Meilen von Kopenhagen entfernt, gegangen, wo er sich gewöhnlich während des Sommers aufhielt [Sommer 1779]. Da ich das Geld nötig hatte, so entschloß ich mich,

---

10. Nov. 1709 in Mecklenburg geboren, gestorben am 25. Sept. 1792) war mit dem Fall Struensees aus dem Ministerium geschieden. Da Carstens mit Anfang 1780 Schüler der Akademie wurde, so muß seine Bekanntschaft mit Moltke in den Winter von 1778 auf 1779 und in den Frühling 1779 fallen, als er eben das Haus Ipsens verlassen und eine eigene Wohnung bezogen hatte. Die Ausführung seiner schon früher nach Miltons verl. Paradies 9, 990 ff. (vielleicht durch Ewalds Schauspiel „Adam und Eva" angeregt) entworfenen Zeichnung in Öl gehört dem Anfang des Sommers 1779 gleichfalls an. Beide Bilder sind verschollen; man vermutet, daß das vom Erbprinzen angekaufte Ölgemälde im Kopenhagener Schloßbrande 1794 zu Grunde gegangen ist. — Die weite Wanderung, welche Carstens im Sommer 1779 nach dem im Amt Soro, 10 bis 12 Meilen von Kopenhagen entfernt liegenden Schloß Bregentved unternahm, wo sich Moltke während des Sommers aufzuhalten pflegte, zeigt zur Genüge, in welcher bedrängten Lage er sich damals befunden haben muß. Um so mehr ist auch sein Ingrimm zu begreifen, als er hier nicht die Aufnahme fand, die er erwartet. Das Benehmen des Grafen, wie es bei Fernow geschildert wird, entspricht übrigens wenig seiner sonst gegen Künstler und Dichter bewiesenen edlen Gesinnung.

ihm mein Bild selbst zu überbringen. Ich kam auf dem Gute an, überreichte dem Grafen, der sich meiner kaum zu erinnern schien, mein Gemälde; er betrachtete es eine zeitlang und sagte endlich: „Es ist recht gut, mein Freund, daß Er das Bild gemalt hat; aber ich habe eine Galerie von lauter Meisterstücken, unter welchen ich doch Seine Malerei nicht aufhängen kann. Nehme Er Sein Bild in Gottes Namen wieder mit sich; Er wird schon einen Liebhaber dazu finden." Damit gab er mir mein Bild zurück und ein Papierchen, worin er acht Dukaten gewickelt hatte. Diese Aufnahme hatte ich nicht erwartet; sie war mir kränkend, und ich antwortete dem Grafen: „Ew. Excellenz, ich bin ein Anfänger, der erst etwas lernen will; ich glaubte, Sie würden das Bild bloß zu meiner Aufmunterung bestellt haben, und die Ehre, die Sie mir dadurch erzeigten, hat mich angespornt, alle meine Kräfte darauf zu verwenden. Ich weiß wohl, daß es in Ihrer schönen Sammlung keinen Platz verdient; hängen Sie es, wohin Sie wollen. Es würde mir eine Schande sein, wenn ich das Bild wieder nach Hause tragen müßte." Aber diese Vorstellung war fruchtlos; der Graf wiederholte, was er mir gesagt hatte, und gieng in sein Kabinett. Mit Scham und Ärger, daß meine Arbeit verschmäht wurde, nahm ich sie zurück. Die acht Dukaten, so nötig ich sie gehabt hätte, ließ ich auf dem Tische liegen, weil es mir schimpflich schien, sie anzunehmen, und so kehrte ich gerades Weges wieder nach Kopenhagen um. So ungünstig dieser erste Ausflug mit meiner Kunst auch abgelaufen war, so schlug er mich doch nicht nieder; ich verschmerzte bald die getäuschte Erwartung und setzte meine Übungen im Komponieren fleißig fort."

„Der Aufseher der Moltkeschen Gemäldesammlung, dem ich meine schlechte Aufnahme bei seinem Herrn erzählte, verschaffte

mir bald darauf die Bekanntschaft des Kammerherrn von Warnstedt, eines der größten Kunstliebhaber und Künstlerfreunde in Kopenhagen. Er hatte diesem, der gleichfalls aus Schleswig gebürtig war, den Vorfall zwischen dem Grafen und dem jungen Schleswiger Maler erzählt. Der Kammerherr v. Warnstedt kam zu mir in meine Wohnung und begrüßte mich als seinen Landsmann.[1] Ich mußte ihm das Bild zeigen, das ich für den Grafen Moltke gemalt hatte; er lobte es und that mir das Anerbieten, mich dem Erbprinzen Friedrich bekannt zu machen. Da dieser Prinz zugleich Präsident der Kunstakademie war, so konnte mir seine Bekanntschaft von wichtigem Nutzen sein. Der Erbprinz sandte auch wirklich nach einigen Tagen und ließ mich mit dem bewußten Bilde zu sich rufen. Er empfieng mich mit Güte, bezeugte meiner Arbeit seinen Beifall und sagte mir, er wolle das Bild behalten. Auf des Prinzen Befragen, ob ich auf die Akademie gehe, erwiderte ich, daß ich erst für mich einen guten Grund legen wolle, um sodann die Akademie mit desto mehr Nutzen besuchen zu können. Er billigte das und entließ mich mit dem Zusatze, daß ich recht fleißig fortstudieren solle; er werde sich meiner erinnern. Am folgenden Tage empfieng ich eine Anweisung auf hundert [dänische] Thaler [225 Mk.] von ihm. So ward ich mit meinem Glücke wieder versöhnt und erhielt mehr Geld und

1) Der Kammerherr v. Warnstedt (nicht Warnstädt, wie Fernow schreibt), im März 1778 zum administrierenden Direktor der königl. Schauspiele ernannt, ist in der dänischen Litteraturgeschichte als Gönner und Förderer des Dichters Ewald bekannt. Rahbek (in seinen Erinnerungen 1, 368) schildert seinen Charakter nicht günstig, doch nennt er sich selber Warnstedts persönlichen Feind. Overskov dagegen rühmt ihn auf Grund genauer Forschungen als einen tüchtigen Mann, der das dänische Schauspiel aus allen Kräften zu heben bemüht gewesen. Er war übrigens ein geborener Schleswiger und zeitweilig Mitglied der Altstädter Schützengilde gewesen. Vergl. oben p. 10.

Ehre für mein Bild, als ich gehofft hatte, und was mir noch wichtiger war, die Bekanntschaft des Erbprinzen, die mir auch wahrscheinlich in der Zukunft vorteilhaft gewesen sein würde, wenn nicht späterhin ein Vorfall diese Aussicht zerstört hätte." —

„Indessen hatte ich auch im Erfinden und Komponieren, welches ich fleißig und mit immer wachsender Leidenschaft trieb, merkliche Fortschritte gemacht und ward mit dem Professor Stanley bekannt, einem vortrefflichen Zeichner und Komponisten, der ein reiches Talent zur Erfindung hatte.[1] Stanley besuchte mich und sah meine bisherigen Versuche in der Kunst, unter denen er eine Komposition, die ihm vorzüglich geraten schien: „den Tod Balders und wie alle Götter um ihn klagen",[2] auswählte, um

---

1) Karl Friedrich Stanley, Bildhauer, geboren 1738 in Westminster in England, gestorben den 9. März 1813 in Kopenhagen, war seit 1777 Mitglied, seit 1778 auch Professor der Akademie. Ein Porträt von ihm aus dem Jahre 1783 zeigt nach Weilbach einen „smuk og elegant mand", der sich durch ein geistreiches Wesen und einen Blick für die Kunst ausgezeichnet haben soll. Als sein Werk wird unter anderen das Grabmal der Königin Luise in der Domkirche zu Roeskilde genannt. Gegen das Ende seines Lebens kam er vollkommen herunter, nahm 1810 seinen Abschied als Professor an der Akademie und starb in äußerster Dürftigkeit. Weilbach a. a. O. p. 650 und 651. Nicht er, wie behauptet ist, sondern sein gleichnamiger Sohn (gestorben am 8. Nov. 1805 in Rom) war der Freund Thorvaldsens.

2) Die Quelle dieser Komposition war Johannes Ewalds heroisches Singspiel: „Balders Død", das, im Sommer 1775 erschienen, in den Jahren 1778 und 1779 unter des Kammerherrn v. Warnstedts Leitung auf dem königl. Theater mehrfach zur Aufführung gelangte und viel gelesen ward. Es erscheint bemerkenswert, daß Abildgaard ausersehen war, zu einer Aufführung des Jahres 1779 die Zeichnung zu den Trachten zu machen. Da die Aufführungen großes Aufsehen erregten, so begreift man auch das Interesse, welches die Professoren der Akademie an der Carstensschen Zeichnung nahmen. Die letzte Scene des dritten Aktes bildete den Vorwurf dazu: „Balder, der sich den Spieß Hothers in die Brust gerannt, ist soeben verschieden; Nanna und Hother stehen an seiner Seite; Odin und Frigga erscheinen auf einer Wolke schwebend; Thor und andere Asen kommen von der einen Seite eines

sie mit auf die Akademie zu nehmen und in der nächsten Versammlung der Professoren vorzulegen. Er brachte mir nach einiger Zeit meine Zeichnung zurück, die den Beifall der Professoren erhalten hatte, und lud mich gleichsam im Namen aller ein, die Akademie zu besuchen. Dazu hatte ich aber jetzt, wo ich sah, daß ich für mich selbst weiter kam, noch weit weniger Lust als ehemals; im Gegenteil hatte ich gegen das akademische Studieren einen gewissen Widerwillen gefaßt, und mein ganzes Streben war schon jetzt dahin gerichtet, bei einer Ausstellung mit um den Preis zu werben und durch die That zu zeigen, daß man auch ohne Akademie Künstler werden könne. Ich erklärte also, ich habe so lange für mich studiert, ich sei schon zu alt, um noch jetzt ein Zögling der Akademie zu werden, und wolle dort nicht mit Knaben in einer Klasse sitzen; wenn man mich aber gleich in den Modellsaal zulassen wollte, so wäre ich nicht abgeneigt, die Akademie zu besuchen. Eigentlich schlug ich diesen Mittelweg nur darum vor, weil ich durch den Einfluß des Erbprinzen in der Folge zu einer Reise nach Rom befördert zu werden hoffte, und dazu mußte man notwendig ein Zögling der Akademie sein. Ohne diese lockende Aussicht hätte ich mich wohl schwerlich darauf eingelassen. Meine

---

Waldes, drei Walkyrien von der andern und erheben den Totengesang." — Unseres Erachtens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch eine zweite Zeichnung nach Ewalds Schauspiel, die Fernow bei dem Künstler in Lübek sah (p. 74), schon in seine Kopenhagener Zeit fällt. Sie behandelte die zweite Scene des dritten Aktes, wo Loke dem Hother die drei Walkyrien in einer Höhle zeigt, die in dem Feuer eines Altars den Spieß härten, mit dem er Balder erlegen soll. Bei Ewald schreiten die Walkyrien im Kreise um denselben; auf einem anderen, gleichfalls am Eingange der Höhle stehenden Altar steht ein Kessel. Die Höhle wird von den auflodernden Flammen erleuchtet. Beide Bilder sind verschollen. Riegel bei Fernow p. 347. Johannes Ewalds samtlige Skrifter. Kjøbenhavn 1853. 5. p. 60 ff. und p. 80, sowie die Bemerkungen p. 231 ff.

Bedingung fand Schwierigkeiten, weil man nicht vom Herkömmlichen abweichen wollte. Zuletzt ward es dahin vermittelt, daß ich zuerst der bloßen Förmlichkeit wegen auf vierzehn Tage die Gipsklasse besuchte, dort eine Zeichnung machte und dann in den Modellsaal gieng, wo ich ungefähr ein Jahr lang nach dem Nackten gezeichnet habe. Da ich aber nie Lust zum Nachzeichnen hatte, so besuchte ich die Stunden sehr nachlässig und mag in allem kaum ein Dutzend Akte gezeichnet haben."

So war Carstens gegen Ende 1779 oder Anfang 1780 auf die Mahnungen, die ihm von Schleswig her kamen und durch Paul Ipsen verstärkt wurden, mit dem ausgesprochenen Zwecke, sich die große goldene Medaille und damit das Reisestipendium nach Rom zu erwerben, als Schüler in die Kopenhagener Akademie eingetreten. In den kurzen Zeitraum, welchen er derselben angehörte, fällt eine Reihe von Ereignissen, die nach der Darstellung Fernows in vieler Hinsicht rätselhaft erscheinen müssen. Sein Verhältnis zu dem Historienmaler Abildgaard, die Bedeutung seines „Aeolus und Odysseus", seine Bewerbung um den Preis und zuletzt seine Verweisung von der Akademie, die bei seinen Verwandten in Schleswig nicht weniger Aufsehen als in Kopenhagen erregte, bedürfen ebensosehr wie seine spätere Thätigkeit bis zum April 1783 einer genaueren Untersuchung und lassen sich nur an der Hand anderweitiger Quellen mit einiger Sicherheit in richtigen Zusammenhang bringen.

Mit seinem Eintritt in die Akademie war er mit dem Professor und königl. Historienmaler Nicolai Abraham Abildgaard[1]

---

1) Abildgaard war getauft am 11. Sept. 1743 in Kopenhagen und starb in einem Dorfe bei Frederiksdal am 4. Juni 1809. Fernow schreibt immer falsch: „Abilgaard".

bekannt geworden, der im Dezember des Jahres 1777 von seiner römischen Reise heimgekehrt war und jetzt in Kopenhagen den Ruf eines der vorzüglichsten Maler seiner Zeit behauptete. Derselbe hatte seine Zeichnung von Balders Tod, die Stanley mit auf die Akademie genommen hatte, gesehen und, wie dieser ihm sagte, besonders günstig darüber geurteilt. Carstens meinte, er sei vielleicht dadurch auf den Gedanken gekommen, ihn zu seinem Schüler zu haben; wenigstens sei ihm verschiedentlich von Leuten, die wohl mit jenem bekannt gewesen, der Antrag dazu gemacht. Er habe aber keine Lust gehabt, irgend eines Malers Schüler zu werden, und den Wink, daß es ihm nur ein Wort bei demselben kosten werde, nicht verstehen wollen. Sein Selbstgefühl habe ihm gesagt, daß er auch ohne einen Meister Künstler werden könne, und sein Ehrgeiz, daß es ihm zum größeren Ruhme gereichen werde, es durch sich selbst geworden zu sein. Da er aber sehr wohl eingesehen, daß ihm dazu noch sehr viel fehle, und daß er im Praktischen, vornehmlich in der Behandlung der Farben und den Handgriffen des Malens, von Abildgaard, einem vortrefflichen Koloristen, der seinen Pinsel meisterhaft zu führen verstanden, noch vieles lernen könne, was er vielleicht ohne ihn nie lernen würde, so habe er die Gelegenheit benutzen wollen, dann und wann seine Werkstätte zu besuchen und womöglich ihn selbst malen zu sehen.

Abildgaard hatte mit Anfang des Jahres 1780 den Auftrag bekommen, eine Reihe von Darstellungen aus der Geschichte des oldenburgischen Regentenhauses für den Rittersaal des Christiansburger Schlosses zu malen und jedes Jahr ein Bild fertig zu stellen. Die Skizzen dazu, welche noch heute im Rosenburger Schlosse aufbewahrt sind, wurden während der Jahre 1780 und 1781 entworfen; bis zum Jahre 1794 waren zehn Gemälde voll-

endet und aufgestellt, von denen beim Brande des Schlosses nur drei gerettet werden konnten. Carstens, welcher in dem Atelier des Künstlers nur eins derselben hat entstehen sehen können, rühmt sein Kolorit, besonders im Nackten, und nennt es fast so schön, wie in Paul Veroneses und in Tizians Gemälden; er habe es auch nachher bei keinem neueren Maler schöner gesehen. Ein unbefangenes Urteil macht indes dem Abildgaard den Ruhm, ein zweiter Tizian zu sein, streitig und hebt mit Recht hervor, daß Carstens damals, als er den dänischen Künstler malen sah, Tizians Werke noch nicht kannte, und als er den Venetianer kennen lernte, nur eine dunkle Erinnerung von jenem mehr haben konnte. Mit größerem Rechte spricht er sich tadelnd über seinen Stil in der Zeichnung aus, wo er die Natur und die Antike als Maßstab hatte; seine Figuren schienen ihm übermäßig lang und dünn, mit magern spindelförmigen Extremitäten; er nennt ihn im Erfinden unfruchtbar und hebt sein mühevolles Komponieren hervor, was er bei dem Entwerfen der obengenannten Skizzen wohl beurteilen und beobachten konnte. Ihm war es nur darum zu thun, dem Abildgaard die Kunstgriffe im Farbenmischen und im Malen abzusehen, da sich das Kolorit selbst doch eigentlich nicht erlernen, sondern nur durch Auge und Gefühl an der Natur und an guten Meistern der Sinn dafür bilden lasse. Er gieng deswegen öfters in sein Atelier in der Hoffnung, ihn einmal beim Malen zu treffen; aber das wollte ihm lange nicht gelingen, weil Abildgaard sich nicht gern auf die Hand sehen ließ und keine Künstlerbesuche annahm, wenn er malte. Erst eines Morgens, da er früher als Abildgaard in dessen Werkstatt kam und wegen einiger großer Gemälde, die in derselben standen, nicht von ihm bemerkt wurde, gelangte er in seinem glühenden Streben nach künstlerischer Ausbildung auf eine Art zu seinem Ziele, die schwerlich

noch heute einem Manne von sechsundzwanzig Jahren verziehen werden würde.

„Ich verhielt mich ruhig,“ erzählte er später seinem Freunde Fernow, „bis er im Malen begriffen war, und trat dann zu ihm; er konnte nun nicht wohl aufhören, und ich blieb gegen zwei Stunden lang bei ihm und sah ihn malen. Hätte mir ein solches Zusehen von großem Nutzen sein sollen, so hätte es wenigstens öfter und mit mancher mündlichen Erläuterung verbunden geschehen müssen, aber es blieb bei dem einzigen Male, das dennoch nicht ganz ohne Vorteil für mich war. Wahrscheinlich aber verlor ich zugleich durch die verstohlene Art, wie ich diese Absicht erreicht hatte, die Gunst des auf seinen Vorzug eifersüchtigen Künstlers, wovon ich mich bald zu überzeugen Gelegenheit hatte.“

Abildgaards Charakter wird von seinen Zeitgenossen nicht in günstigem Lichte geschildert. Sein launenhaftes Wesen, wie es durch trübe häusliche Verhältnisse gefördert werden möchte, machte ihn den übrigen Professoren nicht zum angenehmen Kollegen. Vielleicht auch mit Rücksicht auf Carstens spricht sich Werlauf in seinen Lebenserinnerungen über denselben Mann, der sich später des jungen Thorvaldsens mit besonderer Freundlichkeit annahm, mit harten Worten aus, nennt ihn einen argen Egoisten, der aufstrebende Talente, in denen er Nebenbuhler zu fürchten vermeinte, niederzuhalten bemüht gewesen sei. Abildgaard war nur elf Jahre älter als Carstens; ein Verhältnis zwischen zwei so selbständigen Naturen, zwischen dem angesehenen Hofmaler und dem schleswigschen Autodidakten, hätte sich niemals günstig gestalten können, auch wenn Carstens nicht durch seinen ungebührlichen Überfall dasselbe von vorn herein gestört hätte. Abildgaards Benehmen war seitdem begreiflicherweise ein anderes; Carstens begann ihn mit argwöhnischen Augen zu betrachten

und war nur zu geneigt, ihm persönlich alle Schuld für die vermeintliche Unbill beizumessen, die ihm während seiner kurzen akademischen Laufbahn zugefügt ward.

Es sind zunächst aus den offiziellen Akten der Akademie die thatsächlichen Verhältnisse festzustellen, die mit Carstens' Verweisung von derselben in Verbindung stehen.

Um sein angestrebtes Ziel, mit einem Reisestipendium nach Rom zu gelangen, erreichen zu können, mußte er nach der Reihe die kleine und große silberne und sodann die kleine und große goldene Medaille zu gewinnen suchen. So sehen wir ihn denn auch schon zu Ostern des Jahres 1780 mit einer Zeichnung nach einem Modell um die erste Stufe, um die kleine silberne Medaille, konkurrieren. Dieselbe ward ihm zuerkannt, konnte ihm aber nach der Sitte der Akademie erst am Jahresfeste des folgenden Jahres (31. März 1781) übergeben werden. Bei dieser Gelegenheit nahm Carstens der Akademie gegenüber, die von Wiedewelt, dem Kupferstecher Joh. Martin Preisler, dem Historien- und Schlachtenmaler Johann Mandelberg, von Weidenhaupt, Abildgaard, Stanley und dem Hofbaumeister Harsdorff vertreten war, eine unerwartet feindselige Haltung an, die folgenden einstimmigen Beschluß in dem Protokoll derselben hervorrief:

> „Der Eleve A. J. Carstens, der sich auf eine aufsätzige Weise geweigert hat, die ihm für eine Zeichnung nach dem Modelle zuerkannte kleine silberne Medaille anzunehmen, wurde durch Scrutinium mit allen Stimmen bis auf weiteres von der Akademie verwiesen und verurteilt, daß sein Name an die Thüren aller Schulen der Akademie angeschlagen werde." [1]

---

1) „Eleven A. J. Carstens, som paa en opsätsig maade havde undslaaet sig for at imodtage den ham for tegning efter modellen til-

Während es demnach feststeht, daß Carstens die kleine silberne Medaille anzunehmen sich geweigert und diese seine Weigerung auf ungebührliche Weise zu erkennen gegeben hat, bleibt der Grund seines ganzen auffallenden Benehmens vollkommen unklar. Bei Fernow wird dasselbe in einer Weise motiviert, die seinem Charakter wohl zu entsprechen scheint.

„Bei der nächsten Ausstellung," erzählt derselbe, „hatte ein Künstler von denen, die um den großen Preis wetteiferten, eine Zeichnung gemacht, die unter allen bei weitem die beste war, und jeder erwartete, daß demselben der erste Preis würde zuerkannt werden. Aber bei der Austeilung erhielt ihn ein anderer, dessen Zeichnung weit unter jener war und an den niemand gedacht hatte. Da dieser Vorgezogene ein Verwandter von Abildgaard war, so erklärten aus diesem Umstande alle jungen Künstler die ihrer Überzeugung nach unverdiente Begünstigung, die demselben widerfuhr. Mir ward für eine Modellzeichnung die große [vielmehr: kleine] silberne Medaille zuerkannt. Obgleich ich um den großen Preis nicht mit geworben hatte, also bei der Verteilung desselben persönlich gar nicht interessiert war, so nahm ich mich doch des durch die parteiische Austeilung Zurückgesetzten und seiner Sache mit so großem Eifer an, als wenn ich selbst der Zurückgesetzte gewesen wäre. Ich erklärte öffentlich, daß ich die silberne Medaille nicht annehmen würde, wenn der, welcher nach aller Überzeugung die goldene verdient hätte, dieselbe nicht erhielte. Auf einer Akademie, wo das Verdienst nach Gunst bestimmt

---

kiendte liden sølf-medaille, blev ved Scrutinium af alle stemmer indtil videre forviist Academiet og tildømt hans navn at opslaaes paa dørrene i alle Academiets skoler." Weilbach: Konstnerlexikon a. a. O. p. 100 ff., dem wir auch die übrigen Notizen aus den Akten der Akademie entnommen haben.

werde, wolle ich keinen Preis verdienen. Ich gieng auch nicht auf die Akademie an dem Tage, wo die Preise ausgeteilt wurden. Der Erbprinz Friedrich verteilte dieselben auch dasmal, wie gewöhnlich. Als ich aufgerufen wurde und nicht da war, ward vorgewendet, daß ich krank sein möchte, und die mir zuerkannte Medaille ward mir von der Akademie zugesandt. Aber ich beharrete fest auf meinem Entschluß, wies sie zurück und erklärte zugleich, ich würde nie wieder einen Fuß in die Akademie setzen; sie möge ihre Medaillen nur immer nach Gunst verteilen; ich verlange keine davon. Ein solcher Trotz war unerhört und wurde durch eine förmliche Verweisung von der Akademie bestraft. Das Dekret meiner Verweisung ward an alle Thüren der Akademie angeschlagen; doch ließ der Professor Wiedewelt[1] es am folgenden Morgen wieder abreißen. Mir war diese Verweisung gleichgiltig; denn ich hatte mich selbst schon freiwillig verwiesen. Ich sah wohl ein, daß ich durch dies Betragen die Gunst des Erbprinzen und alle Vorteile, die ich von derselben für die Zukunft hoffen konnte, auf immer verscherzt hatte. Doch achtete ich diese Aufopferung damals für nichts gegen die Genugthuung, die ich darin empfand. Ich war meinem Gefühle gefolgt, das sich gegen jede Ungerechtigkeit empörte, und hier um so mehr, da ich einen Mann [Abildgaard] für den Urheber derselben hielt, der auch meinen Trieb zur Kunst

1) Der Bildhauer Johannes Wiedewelt, geboren den 1. Juli 1731, gestorben nach einem bedrückten Alter am 17. Dez. 1802. Von seiner römischen Reise war er am 6. Okt. 1758 nach Kopenhagen zurückgekehrt, seit 1761 Professor an der Modellschule, wo Carstens mit ihm in Berührung kam. Er war, selbst wenn Krankheit und Sorgen ihn drückten, freundlich im Umgange und dabei voll ernsten Strebens und Liebe zur Kunst. Da der Beschluß gegen Carstens einstimmig gefaßt war, so erscheint die Entfernung des Anschlags schon am folgenden Tage durch ihn wenig wahrscheinlich. Weilbach s. n.

hatte unterdrücken wollen, statt denselben durch Aufmunterung und lehrreiche Beratung zu unterstützen."

Auffallenderweise werden diese Angaben, die zur Erklärung seines „aufsätzigen Verhaltens" dienen sollen, so zuversichtlich sie auch ausgesprochen werden, von der aktenmäßigen Darstellung der Akademie in keiner Weise bestätigt, vielmehr nach jeder Richtung hin widerlegt. Im Jahre 1780 fand darnach überhaupt keine allgemeine Bewerbung um die große goldene Medaille statt; erst lange nach der Verweisung des Künstlers von der Akademie, im Juli des Jahres 1781, wurde ein derartiger Preis ausgesetzt. Freilich wurde auch im Jahre 1780 eine goldene Medaille für eine Platte in taille douce an den Kupferstecher Johann Georg Preisler vergeben, der als solcher besonders konkurriert hatte, und ihm schon bei Gelegenheit des Jahresfestes 1780 überreicht; aber derselbe hatte keinen einzigen Mitbewerber, dem er hätte vorgezogen werden können, auch stand er, soweit bekannt, in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Hofmaler und Professor Abildgaard, sondern war ein Sohn Johann Martin Preislers, des königlichen Hofkupferstechers und Professors der Akademie.

Ist damit der bündige Beweis erbracht, daß der Fernowsche Bericht nach des Künstlers eigener Erzählung dem wirklichen Hergange nicht entsprechen kann, so gewinnen die vollständig abweichende schleswigsche Überlieferung und die Angaben seines Vetters Jürgensen für die Feststellung der Thatsachen eine größere Bedeutung, als denselben bisher beigelegt worden ist.

Noch heute weiß man in Schleswig zu erzählen, wie Carstens bei der Preisbewerbung an der Kopenhagener Akademie, aus nichtigen Gründen zurückgesetzt, statt der verdienten goldenen Medaille nur die silberne erhalten und dieselbe aus verletztem Rechtsgefühl und im Bewußtsein seines Wertes und seiner Lei-

stungen zurückgewiesen habe. Ähnlich wie in den schleswigschen Kunstbeiträgen vom Jahre 1792 berichtet auch Jürgensen in seinen Tagebüchern auf Grund gleichzeitiger schriftlicher Mitteilungen des Künstlers selbst von den damaligen Vorgängen: Carstens habe auf der Akademie zuletzt mit „Odysseus' Windschlauch" um den Preis der goldenen Medaille gezeichnet, auch geglaubt, sie verdient zu haben, sie aber durch Abildgaards Ungunst nicht erhalten; die kleine silberne, die ihm zuerkannt sei, habe er darauf geweigert anzunehmen und der Akademie valet gesagt.

Obwohl auch diese Angaben den aktenmäßigen Nachrichten nicht ganz zu entsprechen scheinen, da sie die Voraussetzung enthalten, als wenn für ein- und dieselbe Zeichnung die silberne und goldene Medaille erteilt werden konnte, so gibt die Erwähnung des „Windschlauchs des Odysseus" der weiteren Forschung einen sicheren Anhalt.

Fernow spricht von zwei Ausstellungen, die während der akademischen Laufbahn unseres Künstlers stattgefunden; für die erste habe er eine Zeichnung nach eigner Erfindung, „Aeolus und Odysseus", für die zweite eine Modellzeichnung geliefert. Da die letztere schon Ostern 1780 stattfand und Carstens erst mit Anfang dieses Jahres in die Akademie eingetreten war, wie hätte er den „Aeolus und Odysseus" vorher auf eine Ausstellung bringen können? Die chronologischen Daten ergeben unwiderleglich, daß Carstens nur für eine einzige Ausstellung Zeichnungen geliefert haben kann und daß beide, der „Aeolus und Odysseus" sowie die Modellzeichnung, für die Ausstellung um Ostern 1880 gearbeitet worden sind. Was die letztere bezweckte, liegt klar auf der Hand; er wollte, wie wir gesehen, damit die kleine silberne Medaille gewinnen. Was aber mag er mit der Ausstellung einer

Komposition nach eigener Erfindung beabsichtigt haben? Wollte er nur damit zeigen, daß er auch mehr zu machen verstehe als eine bloße Modellzeichnung? Hören wir zunächst, was Fernow ihn über diese Zeichnung berichten läßt.

„Während ich so Scheines halben die Akademie besuchte, kam die Zeit der Ausstellung heran [d. h. Ostern 1780], zu welcher ich zum erstenmal eine Zeichnung nach eigener Erfindung verfertigte, den Aeolus und Odysseus vorstellend, wie dieser mit dem leeren Windschlauch zurückkommt und vom Aeolus unwillig weggewiesen wird. Meine Zeichnung stach durch eine gewisse wilde Größe und durch einen starken Effekt, den ich ihr gegeben hatte, vor den übrigen hervor, so daß auch der Erbprinz Friedrich sie bemerkte, sich meiner wieder erinnerte und mir ein ermunterndes Lob erteilte." — „Abildgaard hatte meinen Aeolus auf der Ausstellung nicht gesehen, aber ihn loben gehört und schickte deshalb zu mir, daß ich ihm die Zeichnung zeigen möchte. Ich brachte sie ihm. Er betrachtete sie lange aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen, und als ich ihn endlich bat, mir sein Urteil darüber zu äußern, sagte er mir, ich würde es in der Zeichnung und Komposition wohl noch weiter bringen können; dadurch aber werde ich noch kein Maler, und doch sei am Ende das Malen die Hauptsache, um ein tüchtiger Künstler zu werden. Er fragte nach meinem Alter, und als ich ihm sagte, daß ich bereits achtundzwanzig Jahre alt [1] sei, entschied er, da sei ich schon viel zu alt, um noch ein Künstler zu werden. Das Ölmalen erfordere viele und lange Übung, und da ich es nicht schon in der Jugend gelernt habe,

1) Wenn das richtig wäre, so müßte dieser Vorgang erst ins Jahr 1782 fallen, was ganz unmöglich ist. Hat diese Unterredung in der angedeuteten Weise wirklich stattgefunden, so hätte Carstens sein Alter auf sechsundzwanzig Jahre angeben müssen.

so werde ich es schwerlich je mehr lernen. Ich sagte ihm, wie ich ohne meine Schuld so spät zur Kunst gekommen sei; ich hoffe aber, daß es mir bei meinem großen Triebe noch gelingen werde, durch Fleiß und Eifer das Versäumte nachzuholen. Allein es schien, als ob er vorsätzlich meinen Mut niederschlagen und mir die Kunst verleiden wollte, denn er behauptete, das sei vergebens; man müsse in der Jugend malen lernen und es sei gut, daß ich den Weinhandel gelernt habe, so bliebe mir doch eine Zuflucht, wenn ich einst sehen würde, daß es mit der Kunst nicht gienge. Dies brachte mich endlich auf, so daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen, ich hätte geglaubt, eine andere Aufmunterung von ihm zu erhalten; ich wisse wohl, daß ich noch wenig könne, aber ich fühle auch, daß es mir nicht an Talent und Eifer fehle, um nicht noch ein Künstler zu werden. Das Ölmalen allein mache auch noch keinen großen Künstler aus. Michelangelo habe nicht in Öl malen können und sei doch einer der größten Künstler in der Welt gewesen; er solle mir also auch nicht den Mut dazu benehmen."

„So rollte ich voll Unwillen meine Zeichnung zusammen, gieng nach Hause und spannte mir eine Leinwand zwölf Fuß hoch auf, um darauf meinen Aeolus in Öl zu malen. Ich arbeitete täglich von früh bis in die Nacht, und in weniger als zwei Monaten war mein Bild fertig [Juni 1780]. Es gefiel denen, die es sahen, und machte sogar Aufsehen wegen der Dreistigkeit, die ich gehabt hatte, mich gleich an eine Arbeit in so großem Maßstabe zu wagen und wegen des drohenden trotzigen Charakters im Aeolus; auch der Kupferstecher Clemens,[1] der in Rom

1) Johann Friedrich Clemens, Kupferstecher, geboren am 29. Nov. 1749 in Golnau bei Stettin, gestorben als Hofkupferstecher und

gewesen war, sah ihn und sagte, man sollte glauben, ich hätte Michelangelos Werke in der Sixtinischen Kapelle gesehen. Er führte auch den Maler Juel[1] zu mir und wiederholte dasselbe. Durch ein so schmeichelhaftes Lob ermuntert, erzählte ich ihnen, wie mich der Professor Abildgaard abgefertigt habe und daß ich trotz ihm doch noch ein Künstler werden wolle. Juel hatte es nachher dem Abildgaard wieder gesagt und mit ihm gescherzt, er solle den kleinen Holsteiner (so nannten mich in Kopenhagen gewöhnlich die Künstler) nicht zu sehr aufbringen; der habe keine Ruhe, bis er ebenso gut malen würde wie er. Dies zog mir Abildgaards Ungnade zu; aber für mich war es die größte Aufmunterung und für meinen Ehrgeiz, der keinen vor sich zu lassen wünschte, ein mächtiger Sporn, obwohl ich einsah, wie weit ich noch im Malen zurück war und daß ich ihn darin nie erreichen würde."

Aus jeder Zeile dieser Erzählung leuchtet das ganz besondere Interesse hervor, das Carstens noch in Rom an seinem „Aeolus und Odysseus" nahm; in der ganzen Fernowschen Darstellung seiner Jugendjahre kommt kein anderes Bild vor, dessen Geschichte mit solcher Ausführlichkeit und bedeutsamer Betonung

---

Professor in Kopenhagen am 5. Nov. 1831. Am 22. Aug. 1773 unternahm er eine Studienreise nach Paris, hielt sich 1777 in der Schweiz auf und kehrte 1778 nach Kopenhagen zurück. In Rom war er darnach nicht gewesen, und die Sixtinische Kapelle mit den Michelangeloschen Werken kann er nicht aus eigenem Anschauen gekannt haben, wie es nach Fernow scheinen muß. Die Äußerungen könnte dagegen der später genannte ausgezeichnete Maler Juel gethan haben. Vergl. Weilbach s. n.

1) Der Maler Jens Juel war geboren am 12. Mai 1745 und starb in Kopenhagen am 27. Dez. 1802. Er war Anfang 1780 von einer Studienreise aus Italien und von Rom, (wo er mit Abildgaard zusammen war), zurückgekehrt und wurde 1784 „überzähliger" Professor an der Akademie. Weilbach a. a. O. p. 339 ff.

behandelt wird. Wie geflissentlich hebt er hervor, daß der Erbprinz es auf der Ausstellung gelobt, während Abildgaard es gar nicht bemerkt und sich später so absprechend darüber geäußert habe! Welch ein Eifer erfüllt ihn, gerade diese Zeichnung in Öl auszuführen, um zu zeigen, was er zu leisten vermöge, und wie weist er auf die Lobsprüche hin, die ihm von dem Bildhauer Clemens und dem Maler Juel dafür zu teil geworden seien! Selbst aus diesem späten Bericht schimmert noch der ganz besondere Zweck hervor, den er mit diesem Bilde hat erreichen wollen. Die Angabe Jürgensens läßt uns auch den Schleier heben, der das Geheimnis, welches sich an den „Aeolus“ knüpft, verborgen gehalten hat. Ohne genügende Kenntnis der Statuten der Akademie und von einem starken Selbstbewußtsein seines künstlerischen Wertes erfüllt, hat Carstens geglaubt, daß ihm durch die Ausstellung einer Zeichnung nach eigener Erfindung, wie sie sein „Aeolus und Odysseus“ vorstellte, ein hoher Preis, ja der höchste zufallen könne. Die Zeichnung, welche alle jüngeren Schüler für die beste der ganzen Ausstellung erklärten, war keine andere als seine eigne; die, um welche Abildgaard trotz des Lobes des Erbprinzen sich gar nicht auf der Ausstellung gekümmert, die er nicht mit einem Blicke angesehen hatte, eine Erfindung von seiner Hand! Derjenige gar, welcher die goldene Medaille erhalten und aus besonderer Gunst gegen seinen Vater schon früher, als es sonst Brauch war, auch das Reisestipendium nach Rom bekam, der Sohn eines Mitgliedes der Akademie, des Professors Preisler! Tief beleidigt in seinem Künstlerehrgeiz, von Abildgaard mit Absicht zurückgestoßen, wollte er zeigen, was er selbst in Öl zu leisten vermöge! Männer wie Clemens und Juel, die in Rom gewesen, hielten nicht mit schmeichelnden Lobsprüchen zurück; nur die Professoren der Akademie und an ihrer Spitze Abildgaard such-

ten ihn in ihrer Parteilichkeit zu unterdrücken! Aber die kannten Carstens schlecht, die da glaubten, daß er geduldig eine solche Ungerechtigkeit über sich ergehen lassen würde; mit der kleinen silbernen Medaille für seine Modellzeichnung hatten sie ihn abspeisen wollen! Seinen „Aeolus“ hätten sie prämieren sollen! Eine Schande für ihn, unter diesen Umständen die silberne Medaille anzunehmen!

Aus dieser getäuschten Hoffnung einer selbstbewußten Seele und aus der Überzeugung, daß Abildgaard aus Rachsucht ihm diese vermeintliche Kränkung zugefügt habe, kann Carstens' trotziges Auftreten, wie es ganz seinem eigenartigen Charakter entspricht, zur Genüge erklärt werden.

Wenn wir nicht irren, so fällt mitten in diese Ereignisse, die sein Inneres tief erregen mußten, eine heftige Erkrankung des Künstlers, die vielleicht auf sein Benehmen gegen die Akademie nicht ohne Einfluß blieb. Eine verheerende Seuche, der Fieber grimmigsten eines, sagt er, durchfurchte mit entkräftender Wut seine Adern; nur der aufopferungsvollen Hilfe eines seiner Freunde, des jungen Arztes Friedrich von Wörger,[1] der im Jahre 1782 als Schiffsarzt starb, verdankte er sein Leben. In seiner hoffnungslosen Lage, so rühmt er dem schnellverwelkten Busenfreunde bei der plötzlichen Kunde von seinem Tode nach, habe er ihm erquickenden Trost und neuen Mut wie Balsam in seine kraftlose Seele strömen lassen und der ewiggütige Gott seinen Stärkungsmitteln heilende Kraft verliehen, daß er ihn den nervigen Armen des Todes wieder entwunden. Niemals werde undankbare Vergessenheit diese freundschaftliche That in seinem Herzen auslöschen; im Leben habe derselbe ihm den Dank, der ihm gebühre,

1) Vergl. über ihn unter den „Oden und Elegien“ Nr. 7.

verwehrt; jetzt erst nach seinem Tode könne und dürfe er im Liede ihm den schuldigen Dank in stammelnden Worten darbringen. Indem Carstens sich um diese Zeit Jürgensen gegenüber rühmt, er habe außer der Bekanntschaft und Anerkennung vorzüglicher Künstler auch treue Freunde gefunden, so wird die Liebesthat, die Friedrich von Wörger an ihm bewiesen, ihm nicht am wenigsten vorgeschwebt haben.

Außer dem Arzte Friedrich von Wörger sind uns nur wenige Zöglinge der Akademie bekannt, mit denen Carstens näheren Umgang gepflogen und Freundschaft geschlossen hat. Seine eingezogene Lebensweise, sein schlichtes, ja bäurisches Wesen sowie seine rückhaltslose Wahrheitsliebe, die allen Schein verachtete, waren auch nicht gerade geeignet, große Anziehungskraft auszuüben. Wie es scheint, gehörten seine näheren Bekannten vorwiegend der deutschen Nationalität an, wozu der Künstler sich als Sohn der Stadt Schleswig und seiner niederdeutschen Muttersprache nach gleichfalls rechnete; man nannte ihn auch, wie er selbst sagt, gewöhnlich den kleinen „Holsteiner“. Es wäre aber ein Irrtum, wenn man darauf ein besonderes Gewicht legen wollte, da Einwohner des Herzogtums Schleswig, selbst die Dänen im Norden, sowie sie dem früher holstein-gottorpschen Landesteile angehörten, zu damaliger Zeit mit diesem Namen bezeichnet zu werden pflegten. Carstens' Gedicht über Friedrich III. beweist hinlänglich, daß ihn dasselbe patriotische Gefühl für König und das „dänische Vaterland“ erfüllte, wie es damals in den Herzogtümern allgemein herrschte. Ein Gegensatz zwischen deutschem und dänischem Wesen, den die schleswigsche Frage in diesem Jahrhundert gezeitigt hat, bestand zu jener Zeit nicht, und in den höheren und mittleren Ständen der Kopenhagener Bevölkerung wurden unter Vernachlässigung des Heimi-

schen deutsche Sprache und deutsche Bildung noch mit Vorliebe gepflegt.[1]

Es ist bezeichnend für seine künstlerische Richtung, daß es besonders Bildhauer waren, deren Umgang er suchte. Der Magdeburger Wohler, dem er sich eng angeschlossen, hatte sich freilich schon um das Jahr 1780 in seine Heimat zurückbegeben; der Architekt Johann Christoph Arens[2] aus Hamburg blieb ihm während der Jahre 1778 bis 1783, wo er die Akademie besuchte, ein treuer Genosse und lebte ebenso wie der Bildhauer Johann Jürgen Busch aus Mecklenburg-Schwerin[3] mit ihm in vertrautem Umgange. Auch im Jahre 1782 fand er in einem Freunde Thorvaldsens einen begeisterten Anhänger. Für alle seine Genossen während der Jahre 1781 bis 1783 mußte die unerhörte Thatsache, daß ein Schüler der Akademie die ihm zugesprochene Medaille zurückwies, ihn zu einer bekannten und interessanten Persönlichkeit machen und daneben seinen Namen in weite Kreise der Hauptstadt tragen. Noch im Jahre 1811 erschien in einer Kopenhagener Zeitschrift eine längere Erzählung in Novellenform, die sein Verhältnis zu Abildgaard ganz im Sinne der jungen Künstlerwelt behandelte. Da alle Vorgänge an der Akademie darin mit starken Farben zu Carstens' Gunsten geschildert wer-

---

1) Über die damaligen Zustände in Kopenhagen und die beginnende Opposition gegen das Deutschtum findet man reiche Belehrung in „Samlinger til Schack-Staffeldts Levnet af Liebenberg. Kjøbenhavn 1851." p. 20 ff.

2) Arens gewann 1780—81 beide silbernen und in der Folge auch beide goldenen Medaillen. Er lebte später in Hamburg und starb in Pisa am 18. Aug. 1806. Hamburg. Künstlerlexikon s. n.

3) Busch gewann 1780—81 beide silbernen und Ostern 1783 die kleine goldene Medaille, reiste, wie wir sehen werden, 1783 mit den beiden Brüdern Carstens nach Italien und starb als mecklenburgischer Hofbildhauer in Rom 1821. Weilbach s. n.

den, so läßt sich darnach noch der Eindruck ermessen, den derselbe durch sein Auftreten in Kopenhagen hinterlassen hatte.[1]

Es ist eine für die Kunstgeschichte nicht unwichtige Frage, wie weit der junge Bertel Thorvaldsen von Carstens, zu dem er später in Rom in nahen Beziehungen stand, in seiner künstlerischen Richtung schon damals beeinflußt sei.

Als Thorvaldsen im Oktober des Jahres 1781 als elfjähriger Knabe der Akademie beitrat, mußten die Ereignisse, die zu Carstens' Verweisung geführt hatten, noch in frischem Andenken der Zöglinge sein. Wenn auch seine Jugend jede nähere Berührung mit dem sechzehn Jahre älteren Manne von vorn herein ausschloß, so kann ihm doch unter den obwaltenden Umständen die Persönlichkeit desselben während der anderthalb Jahre, die Carstens noch in Kopenhagen verweilte, unmöglich ganz unbekannt geblieben sein. Hat man dies bisher ohne ausdrückliches Zeugnis nur als eine wahrscheinliche Vermutung bezeichnet, so können wir dieselbe aus Thorvaldsens Munde zur Gewißheit erheben. Bei seiner Anwesenheit in Schleswig sprach er Jürgensen gegenüber offen aus, daß er Carstens schon in früher Jugend als Schüler der Akademie in Kopenhagen gekannt und verehrt habe.

Ungefähr sechs Jahre später sehen wir Thorvaldsen mit drei anderen Gesinnungsgenossen zu einer Gesellschaft vereinigt, deren Zweck die Übung im Komponieren und Entwerfen war. In ihren jugendlich begeisterten Gesprächen kehrte die Unterhaltung

1) Die Erzählung findet sich in „Nyeste Skilderi for 1811" vom 6. August bis zum 20. November. Da damals jedoch die Fernowsche Biographie unseres Künstlers schon vor mehreren Jahren erschienen war, so wäre es immerhin möglich, daß die darin gegebene Darstellung dem Verfasser der „Novelle" zum teil den Stoff geliefert hätte.

immer wieder zu Carstens und seinen Erlebnissen in Kopenhagen zurück. Untröstlich, daß ein solcher Genius so wenig Anerkennung bei der Akademie gefunden, voll Bewunderung der Kompositionen, die einer der drei Genossen, der junge Landschaftsmaler Heinrich August Grosch aus Lübek,[1] mit dem er im Jahre 1782 bekannt geworden war, zum Andenken erhalten hatte, blickten sie mit persönlicher Verehrung und künstlerischer Begeisterung zu dem eigentümlichen Manne hinauf. —

Seit dem 31. März 1781 war Carstens aus der Akademie geschieden und fortan entschlossen, sich nicht wieder fesseln zu lassen; er kündigte seinem Vetter in Schleswig an, daß er der Akademie valet gesagt, sich ganz auf eigne Füße zu stellen gedenke und sein altes „Handwerk" wieder aufgenommen habe, um aus eigener Kraft und aus eigenen Mitteln sich den Weg nach Rom zu bahnen. Über sein Verhältnis zur Akademie nach seiner Verweisung spricht er sich bei Fernow wohl im ganzen richtig aus. Wenn er zunächst betont, daß dieselbe den ausgewiesenen Rebellen trotz allem Vorhergehenden nicht ganz aus den Augen verloren habe und es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich wieder mit ihr auszusöhnen, so steht dieses nicht im Widerspruche mit dem einstimmig von der Akademie gefaßten Beschlusse, der nur eine zeitweilige Ausschließung ins Auge gefaßt hatte.

„Da ich im Studieren eifrig fortfuhr," erzählt er, „und durch immer besser gelingende Kompositionen die Aufmerksamkeit der jungen Künstler sowohl als der Professoren rege erhielt, so that man mir im folgenden Jahre, als die Zeit der Preisbewerbung

1) Heinrich August Grosch ward am 26. Februar 1763 zu Lübek geboren und trat im Jahre 1782 in die Kopenhagener Akademie. Es zeichnete sich später in der Wandfarbenmalerei und im Kupferstich aus und starb am 6. Juli 1843 in Christiania. Weilbach s. n.

herankam [Ostern 1782], von Seiten der Akademie den Antrag, ob ich mit um den Preis werben wolle, mit dem Zusatze, man sei von meinen Fähigkeiten überzeugt, daß ich gewiß die goldene Medaille erhalten würde; des Vorgefallenen solle nicht mehr erwähnt werden."

Merkwürdigerweise kehrt auch hier die Vorstellung wieder, daß ihm bei einer Ausstellung seiner Kompositionen sofort der höchste Preis zufallen könne. Indem man ihn einlud, sich bei der neuen Ausstellung zu Ostern 1782 um die große silberne Medaille zu bewerben, wird ihm auch die lockende Aussicht gemacht worden sein, die kleine goldene und in der Folge auch die große goldene Medaille, womit das von ihm so ersehnte Reisestipendium verbunden war, gewinnen zu können. Ungeachtet dieses „ehrenvollen Antrages, der ihn nur noch stolzer machte", und der ihm so wünschenswerten Aussicht zum Trotz, nach Verlauf von zwei bis drei Jahren nach Rom zu gelangen, beharrte Carstens in seinem „Eigensinn" und gab zur Antwort, er sei einmal von der Akademie verwiesen und hoffe auch ohne sie nach Rom zu kommen; er bedürfe keiner Medaillen und seine Kunst sei ihm durch sich Aufmunterung und Lob genug. Wer seinen Charakter kennt, begreift auch, wie durch alle diese Vorgänge nur sein Eifer und sein Mut verdoppelt werden konnte.

Von allen Professoren, die er von seiner kurzen akademischen Laufbahn her kennen gelernt hatte, scheint der Bildhauer Stanley allein in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm geblieben zu sein; derselbe wird es auch gewesen sein, der ihn der Akademie wieder zu gewinnen gesucht hat. Carstens rühmt den lehrreichen Umgang, den er mit ihm gepflogen, und mag sich unter seiner Leitung auch im Modellieren geübt haben, wozu Talent und Neigung ihn besonders befähigten. Seine Hauptthätigkeit aber bestand

fortan in der Ausübung seines „Handwerks", wie er zu sagen pflegte: er zeichnete oder malte so viel Porträte, als sich ihm nur immer darboten; denn von nun an war sein höchstes Streben, sich die Mittel zu einer Reise nach Italien durch eigene Kraft zu erwerben. „Obgleich ich von Jugend auf eine schwächliche Gesundheit hatte," sagt er, „so schadeten mir doch diese Anstrengungen nicht. Meine Leidenschaft für die Kunst war so groß, daß ich oft auch im Winter in der Nacht aufstand und arbeitete, wenn mich die Gedanken an eine angefangene Arbeit nicht ruhen ließen, und dann gegen Morgen halb erstarrt wieder zu Bette gieng."

Zunächst war er freilich zur Erwerbung seines Unterhaltes um so mehr auf eine derartige Beschäftigung angewiesen, als der letzte Rest seines Vermögens, den er zum März 1780 empfangen hatte, allmählich verbraucht worden war. Wie seine Verwandten in Schleswig der Ansicht waren, daß Carstens bei seinem Scheiden von der Akademie nur seinem Rechtsgefühl gefolgt sei, und bei der Nachricht, daß er binnen Jahresfrist mit seinem Porträtieren sich eine Summe von ungefähr tausend dänischen Thalern (2225 Mk.) erübrigt habe, nicht wenig getröstet wurden, so scheint der Eindruck von seinem Verhalten auch in Kreisen, die keine Ursache hatten ihm besonders wohlgesinnt zu sein, kein ungünstiger gewesen zu sein.

Es war die Zeit, wo sein jüngster Bruder Friedrich Christian Schleswig verlassen sollte. Er hatte mit Einwilligung der Vormünder seit Ostern 1778 gegen ein jährliches Lehrgeld von achtzig Thalern (228 Mk.) bei dem Porträtmaler Karl Daniel Voigts die Malerei erlernt. Wie es einst nicht möglich gewesen war, Asmus Jakob auf längere Jahre bei dem Kunstmaler Geve zu unterhalten, so waren jetzt auch die Vormünder genötigt, für ihren jüngsten Pupillen beizeiten ein anderes

Unterkommen zu suchen. Indem sie sich bereit zeigten, denselben, trotzdem daß er noch nicht seine mündigen Jahre erreicht hatte, seinem älteren Bruder anzuvertrauen, kann die Kunde von der Verweisung desselben von der Akademie ihnen nur in einer Form zugegangen sein, die auf ihn kein schlechtes Licht fallen ließ.

Seit dem Juli des Jahres 1781 weilte Friedrich Christian bei seinem Bruder in Kopenhagen, um unter dessen Leitung seine weiteren Studien zu machen. Schon damals begann derselbe, vielleicht durch Stanleys Umgang beeinflußt, sich im Bossieren ganzer Figuren zu üben; begreiflicherweise hielt Asmus Jakob ihn ab, die Akademie zu besuchen, deren Gesinnung ihm verächtlich war. Aus den Geldsummen, die Friedrich Christian nach und nach von Schleswig herübergesandt wurden, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit schließen, wie ihre finanziellen Verhältnisse sich um diese Zeit gestaltet hatten. Während die Vormünder ihm noch für das Jahr 1781 hundert Thaler (360 Mk.) hätten zur Verfügung stellen müssen, erklärte er für das folgende Jahr keiner weiteren Unterstützung zu bedürfen, da sein Bruder sich anheischig gemacht habe, ihn aus seinem eigenen Verdienst vollständig zu erhalten.

Die Studien, welche Carstens ganz besonders in den beiden letzten Jahren seiner Anwesenheit in Kopenhagen neben der Ausübung seines „Handwerks" trieb, waren vielseitiger Art. Die Metamorphosen Ovids sowie die homerischen Gesänge, die ihm jetzt erst auch in metrischer Form durch Stolbergs Ilias und Voßens Odyssee bekannt geworden waren, wurden zum Zweck künstlerischer Entwürfe eifrig gelesen, auch andere Übersetzungen griechischer Dichter, deren er habhaft werden konnte, wie die Tragödien des Sophokles und Pindars

Oden von Salomon Geßner,[1] in den Kreis seiner Studien gezogen.

Von zahlreichen Denkmälern der Vergangenheit in Kopenhagen umgeben, begann er damals auch historischen Studien nachzugehen. Die Darstellungen Abildgaards aus der Geschichte des oldenburgischen Herrscherhauses, die ihn in fast noch höherem Maße als die Ovensschen Gemälde im Schlosse Gottorp angezogen hatten, regten ihn an, aus Holbergs Reichsgeschichte, Uve Mallings „Großen und guten Handlungen von Dänen, Norwegern und Holsteinern", aus Christianis Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein und anderen populären Werken seine von der Schule her nur äußerst dürftigen geschichtlichen Kenntnisse zu ergänzen. Der Heldenmut der Kopenhagener Bevölkerung in den Kämpfen mit Karl Gustav von Schweden, die mannhafte Haltung des Königs Friedrich III. bei der Belagerung seiner Hauptstadt riefen auch in seinem Herzen patriotische Gefühle wach. Selbst in die Geschichte seiner Vaterstadt, in die Thaten und Schicksale ihres hervorragendsten Helden, des Herzogs Knud Laward und seiner unglücklichen Gemahlin Ingeborg, begann er sich mit besonderer Vorliebe zu versenken. Seitdem er der dänischen Sprache vollkommen mächtig geworden war, erschlossen sich ihm auch die Sagas und Mythen des nordischen Altertums und nahmen seinen Sinn durch ihren phantastischen, großartigen Inhalt gefangen. Die Dramen des dänischen Dichters Johannes Ewald, die in jenen Jahren mit großem Beifall auf dem königlichen Theater aufgeführt wurden, wie „Adam und Eva" und „Balders Tod", gaben ihm zugleich Stoff zu seinen Kompositionen.

---

1) Sophokles' Tragödien und Pindars Oden von S. Geßner. Wien 1761.

Dichter wie Milton und Shakspeare regten ihn zu künstlerischem Schaffen an; neben Geßners Idyllen und Kleists Gedichten wurden die Oden und Dramen Klopstocks seine Lieblingslektüre. Vor allen aber erfaßten auch ihn die nebelhaften Gestalten der Ossianschen Dichtungen, diese gigantischen Schatten mit allerneuester Empfindsamkeit, mit hinreißender Gewalt. Bald ganz in den Strudel der damaligen litterarischen Bewegung hineingezogen, fand er in den Vertretern der sogenannten Sturm- und Drangperiode seine dichterischen Ideale. Die Gedichte der Brüder Stolberg, die Skaldengesänge und prosaischen Gedichte seines Landsmanns Gerstenberg begeisterten ihn zu ähnlichen Versuchen. Hatte sein einseitiges künstlerisches Schaffen im wesentlichen auf dem Studium von Dichtern beruht, so war es in der That nur ein kleiner Schritt, vom Lesen derselben zu eigener Produktion überzugehen. Obwohl ohne besonderes poetisches Talent, unselbständig und nur von den „Brosamen sich nährend, die von dem Tische seiner Herren und Meister fielen“, ohne genügende Kenntnis der hochdeutschen Sprache und ihrer Regeln, nur seinem niederdeutschen Sprachgefühl folgend, das u. a. eine Rektion der Präposition nicht kannte, widmete er mit einem von Jahr zu Jahr stetig steigenden Eifer seine „begeisterten“ Stunden solchen dichterischen Versuchen.

Schon im ersten Jahre seiner Anwesenheit in Kopenhagen hatte er seinem Vetter Jürgensen mit der Übersendung einiger poetischer Episteln in hexametrischer Form, wie sie durch die Lektüre der homerischen Gesänge hervorgerufen sein mochten, eine besondere Überraschung und durch die Erinnerung an all die Kunststudien, die er unter seiner Leitung in Schleswig getrieben, eine hohe Freude bereitet. Nicht wenig wird derselbe erstaunt gewesen sein, als er ihm gegen Ende des Jahres 1782 mehrere Gedichte

zukommen ließ, die nächstens in Kopenhagen im Druck erscheinen sollten.

Die wenigen Produkte seiner dichterischen Phantasie, die uns noch erhalten sind, bilden bei aller Unvollkommenheit und Ungefügigkeit der Sprache und der Gedanken ein merkwürdiges Denkmal seines gährenden Geistes; bei dem Mangel anderer Quellen geben sie uns eine deutliche Anschauung von allem, was in den Jahren 1779 bis 1783, die seinem hochstrebenden Sinne so manche Enttäuschung brachten, sein Inneres bewegte.

Wie die Dichter seiner Zeit „tönt er seine Lieder", „bei süßtönendem Saitengelispel läßt er seine Harfe erklingen, seine Seele die Saiten berühren und seine Töne sich mischen in ihren melodischen Klang." Mit feierlichem Ernste ruft er „den Erdball zu Zeugen an und als prüfenden Richter ob der Wahrheit Schmuck." „Berauscht vom Nektar der Musen", vermag er in seinem Selbstgefühl sich selber zuzurufen:

„Auf und empfahe den Kranz,
meines Geistes tönender Lobgesang!
Hell leuchte in die Zeiten der Zukunft
dein Ruhm hin!
Es fliehe der Vergessenheit finsterer Nebel
vor deinem glänzenden Angesicht weg."

Eine trübe, an der Zukunft verzweifelnde Stimmung geht daneben durch die meisten Gedichte. Mag er den Tod seiner Schwester, das rasche Dahinscheiden seines Freundes Wörger und den traurigen Mord Knud Lawards beklagen oder auch dem Könige Friedrich ein Loblied singen, immer sind es die Unbeständigkeit des Glückes, die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Eitelkeit des menschlichen Lebens, die in wechselnden Bildern wiederkehren.

„Ach, wie oft umnebelt nicht Stolz und Übermut
mit Finsternis den glücklichen Mann!“

„Welcher Sterbliche genoß des Glückes immerwährende Wonne?“

„Des Lasters blumigter Weg führt auf den jähen Abhang des Felsen,
den die verheerende Zeit untergrub.
Es staunt der Wanderer — ein Schwindel
stürzt ihn vom Felsen herab.“

„Wie wirbelt durch Sonnenschein,
durch Sturm, durch Ungewitter
zum grenzlosen Meere der Ewigkeit
der Mensch den Strom des Lebens hinab.
Fröhlicher Mut begleitet den heutigen,
und oft Jammer und Betrübnis
den folgenden Tag.“

„Es wandelt der eine hiehin —
dorthin der andere Freund,
und eh' es der Sterbliche denkt,
ins Thal des Todes hinab.“

„Eitel sind die Tage unseres Lebens,
eitel das Bestreben der sterblichen Menschen;
wir furchen die Bahn
rastlos auf und hinab.“
„Leere Hoffnungen
werfen bald an dieses,
bald an jenes
Ufer uns hin.“
„Wie ein Traum
sind die Jahre des Lebens verschwunden,
und unwiederbringlich
ist die verflossene Zeit.“

Nur der ist in diesem wechselvollen Geschick glücklich zu preisen,

„wer der Gottheit vertraut;
selig, des Fuß den Pfad der Weisheit hinwandelt.“

„Wohl dem,
dem die Vorsehung
Tugend und
Weisheit schenkt.“

Wenn er auch einmal dem „Bacchus“ sein Loblied singt und den lieblich duftenden Wein preist, der „um die Tafel des Freundes Herz und Sinne erheitert und jede Sorge der Seele verscheucht“, die Freudigkeit des Lebens hat er sich nicht errungen, die Fröhlichkeit des Sinnes sich nicht gewonnen; kein Liebeslied ist seinem Herzen entquollen. Wohl ruft er einmal seiner Harfe zu:

„Laß meine Stimme erschallen,
da Frühlingsblüten noch meine Tage umkränzen,
eh' Winterschauer des Alters
die Adern durchwühlt;“

aber diese vereinzelte leise Stimme der Hoffnung wird laut von wehmütigen Klagen übertönt, welche die Ahnung eines allzufrühen Todes seinem Herzen entlockt:

„Vielleicht — nicht lange —
und des Todes gewaltige Hand
stürzt auch mich in die Grube hinab.
Ich werde fallen,
in der vollen Blüte des Lebens
werde ich fallen,
wie die Blume des Feldes
vor des Ungewitters verderbender Kraft.“

„Ewiger, gütiger Gott!
Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend!
und wenn denn das Schicksal
den Faden meines Lebens zerreißt,
o dann,
dann schau' gnädig auf mich Sterbenden
in der Stunde meines Todes herab.“

Wie einst in Eckernförde, so stand er auch jetzt wieder vor einem Wendepunkt seines Lebens. Wenn er sich dort von den

Fesseln der Kaufmannschaft gelöst, um den ersten freien Schritt auf der Bahn der Kunst zu wandeln, so hatte er auch hier aus eigener selbstbewußter Kraft die einengenden Bande, womit die Gesetze der Akademie ihn bedrohten, zerrissen, um frei und ungehindert seinem eigenen Genius folgen zu können. Fast sieben Jahre waren ihm so in Kopenhagen vergangen, als er die Zeit gekommen glaubte, das große Ziel seiner Wünsche, eine Reise nach dem Lande seiner Sehnsucht, erreichen zu können, woran ihn bisher seine „pekuniären Umstände" gehindert hatten. Mit dem März 1783 war sein Bruder Friedrich Christian in den Besitz seines letzten Vermögens gekommen, das sich auf hundertundachtzig Thaler (648 Mk.) belief; er selbst hatte sich von seinem Porträtieren einige hundert Thaler erspart; in seiner Unerfahrenheit, seinem jugendlichen Mut und seiner leidenschaftlichen Kunstliebe glaubte er damit für eine solche Reise genügend ausgerüstet zu sein. Sein Freund, der Bildhauer Busch aus Mecklenburg-Schwerin, der seinen Studiengang mit herzoglicher Unterstützung auf der Akademie durchgemacht und soeben zu Ostern des Jahres 1783 noch die kleine goldene Medaille gewonnen hatte, entschloß sich nicht länger auf den höchsten Preis zu warten und, von gleichem Eifer für die Kunst erfüllt, die weite Fahrt mit den beiden Brüdern anzutreten.

Indem Carstens gegen Ende des Monats März mit einem Briefe von seinem Vetter in Schleswig Abschied nahm, gab er in folgenden Versen seinem Sehnen und Hoffen lebhaften Ausdruck:

„Sieh', ich wandere fort, schau' sehnsuchtsvoll über die Meere,
wo Neptun den Dreizack schwingt im heulenden Sturme.
Geleit' auch mich dorthin! Nicht werd' ich die Heimat vergessen,
welche den Bruder mir birgt und den Freund.

Begeistrung schöpfend für die Gestalten der Götter und Helden,
wandre ich fort meine Bahn, Italiens Himmel erstrebend,
Italiens Kunst, und schöner werden mir leuchten die Sterne,
wenn Michelangelos Geist und Rafaels Hand mich geleitet.
Schauer der Zukunft! Ich fühl' mich umringt von neuen Gestalten!
Griechische Schönheit umschwebt mich! O könnt' ich Euch fassen!
Könnt' ich Euch schauen! O lasset mich blicken
zu den Sternen empor, die leuchten meinem Beginnen!"

Carstens' Reise nach Italien und Heimkehr nach Lübek.

1783.

Die abenteuerliche Fahrt, die Carstens, um seine Sehnsucht „nach Italiens Kunst und Italiens Himmel" zu befriedigen, unternahm, gehört zu den Ereignissen in seinem Leben, die in den Kreisen seiner schleswigschen Verwandten in bleibender Erinnerung geblieben ist. In wunderlicher Verkehrung der Umstände erzählte man sich später, er sei auf einem Schimmel von seiner Vaterstadt weggeritten mit dem Entschlusse, niemals wiederzukehren. Der einzige, der durch Briefe der beiden Brüder genauere Kunde von ihrer weiten Wanderung erhielt, war der Mechanikus Jürgensen. Leider sind die Schriftstücke von ihrer Hand nicht auf uns gekommen und mit den Tagebüchern, denen Jürgensen seine ganze Korrespondenz anzuvertrauen pflegte, bis auf einige Notizen trotz eifrigen Nachforschens bis zur Stunde verschollen. Nur ein längerer, auf Grund der empfangenen brieflichen Nachrichten von ihm entworfener Bericht, von dem er im Jahre 1792 für die schleswigschen Kunstbeiträge einen kürzeren Auszug lieferte, ist uns in seinem ursprünglichen Wortlaute erhalten. Obwohl derselbe nicht viel Neues bringt und in den Hauptsachen mit den Angaben bei Fernow übereinstimmt, so scheint er doch aus dem Grunde mitteilenswert, weil er bis dahin die einzige urkundliche Bestätigung der Fernowschen Erzählung enthält.

Carstens Reise begann kurz nach Ostern des Jahres 1783, da noch ein vom 22. März aus Kopenhagen datierter Brief seines Bruders Friedrich Christian in Schleswig bei den städtischen Behörden anlangte und Busch erst nach dem Feste sich ihnen anschließen konnte.

„Sie fuhren zu Schiff von Kopenhagen nach Lübek, beschauten die Gemälde in den Kirchen und fanden an der altertümlichen Stadt ein Wohlgefallen. Nachdem sie dort für geringes Geld zusammen einen Schimmel gekauft hatten, der ihr Gepäck tragen sollte, begaben sie sich zu Fuß auf die Wanderung nach Hamburg, wo sie einige Tage zur Besichtigung der Kirchen verweilten. Über Braunschweig, Bamberg zogen sie gemeinsam nach Nürnberg und hatten ihre Freude an den alten Kunstwerken, die ihnen dort als von der Hand Dürers, Holbeins und Fischers vorgezeigt wurden. Da nun aber ihr Reisegefährte Busch das Reisen besser als sie zu verstehen vermeinte, zog er mit dem Pferde, welches er ihnen abkaufte, allein weiter voraus, während die beiden Brüder mit ihrem Gepäck auf dem Rücken oder auch mit dem Postwagen über Augsburg Tirol und Insbruck zustrebten und nach mancherlei Mühseligkeiten auch nach Italien gelangten. Sie besuchten Verona, um einige Altäre und Madonnenbilder zu betrachten,[1] Mantua und Mailand, studierten alle Kunstwerke und erwarben sich Kenntnisse, die ihnen unschätzbar sind. Die Werke des Julius Romanus, eines der besten Schüler Rafaels, hielten sie einige Zeit in Mantua auf. Die Fresken aus der Geschichte des trojanischen Krieges und die anmutige Jagd der Diana im herzoglichen Schlosse; sowie Wandgemälde in einem anderen Palaste (del Tè),

1) Es werden das Altarbild „Madonna und die heilige Anna" von Carotto sowie die „thronende Madonna" von Mantegna damit gemeint sein.

das Leben der Psyche und der schaurige Sturz der Giganten, gaben ihnen zuerst einen deutlichen Begriff von der Malerei der römischen Schule."

Von allen Gemälden, die Carstens bis dahin in Schleswig, Kopenhagen, Nürnberg und Verona zu betrachten Gelegenheit gefunden hatte, haben keine einen so nachhaltigen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht wie die Werke Giulio Romanos. Wer noch heute den Palast del Tè besucht oder die Schilderung der Darstellungen liest, womit die Säle desselben geschmückt sind, wird auch die Wirkung begreiflich finden, die sie auf ein so empfängliches Gemüt ausüben mußten. Das „Leben der Psyche", das Jürgensen in seinem Berichte erwähnt, erscheint als das vollkommenste, was während seines Mantuanischen Aufenthalts aus der Hand des Künstlers hervorgegangen ist.[1] Die Tiefe der seelischen Bedeutung, die jenem reizenden Märchen, wie es die spätere römische Zeit ausbildete, innewohnt, hat Giulio freilich nicht zum Ausdruck gebracht. Er hält sich an die sinnlich-schöne Seite der Fabel, deren lebensvolle Darstellung in lachender Heiterkeit so ganz aus dem tiefsten Innern seiner urkräftigen Natur floß. Das Hauptbild am Plafond stellt die Vermählung Amors und der Psyche vor, das anmutigste, bestgezeichnete Gemälde nach Vasari, was sich nur denken läßt. Die Figuren sind in perspektivischer Verkürzung, von unten nach oben gesehen, dargestellt, so daß einige, obwohl kaum eine Elle lang, von der Erde betrachtet, drei Ellen zu messen scheinen. Die Modellierung ist von hoher Vortrefflichkeit, Stellung und Gebärde lebendig und natürlich und dabei von jener großen Einfachheit, welche der

1) Wir folgen der Darstellung bei Becker (Kunst und Künstler 1, 215 ff.), die Carstens' Auffassung mehr zu entsprechen scheint als z. B. die bei Kugler 1, 645 ff.

Meister sich von der Antike oder von seinem Lehrer Rafael angeeignet hatte. Vier Achtecke umgeben das Plafondbild und enthalten Scènen aus den früheren Schicksalen der Psyche. Auf dem einen sieht man Psyche im Bade, von Liebesgöttern umgeben, die damit beschäftigt sind, sie zu waschen und abzutrocknen, auf einem andern Teile des Bildes bemerkt man Merkur, das Gastmahl ordnend, spielende Bacchanten, Grazien, welche die Tafel schmücken. Auf einem zweiten Bilde erscheint Phöbus, im Sonnenwagen emporsteigend, während Zephyr, auf Wolken schwebend, aus einem Horne sanfte Winde hervorhaucht, damit Psyche von milder Luft umsäuselt werde.

Wunderbar und wie aus einem tollen Einfalle Giulios hervorgegangen, erscheint ein anderer Raum des weitläufigen Palastes, der sogenannte Saal der Giganten, den Carstens mit einem „Schauer" der Bewunderung und des Erstaunens betrat. Das Zimmer wurde vollkommen rund angelegt, Kamin, Fenster, Thüren schief aufgemauert, so daß sie einzustürzen scheinen, und die Malerei in der Weise mit der Architektur verschmolzen, daß eine ganz seltsame Sinnestäuschung entstand. Der Fußboden setzt sich noch dazu an den Wänden in der Malerei fort, so daß man beim Eintreten nicht weiß, ob man sich in einem viereckigen, runden oder sonst wie geformten Raume befindet. Der erste Eindruck, den der Anblick des Zimmers hervorruft, ist der des Schreckens; man hat nichts vor Augen als wankende Mauern, Paläste, die im Begriffe sind einzustürzen, umherliegende Trümmer und zum Sturz geneigte Säulen. Dazu kommt die wildbewegte Scene des Gigantenkampfes, der sich unter der Deckenwölbung ringsum an der Wand dargestellt findet. Teils schon zerschmettert erblickt man die fürchterlichen Rebellen zwischen Felsen und Felsentrümmern, teils sieht man sie noch in verzweifelter Anstrengung Fels auf Felsen

türmen. Juppiter selbst schleudert, majestätisch und unerschütterlich, von seinem Throne in der Wölbung, von Donnergewölk umgeben, die vernichtenden Blitze. Vor dem Zorne des olympischen Herrschers und dem wilden Kampfgewühl scheinen selbst die Götter von Entsetzen ergriffen. Saturn, Janus, Diana enteilen zu den höheren und heiteren Regionen des Himmels, Neptun hat Mühe, seine Delphine im Zaume zu halten, und Apollo, die scheuwerdenden Rosse zu bändigen. Venus flüchtet sich zu Mars, Pomona scheint vor Angst gefesselt, die Göttin Ops sucht sich vor dem niederfahrenden Blitze auf ihrem Löwengespanne zu retten, und eine Nymphe, ebenfalls auf Rettung bedacht, stürzt sich in die Arme Pans. Nur Juno, als treue Gefährtin des Götterkönigs, behauptet ihren Platz zur Seite Kronions und reicht ihm zornentflammt mit Kampfeseifer die sichertreffenden Geschosse.

Der Kamin des Zimmers mußte ebenfalls dazu dienen, die Illusion zu vervollständigen. Sobald das Feuer darin brennt, scheinen gestürzte Giganten von den Flammen des Herdes verschlungen zu werden und Pluto zeigt sich auf seinem Viergespann, um, von den Furien begleitet, in die Unterwelt hinabzufahren.

Die Komposition des Ganzen steht an Schönheit weit hinter den Darstellungen aus der Psychemythe zurück, und die Wildheit desselben läßt das geistige Wohlbehagen, mit dem uns das vollendete Kunstwerk erfüllen muß, nicht aufkommen. Aber bei allem Mangel an Klarheit der Exposition, der Harmonie der Linien und der Individualisierung der Charaktere kennzeichnet doch kein Werk schärfer die ungestüme und ausschweifende Phantasie des Künstlers sowie seine Meisterschaft in der Zeichnung des Nackten und der Gewandung. Indem Carstens zu halben und ganzen Tagen im

Palaste del Tè verweilte, um „die großen, ernst und kräftig im Stil gehaltenen Gemälde voll feuriger Phantasie und geistreicher Erfindung" zu bewundern, kam es ihm vor, als ob er jetzt zum erstenmal wahre Malerei sähe, die er ganz verstand und fühlte. —

„In Mantua," erzählt Jürgensen weiter, „wurden sie durch Zufall mit dem Kommandanten der Stadt [Graf v. Breisach] bekannt, der sich ihrer annahm und ihnen auch Empfehlungsbriefe nach Mailand an einen General [v. Stein] mitgab, wohin sie sich des Verdienstes halber hinbegaben. In Mailand bewunderten sie Leonardo da Vincis Abendmahl, fanden aber nicht die gehoffte Unterstützung. Da sie nun die Sprache des Landes nicht verstanden, nicht wenig Nachteile bei ihrer Fußwanderung hatten und auch nicht Arbeit finden, noch von ihren Arbeiten verkaufen konnten, schmolz ihr Geld, das sie von Kopenhagen mitgebracht hatten, sehr zusammen. Sie kamen zu der Einsicht, daß sie ihre Reise nach Rom aufgeben müßten, wohin doch ganz ihr Sinn gestanden hatte, und überrechneten, daß ihr Geld nicht weiter zureichen würde, als daß sie kaum Deutschland wieder erreichen könnten. So kehrten sie denn aus dem Lande Italien zurück und wanderten zu Fuß über die Alpen in der Schweiz, überstiegen auch den St. Gotthard und erreichten mit ihrem letzten Gelde die Stadt Zürich, wo sie unter andern Kunstliebhabern auch den Dichter Geßner, den sie aus seinen radierten Blättern als Künstler kannten, und den berühmten Prediger Lavater, der sich durch seine Physiognomie bekannt genug gemacht hat, kennen lernten. Diesem erzählten sie ihre Geschichte, und Jakob Carstens zeigte ihm seine Arbeiten im Porträtzeichnen in Rötel, welche Lavater so wohl gefielen, daß er ihm gleich die Menge Arbeit verschaffte, so daß sich beide Brüder über ein halbes

Jahr[1] daselbst aufhielten. Nun richteten sie ihre Arbeit immer so ein, daß sie bloß Unterhalt davon hatten, und verwandten die übrige Zeit auf Studieren: der ältere in der historischen Malerei, der jüngste im Bossieren ganzer Figuren und in historischen Gruppen, wozu er noch den Grund in Kopenhagen gelegt hatte. Nachdem sie nun soviel Geld erworben hatten, daß sie wieder nach Norden zurückkommen konnten, verließen sie die Stadt Zürich und nahmen Abschied von Lavater, der ihnen auch einige Arbeiten abgekauft hatte. So wanderten sie über Ulm, Frankfurt, Magdeburg weiter nach Norden und gedachten in der Stadt Lübek längere Zeit zu bleiben, da es ihnen wohl gefallen hatte, als sie dort einige Tage bei ihrer Hinreise nach Italien verweilt hatten. Denn nach Kopenhagen wollte der ältere nicht wieder zurückkehren, weil er hätte gestehen müssen, daß er ohne die Unterstützung der Akademie nicht nach Rom gelangen könne; er wollte durchaus nichts mit der Akademie und den Professoren, die ihn verwiesen und seine Leistungen nicht hatten anerkennen wollen, zu schaffen haben; auch glaubte er ebenso gut in Lübek sich durch Porträtieren forthelfen zu können. Obwohl er nahe bei Schleswig war, so fiel es ihm auch nicht ein, in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo ihm seine Verwandten wenig nützen konnten. Er hoffte auch in Lübek mit seinem Bruder soviel verdienen zu können, daß er auf seine eigene Kosten noch einmal nach Rom gelangen werde."

„So trafen sie im Winter 1783 auf 1784 wieder in Lübek ein, lebten hier einige Jahre zusammen, bis der jüngere Friedrich sich nach Stralsund begab, sich daselbst etwas aufhielt und von da nach Stettin gieng, wo er noch ein paar Jahre ver-

---

1) Darnach können sie erst mit Anfang 1784 in Lübek eingetroffen sein. Fernow läßt sie schon im Herbst 1783 daselbst anlangen.

weilte. Jakob blieb allein im Lübek zurück, suchte aber in Porträtzeichnen nicht mehr Verdienst als zum mäßigen Unterhalt nötig war und verwandte seine übrige Zeit zum historischen Zeichnen und Studieren, um alle seine neuen Kenntnisse und Erfahrungen, die er in Italien gesammelt hatte, für seine Kunst nutzbar zu machen."

Mit dieser abenteuerlichen Fahrt, die ihm endlich, was er so lange zu sehen gewünscht hatte, große Werke der italienischen Malerei vor Augen gebracht hatte, waren Carstens' Lehrjahre beendet. Er hatte Giulio Romano gesehen und den großen und kraftvollen Stil seiner kühn erfundenen Werke seiner Einbildungskraft so fest eingeprägt, daß die Vorstellung derselben ihm immer lebendig blieb und nachher, wo er wieder jahrelang in Lübek von allen Kunstwerken geschieden lebte, ihm wie ein Leitstern vorleuchtete und ihn auf rechter Bahn erhielt. Auch er selbst betrachtete mit seiner Heimkehr nach der alten Hansastadt seine Lehrzeit als abgeschlossen und datierte von da an eine neue Periode seiner künstlerischen Entwickelung.

„Soll ich erzählen",

so schreibt er an Jürgensen,

„Soll ich erzählen, die Fahrt nach dem Lande des Südens?
wie ich den Fuß auf Italiens Boden gesetzet?
wie der Schimmel mich zog und den Freund und den Bruder?
wie wir heimwärts gewandert zu Fuß durch Städte und Dörfer?
Heute sehe ich wieder die Fluten des heimischen Meeres,
sehe die Türme ragen der wohlummaureten Feste;
eingeschlossen von düsterer, einsamer Kammer,
sehnt sich der Geist zurück nach jenen gesegneten Fluren,
wo die Kunst mir lachte in fremden Gestalten,
neu mich erfüllend mit wunderbarer Begeistrung.
War ich ein Lehrling gewesen, — werd' ich ein Meister!"

Carstens' Andenken in der Heimat.

Während der fünf Jahre, die Carstens in Lübek verweilte, ist ihm wohl nie der Gedanke gekommen, seine Vaterstadt wieder zu besuchen, geschweige dort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Sein Vetter Jürgensen, der ihm in all seinen Bedrängnissen, die auch in Lübek nicht ausblieben, seine hilfreiche Hand niemals versagte, hat ihn ebensowenig wie seine übrigen Verwandten je wieder gesehen. Seitdem er im Jahre 1788 nach Berlin übergesiedelt war, wurden auch die brieflichen Mitteilungen, die ihnen von seinem Streben genauere Kunde geben konnten, mehr und mehr seltener. Je weniger Jürgensen von ihm selber erfuhr, desto mehr war er bemüht, von seinem Bruder Friedrich Christian oder aus Journalen und Zeitschriften sich weitere Kenntnis von seinen Schicksalen zu verschaffen. Erst als Carstens das höchste Ziel seines Lebens, ein Reisestipendium nach Rom, erreicht hatte, unterließ er nicht seinem hilfreichen Freunde die frohe Botschaft mit den tröstenden Worten zu melden, falls Gott ihm Leben und Gesundheit schenken werde, so hoffe er nach seiner Zurückkunft aus Rom seine Vaterstadt, Bruder und Verwandte zu besuchen. Noch im Jahre 1792 veröffentlichte Jürgensen auf Grund seines Tagebuchs und brieflicher Mitteilungen in den schleswigschen Kunstbeiträgen jene kurze Biographie, die zuerst in den Herzogtümern den Namen des Künstlers bekannter machte. Seitdem verfolgten auch weitere Kreise mit größerem Interesse die

Laufbahn ihres Landsmanns; in den „Provinzialberichten" wurden die Angaben anderer Zeitschriften über seine Studien regelmäßig wiederholt; mit einem gewissen Stolze begann man auf den Mann zu schauen, der sich aus eigner Kraft vom Küfer bis zum Professor der Berliner Akademie und zum Historienmaler in Rom emporgearbeitet hatte.[1]

Immer hofften seine Verwandten, ihn noch einmal wieder als einen angesehenen und wohlhabenden Kunstmaler in Schleswig begrüßen zu können. Um das Jahr 1793, 1794 und 1796 kamen ihnen, soweit es sich verfolgen läßt, noch einzelne Botschaften aus Rom; allerlei Mitteilungen aus der Heimat giengen zurück: Jürgensen meldete ihm den Tod seiner Ehefrau im Jahre 1796, die ihm keine Kinder geschenkt hatte; von seinem Bruder Hans Hinrich erfuhr derselbe, daß er im Jahre 1797 die väterliche Mühle wieder erworben. Dann und wann empfieng auch Jürgensen „meisterhafte Zeichnungen als Denkmal seiner Liebe", wie es früher öfters geschehen war. Gegen Ende des Jahres 1797 kam die letzte Kunde von Rom: im Juli, um dieselbe Zeit, da er mit Anna Maria Elisabeth Götha seinen zweiten Ehebund schloß, las Jürgensen in den Blättern die Trauerpost, daß der Professor und Historienmaler Carstens am 25. Mai 1798 in Rom gestorben sei.

Seine Angehörigen in Schleswig traten zusammen, um über Mittel und Wege zu beraten, in den Besitz seines Nachlasses zu gelangen. Von Jürgensen entworfen, gieng ein Gesuch an das

---

1) Provinzialberichte: 1791. Heft 2, 325; 1792. Heft 3, 397; 1793. Heft 2, 187; 1795. Heft 5, 244, 250; 1798 Heft 7, 325. Die Provinzialberichte waren damals eine vielgelesene Zeitschrift, die einzige in den Herzogtümern, die auch von auswärts lebenden Künstlern und Gelehrten ihren Lesern regelmäßig genaue Nachricht gab.

Unterrichtsministerium in Kopenhagen, das Interesse der Familie wahrzunehmen. Aber der testamentarischen Bestimmung gegenüber, die Carstens wenige Tage vor seinem Tode zu Gunsten seines Freundes Fernow getroffen hatte, konnten die Schritte, welche das Unterrichtsministerium mittelst Schreibens vom 17. Nov. 1798 an den Altertumsforscher Zoëga unternommen hatte, von keinem Erfolge sein.

Es war am 20. September des Jahres 1819, als die Bewohner der Stadt Schleswig durch die Ankunft eines Fremden in lebhafte Erregung versetzt wurden. Sie hatten die unerwartete Freude, den berühmtesten Künstler seiner Zeit zu begrüßen und einen Tag in ihrer Mitte zu sehen: Bertel Thorvaldsen, der gekommen war, um die Vaterstadt seines verblichenen Freundes Carstens auf der Durchreise nach Kopenhagen zu besuchen. Von Hofbeamten des Landgrafen Karl und den Spitzen der Behörden, dem damaligen Amtmann und Dichter Schack-Staffeldt, festlich begrüßt, fuhr Thorvaldsen durch die Straßen der belebten Stadt; ein Festmahl wurde veranstaltet, bei dem Schack-Staffeldt dem Künstler die Huldigung der Versammelten aussprach.

Mancher der Anwesenden mochte mit einiger Verwunderung bemerken, daß Thorvaldsen wiederholt mit sichtlicher Freude an einen alten einfachen Mann herantrat und sich eifrig mit ihm unterhielt. Es war Jens Christian Jürgensen, der Mechanikus, der Vetter unseres Carstens, den der Künstler gleich bei seiner Ankunft in seinem Hause auf dem Herrenstall besucht hatte, um ihn als nahen Verwandten und väterlichen Unterstützer seines Freundes zu begrüßen. Er freute sich, bei dem alten Manne so

viel echten, wahren Kunstsinn zu finden, und ließ sich von ihm aus vergangenen Tagen erzählen. Als Jürgensen ihm nun seine Kunstschätze zeigte und auch eine Reihe von Zeichnungen vorwies, die der Künstler ihm früher geschenkt, und Thorvaldsen einige darunter fand, die er einst in Rom bewundert hatte, wurde er in Erinnerung jener Zeiten von inniger Rührung ergriffen und legte ihm dringend ans Herz, sie als den Schatz seiner Familie zu hüten und zu wahren. Tiefbewegt sprach Jürgensen die Bitte aus, ihm diejenigen, welche besonderes Interesse für ihn hätten, zum Andenken überreichen zu dürfen.[1]

Er führte ihn dann durch die Stadt nach all den Orten, die durch Carstens' Jugendleben geweiht waren, nach der Galberger Graupenmühle, in den Dom zu Juriaen Ovens' Gemälden, an den Brüggemannschen Altar und zeichnete später getreulich auf, was ihm in Thorvaldsens Äußerungen bemerkenswert erschien. Das Urteil, welches er über Brüggemanns Werk fällte, war für Jürgensen, der eine ausführliche Beschreibung desselben entworfen hatte, mehr als anderes von besonderem Interesse. Der Künstler rühmte, wie er erzählt,[1] nicht allein den Stil und die Zeichnung, sondern auch die große Geschicklichkeit des Meisters, der so undankbares Material als Eichenholz zu bearbeiten und mit so außerordentlicher Sicherheit den Meißel zu führen verstanden habe, daß bei den Mienen der Gesichter weder Feile noch andere Werkzeuge gebraucht seien. Mit der ihm eignen Beschei-

1) Wir wissen leider nicht bestimmt, was Thorvaldsen darauf geantwortet; doch scheinen einige Zeichnungen, die später in seinem Besitze waren, erst damals von ihm erworben zu sein. Vergl. unten das Verzeichnis der Carstensschen Zeichnungen unter Nr. 16.

1) Nicolaus Helduaders Chronik der Stadt Schleswig, fortgeführt von Joh. Chr. Jürgensen (Schleswig 1822) p. 112.

denheit äußerte er, daß man seinem Urteile trauen möge, da er auch lange in Holz gearbeitet und erfahren habe, was dazu gehöre, ein solches Werk wie dieses auszuführen; er habe noch nie ein Werk gesehen, das diesem Altar an die Seite gestellt werden könne, und wünsche, daß es mit Vorsicht erhalten werden möge.

Der Besuch Thorvaldsens war ein Sonnenblick in dem Leben des alten Mannes. Die Erinnerung an diesen und an seinen abgeschiedenen Vetter bildete in seinen letzten Jahren für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Freude und Erhebung. Bis an die Pforten des Todes, sagt einer seiner vertrautesten Freunde, nährte, stärkte und erheiterte er seinen Geist mit dem Hohen und Edlen, das in dieser Welt die Kunst hauptsächlich nur zum Genusse darreicht. Wie er bisher jeden Tag seit funfzig Jahren alles, was er für die Kunst gedacht und gethan, seinen Tagebüchern anvertraut hatte, so nützte er auch noch seine letzten Stunden aus, ohne zu ahnen, daß es die letzten sein würden. Am 8. November 1823 schied er in einem Alter von 79 Jahren dahin, und mit ihm wurde auch alles zu Grabe getragen, was in der Stadt Schleswig die Erinnerung an ihren berühmtesten Sohn festhalten konnte.[1]

Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Bestimmung getroffen, daß die Carstensschen Zeichnungen in seiner Familie aufbewahrt werden möchten. Doch sollte sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen. Seine beiden erwachsenen Söhne aus zweiter Ehe, talentvoll, aber genußsüchtig und arbeitsscheu, außerstande ihre betagte Mutter zu ernähren, richteten sich durch Trunksucht zu

1) Vergleiche: Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzialberichte vom Jahre 1824. Heft 3 p. 81 ff., wo eine kurze Biographie Jürgensens von einem seiner Freunde veröffentlicht ist, die noch heute lesenswert erscheint.

Grunde. Der ältere Johann Christian, Mechanikus wie sein Vater, starb unverheiratet im Jahre 1835; der andere, Anton Christian Gabriel mit Namen, ein gelernter Stuhlmacher, endete nach einem liederlichen Leben 1849 im Armenhause im Friedrichsberg; die Mutter schied erst im April 1851 in gleicher Dürftigkeit dahin.[1]

Nachdem Jürgensen bereits bei seinen Lebzeiten einzelne Zeichnungen von geringerem Werte an gute Freunde verschenkt hatte, wurden die übrigen, die er seinen Erben hinterlassen hatte, von seinem Sohne Anton im Lauf der vierziger Jahre verschleudert. Die meisten erwarb von ihm der spätere Kapitän v. Kaffka, der vor dem Ausbruch der schleswig-holsteinischen Erhebung mehrere Jahre in Schleswig in Garnison stand; andere, deren Darstellungen wir nur zum teil kennen, sind noch heute verschollen. Unseres Wissens wird keine einzige Zeichnung von Carstens' Hand, außer der jüngst entdeckten, „Eros und Aphrodite" (vergl. p. 214), in den Herzogtümern aufbewahrt; was man wohl sonst dafür erklärt hat, gehört nicht ihm, sondern seinem Bruder Friedrich Christian oder den Gebrüdern Ipsen an.

Sucht man nach den Gründen, warum kein einheimischer Kunstfreund, insbesondere in Schleswig, wo es in zahlreichen Beamtenfamilien nicht an Interesse für die Kunst fehlte, die Carstensschen Zeichnungen, so lange es noch Zeit war, zu sammeln gesucht hat, so liegt dies zunächst an der anspruchslosen

1) Anton Christian Jürgensen hinterließ eine Tochter Wernerine, die sich nach dem Tode des Vaters mit einem dänischen Soldaten, dem späteren Arbeitsmann Smidt, verheiratete. Sie starb erst 1874. Nachforschungen bei ihren Nachkommen nach dem Verbleib des Jürgensenschen handschriftlichen Nachlasses haben zu dem wahrscheinlichen Ergebnis geführt, daß derselbe als Makulatur verkauft ist. (Nach dem Kirchenbuch der Friedrichsberger Gemeinde.)

Erscheinung seiner Werke, deren Gestalten nur durch die einfachsten Darstellungsmittel, Kreide, Silberstift, Rötel, Sepia, höchstens Temperafarbe, zu uns sprechen. Seine Bedeutung wurde hier ebensowenig wie im übrigen Deutschland erkannt, wo noch lange nach seinem Tode das Zopftum ein fröhliches Leben führte und auch den besseren Teil des Volkes unter seinem Einflusse hielt. In den Herzogtümern kam noch hinzu, daß seit dem Jahre 1830 die politischen Ereignisse alles Interesse in Anspruch nahmen und selbst den Namen des Künstlers vollständig in Vergessenheit geraten ließen. Wie die Entdeckung seines Grabes in Rom vor ungefähr zwanzig Jahren im übrigen Deutschland den Anstoß zu einer litterarischen Bewegung gab, die fast der Wiedererweckung eines Vergessenen glich, so wurde mit dem Künstlerfeste im Jahre 1865 und mit der Einweihung eines Denkmals an seinem Geburtsorte auch erst in seiner Vaterstadt wieder sein Gedächtnis erneuert.

Verzeichnis der Carstensschen Zeichnungen,

die im Besitze Jürgensens waren.

1.

1776. Eine auf einer viereckigen Holzplatte in Öl gemalte Darstellung eines sitzenden Mannes, der sein Bedürfnis erfüllt; auf der umgekehrten Seite bezeichnet mit: Asmus Jacobus Carstens fecit 1776.

Ein Neffe des Malers, Sohn seines Bruders Hans Hinrich, namens Johann Christian Carstens, der als Zimmermeister auf dem sogenannten Ochsenkopf am Friedrichsberg wohnte, hatte Anton Jürgensen lange bei sich im Hause und von ihm dies „Holzbild" zum Geschenk erhalten. Dasselbe ist wahrscheinlich mit der Familie desselben im Anfange der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts nach Amerika gewandert.

2.

1776. Der Drususbogen und

3.

1776. das Forum in Rom; zwei Aquarelle, jetzt im Besitze des Malers und Professors Jensen in Kopenhagen, der sie von Kapitän v. Kaffka erwarb. Dieselben können nur in Schleswig während seiner Anwesenheit in Jürgensens Hause von Carstens nach Vorlagen gemacht sein. Vergl. oben p. 137; Riegel bei Fernow p. 346. Beide Blätter sind von dem Kapitän v. Kaffka nicht von Jürgensens Sohne erworben, sondern von dem Schlossermeister Lau im Friedrichsberg, wie derselbe uns mitgeteilt. Lau hatte dieselben in einer Auktion des Schlossers und Wirtes Lackmann erstanden. Der letztere wird sie von Jürgensen früher zum Geschenke erhalten haben. Vergl. unten Nr. 10.

4.

1777. Carstens' Selbstbildnis im Schäferhut und Lockenhaar, die Flöte an die Lippen setzend; Kniestück in Silberstift auf Pergament mit der Bezeichnung: A. J. Carstens. 1777. Im Besitze des Kapitän v. Kaffka. Vergl. oben p. 137, 156; Riegel bei Fernow p. 346.

5.

1778—79. „Ein Adler mit einer Schildkröte über einem Greis schwebend." Ohne Frage ist damit der „Tod des Aeschylus" gemeint, von dem oben p. 163 gesprochen ist. Die Zeichnung ist verschollen.

6.

1784—88. Eros und Aphrodite; Zeichnung in Rotstift mit der Bezeichnung: A. J. Carstens. 14½ cm. hoch, 9 cm. breit. — Aphrodite ist in raschem Dahinschreiten begriffen, mit freundlich lächelndem Gesichtsausdruck; sie hält mit der rechten Hand eine Schale empor, während ihr geflügelter Sohn, Eros, ein nackter Knabe, sich anschmiegend, sie mit beiden Armen festzuhalten sucht und sehnsüchtig verlangend zu der Schale emporblickt. Der Faltenwurf ihres Gewandes ist ganz ähnlich dem einer Muse im „Parnaß" auf der äußersten Linken des Reigentanzes (Müller-Riegel 2, 20); nur die eine Brust und das rechte Bein bis zum Knie unverhüllt; das Haar ist nicht hinten aufgebunden, sondern wallt frei über die Schulter hinab. Beide Figuren sind en face dargestellt. Das Gegenstück davon, wie Dionysius den Eros aus einer Schale trinken läßt (Müller-Riegel 1, 24), stammt aus dem Jahre 1790 resp. 1795. Doch macht die obige Zeichnung den Eindruck, daß sie noch seiner Lübeker Zeit angehöre. — Dieselbe war früher im Besitze des Hofjuweliers Neupert († 1832) in Schleswig, der sie von Jürgensen zum Geschenk erhalten hatte. Dessen Sohn, Herr Zahnarzt F. H. Neupert, hat sie mir vor kurzem freundlichst überlassen, wofür ich ihm hier noch meinen besten Dank sage. Nach Angaben desselben besaß sein verstorbener Vater noch einen „kleinen Kopf", der von Carstens herrühren sollte, jedoch dessen Namensunterschrift nicht enthielt.

7.

1784—88. Betende Familie von vier Figuren in Sepia; im Besitze v. Kafflas. Da das Blatt ganz unzweifelhaft zu Jürgensens Sammlung gehörte, so kann die Echtheit nicht bestritten werden. Riegel bei Fernow p. 351.

8.

1784—88. Bacchuskopf nach einer Antike, in Sepia ausgeführt; im Besitze v. Kafflas. Möglicherweise gehört diese Zeichnung noch seiner Kopenhagener Zeit an. Riegel bei Fernow p. 351.

9.

1788. Der Morgen, dargestellt durch den aufsteigenden Helios mit anderen mythologischen Figuren; Bleistiftzeichnung auf Pergament mit der Bezeichnung: Jacobus Carstens ex Chersonesus Cimbrico invenit 1788. Der

jetzige Besitzer, Lieutenant Grünwaldt in Kopenhagen, erhielt sie von Professor Jensen daselbst. Wie die Zeichnung von Schleswig nach Kopenhagen gelangt ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Riegel bei Fernow p. 349.

10.

1788. Dieselbe Darstellung mit der Bezeichnung: A. J. Carstens 1793, im Besitze v. Kafflas. Die falsche Jahreszahl kann, wie Nr. 9 zeigt, erst hinzugefügt sein, als sie Jürgensen aus der Hand gegeben. Kaffka will nach Riegels Angaben die Zeichnung nicht von Jürgensens Sohne erhalten haben; ist dies der Fall, so hat Jürgensen sie schon bei seinen Lebzeiten an einen Freund in Schleswig verschenkt; vielleicht an den Schlössermeister Lau im Friedrichsberg oder an den Schlösser und Wirt Lackmann. Vergl. oben die Bemerkung bei Nr. 2 und 3. Riegel bei Fernow p. 351.

11.

1788. Friedrich der Große, von Zieten und vier Reitern begleitet, wird von einem Bauer mit der Laterne durch den Wald geführt. Nachtstück in Sepia mit der Bez.: Jacobus ex Chersonesus fec. 1788. Im Besitze v. Kafflas. Riegel bei Fernow p. 352. Die Darstellung nimmt unzweifelhaft Bezug auf ein bekanntes Ereignis im Leben Friedrichs des Großen vom 6. Oktober 1761, wo er nach dem Verluste von Schweidnitz auf Strehlen marschierte, und stammt sicher aus Carstens' Berliner Zeit. Vergl. Sach: Charakterspiegel in Sage und Geschichte p. 426.

12.

1788. Aktzeichnung in schwarzer Kreide auf der Rückseite des letzten Blattes: sitzende männliche Figur, die mit beiden gefaltenen Händen das linke, in die Höhe gezogene Bein umfaßt. Im Besitze v. Kafflas. Riegel bei Fernow p. 352.

13.

?1794. Die vier Alter des menschlichen Lebens, Knabe, Jungfrau, Mann und Greis, in einer Gruppe ruhend, zu deren Seiten rechts ein geflügelter Jüngling mit einem Stabe, links eine geflügelte Jungfrau mit einem emporgehaltenen Buche sitzen. Zeichnung in farbigen Kreiden, bezeichnet mit seiner gewöhnlichen lateinischen Unterschrift und der Jahreszahl 1794. Im Besitze v. Kafflas. Riegel bei Fernow p. 349. Vergleiche die folgenden Nr. 14 und 15.

14.

?1794. Die männliche Hauptfigur des letzteren in schwarzer Kreide; im Besitze v. Kafflas. Riegel bei Fernow p. 349.

15.

?1794. Hyon und Scherasmin nach Wielands Oberon. Sepiazeichnung; gestochen von Fr. Carstens. Im Besitze v. Kafflas. Mit Carstens' gewöhnlicher lateinischer Bezeichnung und der Jahreszahl 1794.

Nr. 13, 14. 15 werden von Riegel aus inneren Gründen ebenso wie Nr. 9 schon in die Lübeker Zeit verlegt; er hält es für undenkbar, daß Carstens allegorische Darstellungen, wie die „vier Alter des menschlichen Lebens", in Rom gemacht haben könne; in der That scheint die von Fernow beglaubigte Überlieferung, daß die „vier Alter des menschlichen Lebens nach der Musik der Zeit tanzend" in anderer Auffassung desselben Gedankens schon in Lübek entstanden sind, für seine Ansicht zu sprechen. Auffallend bleibt dabei, daß Jürgensen jene Zeichnungen und wahrscheinlich noch einige andere Thorvaldsen gegenüber als aus Rom herrührend bezeichnen und daß Thorvaldsen sie schon aus seiner römischen Zeit kennen konnte. Falls Jürgensen die Jahreszahl hinzugefügt haben sollte, so kann sie nichts anderes als die Zeit bedeuten, wo er sie von Carstens selbst oder vielleicht von dessen Bruder Friedrich Christian zugesandt erhielt.

16.

?1796. Dionysos verwandelt die tyrrhenischen Seeräuber in Delphine. Federumriß mit der Bez.: Asmus Carstens fec. Romae. Im Besitze des Lieutenants Grünwaldt in Kopenhagen. Riegel bei Fernow p. 382. Daß die Unterschrift, sowie sie angegeben ist, „Asmus Carstens", nicht von dem Künstler selbst, noch auch von Jürgensen herrühren kann, haben wir schon oben p. 18, 19 nachgewiesen.

Es wird uns glaubhaft versichert, daß Jürgensen diese Zeichnung einst besessen habe. In diesem Falle gehört sie zu denjenigen, die er Thorvaldsen im Jahre 1819 zum Geschenke anbot. Da derselbe alle bedeutenderen Zeichnungen von Carstens, deren er habhaft werden konnte, zu erwerben strebte, so könnte auch noch eine oder die andere der neun Originalzeichnungen die im Thorvaldsen-Museum aufbewahrt werden, von Jürgensen herstammen. Was Thiele in „Thorvaldsen og hans værker" über Kopierung und Erwerbung von Carstensschen Werken an verschiedenen Stellen anmerkt, scheint einer solchen Annahme nicht zu widersprechen.

Außer den aufgeführten Zeichnungen besaß Jürgensen eine große Zahl von Nachbildungen und Porträten, die Carstens während seiner Lehrzeit in Eckernförde und seines Aufenthalts in Schleswig entworfen hatte. Dieselben sind jetzt spurlos verschollen. Wenn irgendwo, wird eine genaue Nachforschung in Eckernförde bei den älteren Bürgerfamilien noch Porträte in Rötel von Carstens' Hand entdecken können. Für uns hat freilich eine Umfrage kein Resultat ergeben.

Oden und Elegien

von

Asmus Jakob Carstens.

Carstens' poetische Versuche werden von Fernow zuerst bei der Darstellung seines Lübeker Aufenthalts erwähnt, wo er oft mit schweren Bedrängnissen zu kämpfen hatte. „Mangel an Nahrung seines Kunsttriebes," sagte er, „brachte ihn dazu, daß er sich damals oft mit Dingen beschäftigte, die außerhalb seiner Sphäre lagen und zu denen er keine Anlage hatte. So trieb er Poesie, machte Oden, Dithyramben, Trauerspiele, Epigramme, Satiren, Skaldengesänge u. a. m., die aber meistens (so charakterisiert Fernow sie mit Recht) Wiederklänge der Erinnerung aus Pindar, Klopstock, Sophokles, Stolberg, Gerstenberg u. a. waren. Es fehlte darin nicht an mancher eigenen Idee, aber die Sprache wollte ihm nicht gehorchen." Bei Riegel-Fernow p. 208 wird erzählt, daß er selbst noch in Berlin, wo Genelli ihn einem elenden und zerfahrenen Leben entrissen, sich mit ähnlichen Dingen beschäftigt habe. Wie das Studium des Lairesse schon nach Eckernförde und die Lektüre von Übersetzungen griechischer und römischer Dichter schon in seine schleswigsche Zeit verlegt werden mußten, so würden wir auf Grund seiner künstlerischen Erzeugnisse den Beginn seiner poetischen Versuche schon in eine frühere Zeit, nach Kopenhagen, zurückdatieren können, auch wenn kein weiterer direkter Beweis zu führen wäre.

Obwohl Fernow auffallenderweise von gedruckten Gedichten seines Freundes keine Kenntnis gehabt zu haben scheint, so hatte sich doch schon bei seinen Lebzeiten eine unsichere Kunde verbreitet, daß er unter dem Namen Jakob „Idyllen" herausgegeben habe.

B. Kordes in seinem „Lexikon der jetztlebenden Schleswig-Holsteinischen und Eutinischen Schriftsteller (Schleswig 1797)" merkt auf Seite 517 nachträglich unter dem Namen Asmus Jakob Carstens an: „Wegen: Idyllen (unter dem Namen Jakob) Schwerin 17 . . hätte er auch schon S. 53 aufgeführt werden müssen, welches unterblieb, da man durch „Neuestes gelehrtes Berlin" auf ihn als Schriftsteller nicht aufmerksam gemacht war." Riegel erwähnt (p. 204), ihm sei von Herrn v. Alten in Oldenburg die Mitteilung geworden, daß bei Bärensprung in Schwerin unter dem Titel „Idyllen von Jakob" Gedichte von Carstens erschienen seien. Da dabei keine weitere Quelle angeführt wird, auf welche die Nachricht sich stützt, so können wir nur vermuten, daß sie aus Kordes' Lexikon geflossen sein mag. Die sorgfältigsten Nachforschungen in den Bibliotheken zu Schwerin und Rostock haben indes zu keinem Resultate geführt. Die Beziehungen, welche Carstens zu dem Mecklenburger Busch hatte, lassen es trotzdem möglich erscheinen, daß er mit einer Buchhandlung in Schwerin auf dessen Empfehlung in Verbindung gekommen sei; aber auch wenn das der Fall gewesen wäre, so müßte es doch vor Ostern 1783 geschehen sein, da damals Busch mit Carstens die bekannte Fahrt nach Italien antrat. Unter diesen Umständen bleibt es sehr wahrscheinlich, daß die obigen Angaben auf Verwechselung mit den schon in Kopenhagen gedruckten Gedichten beruhen, die wir mitzuteilen imstande sind.

Unter dem handschriftlichen Nachlaß Jürgensens, von dem leider nur ein kleiner Teil erhalten ist, fanden sich auch Gedichte vor, die den Künstler zum Verfasser haben. Es sind gleichzeitige Abschriften, in denen bei einigen (Nr. 1, 2, 11, 12) die bei Carstens nicht auffallenden zahlreichen Inkorrektheiten verbessert erscheinen. Bei den übrigen, acht an der Zahl, die mit allen

Fehlern als genau nach der Handschrift des Dichters abgeschrieben bezeichnet werden, findet sich bemerkt, daß dieselben auch unter dem Titel „Oden und Elegien von Jakob" in Kopenhagen im Jahre 1783 gedruckt seien. Eine Notiz in dem „Lexikon der Schleswig-Holsteinischen-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866 von Dr. E. Alberti (Kiel 1867)": „Oden und Elegien v. Jakob. Kopenhagen, P. Horrebow. 1783. 8. 24 S." schien diese Angabe zu bestätigen. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die Schrift, wenn überhaupt vorhanden, auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen, wohin zu jener Zeit ein Exemplar jeder Drucksache abgegeben werden mußte, zu finden sein werde. Aber alle Nachforschungen, die der Herr Oberbibliothekar Justizrat Bruun auf Ersuchen des Verfassers mit großer Zuvorkommenheit vornehmen ließ, ergaben kein günstiges Resultat. Erst eine Mitteilung des Herrn Dr. Alberti, daß seine Notiz wahrscheinlich aus den Schröderschen Aufzeichnungen stamme, die ihm bei Herausgabe seines Werkes vorgelegen, brachte den Verfasser auf die richtige Vermutung, daß ein Exemplar der „Oden und Elegien von Jakob" mit einem Teil der Schröderschen Bibliothek in die Hamburger Stadtbibliothek gelangt sei.

Das Hamburger Exemplar, welches dem Verfasser bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde, enthält unter dem bei Alberti angegebenen Titel, ganz wie Jürgensen es bemerkt hat, acht Gedichte (Nr. 3 bis Nr. 10). Von einigen Druckfehlern abgesehen, stimmt der Druck mit der Handschrift genau überein; doch sind die Gedichte Nr. 3, 4, 7, 8, 9 wie Prosa gedruckt, während sie handschriftlich nach Carstens' Manuskript in Versreihen eingeteilt sind. Um dem Leser eine deutliche Anschauung zu geben, wie weit damals Carstens' Kenntnisse des Hochdeut-

schen nach einem eifrigen Studium der neueren Dichter reichten, haben wir einen genauen Abdruck der Gedichte mit allen Inkorrektheiten der Sprache und der Interpunktion für angemessen erachtet.

Da Carstens schon kurz nach Ostern 1783 Kopenhagen verließ, so kann er die Gedichte (Nr. 3 bis 10) nur entweder Ende 1782 oder wahrscheinlicher erst im Anfang des Jahres 1783 an Horrebow zum Druck gegeben haben. Die Entstehungszeit keines derselben reicht wohl über das Jahr 1779 zurück. Die vier übrigen, an Jürgensen gerichteten und nur handschriftlich überlieferten poetischen Episteln nehmen auch schon durch die hexametrischen Rhythmen eine selbständigere Stellung ein; die beiden ersten (Nr. 1 und 2) fallen schon ins Jahr 1777, Nr. 11 in den Anfang des Jahres 1783, Nr. 12 in den Winter 1783 auf 84.

Nr. 1 ist eine poetische Epistel an seinen Vetter Jürgensen, worin der Dichter den Besuch des Doms in Schleswig, das bedeutendste Ereignis seiner Jugendzeit, darstellt und seine Empfindungen beim Anschauen der Ovensschen Gemälde im Schlosse Gottorp schildert. Da er am Schlusse auf sein Flötenspiel Bezug nimmt, so wird die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß er die Epistel zugleich mit dem bekannten Selbstporträt, worin er sich auf der Flöte blasend darstellt, im Jahre 1777 an Jürgensen gesandt habe. Vergleiche zum Verständnis des Gedichtes, was wir oben p. 139 ff. bemerkt haben.

Nr. 2, „Lustgefilde“, gleichfalls an Jürgensen gerichtet, enthält eine Beschreibung des Lustgartens Neuwerk hinter dem Schlosse Gottorp, der Amalienburg und der darin vorhandenen Ovensschen Gemälde. Wenn ihn „heute die Gestalten der Götter und Helden in hoher Vollendung umgeben,“ so kann damit nur der Antikensaal in der Kopenhagener Akademie gemeint sein; somit

würde das Gedicht am wahrscheinlichsten gleichfalls ins Jahr 1777 zu setzen sein. Übrigens enthält dasselbe am Eingange starke Anklänge an eine Klopstocksche Ode. Zur Erklärung des Inhalts vergl. oben p. 148 ff.

Nr. 3. „Friedrich der Dritte" bildet das erste Gedicht in der bei Horrebow erschienenen Sammlung. Es behandelt den Kriegszug Karl Gustavs von Schweden gegen Kopenhagen, die Gesandtschaft des Königs Friedrich III. von Dänemark, den Friedensbruch der Schweden, die Botschaft Karl Gustavs, die mutige Haltung der Kopenhagener Bürgerschaft und vor allen des Königs während der Belagerung vom 11. August 1658 bis zu der berühmten Sturmnacht vom 10. auf den 11. Februar 1659. Es ist ein Produkt seiner Studien der dänischen Geschichte, wahrscheinlich durch die Betrachtung der Abildgaardschen Gemälde im Jahre 1780 hervorgerufen. Die loyale Gesinnung gegen Dynastie und Reich, wie sie in diesem Gedichte hervortritt, findet aus dem, was wir p. 184 ff. bemerkt haben, ihre Erklärung. Entnommen hat er den Stoff wahrscheinlich aus Ove Malling: Store og gode Handlinger af Danske, Norske og Holstenere. Kjøbenhavn 1777 p. 48 ff. Eine ausführliche Darstellung des Ereignisses findet sich in Holbergs dänischer Historie 3, 363 ff., die ihm auch bekannt gewesen sein mag. Vergl. p. 191.

Nr. 4. „Meine Vaterstadt" besingt seine Heimatsstadt Schleswig und ihren größten vaterländischen Helden, den Herzog Knud Laward, den Bekämpfer des Wendenkönigs Heinrich. Die Schicksale desselben, seine Ermordung im Ringsteder Walde auf Seeland durch seinen Vetter Magnus im Jahre 1131 und die sich daran knüpfenden Ereignisse, die Ermordung des Königs Niels in den Mauern der Stadt Schleswig durch die Brüder der Knudsgilde, leben auch noch heute in der Erinnerung der

Schleswiger fort. Für Carstens war Christiani: „Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein“ 1, 255 ff., der nach Saxo Gramm. lib. 13 p. 623 ff. berichtet, die Hauptquelle. Die Erzählung, welche wir zur Erklärung des um dieselbe Zeit wie das vorige entstandenen Gedichtes hinzufügen, lautet bei Christiani folgendermaßen:

„Kaum hatte Knud Laward (1115) die Herzogswürde von Südjütland oder Schleswig erhalten, als er seinem Vetter Heinrich, dem Fürsten der Wenden in Wagrien und Mecklenburg, unter der Bedingung Frieden antrug, daß er für seine Plünderungszüge nördlich von der Eider Ersatz leiste. Er folgte aber den Gesandten unverzüglich mit einer Anzahl Kriegsvölker; denn er schien es zu erwarten, daß Heinrich den angetragenen Vergleich verwerfen werde. Seine Erwartung traf ein. Heinrich wollte von keinem Frieden hören, bevor ihm nicht die Güter seiner Mutter ausgeliefert wären. Knud ließ ihm also den Krieg feierlich ankündigen. Heinrich verachtete anfangs seinen Gegner und nannte ihn ein junges unbändiges Roß, dem man Zaum und Gebiß anlegen müsse. Aber Knud ließ ihn seine Spottreden bald bereuen, ließ ihn nicht den hitzigen unversuchten Jüngling, sondern den geübten Streiter bald gewahr werden. Er brach zur Nachtzeit auf und überraschte seinen Feind in seiner Verschanzung, wie man meinte, in der Jürgensburg, welche die Slaven auf der sogenannten Möweninsel in der Schlei nahe vor Schleswig errichtet haben sollten. Der Überfall war so plötzlich, daß Heinrich es nicht wagte sich zu verteidigen, sondern zu Pferde durch die Schlei setzte und dem Sieger entfloh. Nun vergalt dieser dem Fliehenden seinen Spott, da er ihn fragte, ob er auch naß geworden? und ihm zurief, er sei jetzt gekommen Zaum und Gebiß aus seinen Händen anzunehmen. Er verfolgte seinen Sieg, trieb die Feinde

aus dem ganzen Herzogtum und verheerte einen großen Teil des wendischen Landes."

Nr. 5. „An Bacchus." Das Gedicht ist nach dem Muster von Klopstocks Oden und Gerstenbergs Liedern in einem den antiken Strophen nachgebildeten freien Metrum entworfen; doch hat er dasselbe in den vier Strophen nicht gleichmäßig durchzuführen verstanden. Obwohl das Thema, welches er darin behandelt, bei den Dichtern jener Zeit gewöhnlich ist, so kann man doch Carstens gegenüber nicht ganz vergessen, daß er als Küferlehrling fünf Jahre lang den „Bacchus" gründlich kennen gelernt. In seinen übrigen Gedichten mit ihrem klagenden, die Vergänglichkeit alles Irdischen sattsam betonenden Inhalt kehrt der Gedanke an den Sorgenbrecher nur einmal wieder.

Nr. 6. „Die Vergänglichkeit." Die trübe Stimmung, die durch das ganze Gedicht geht, wird im Gegensatz zu Nr. 7, 8, 9 am Schluß durch einen Hinweis auf die „Frühlingsblüten seiner Tage" in etwas gehoben.

Nr. 7. „Friedrich von Wörger." Elegie über den Tod seines Freundes, des Arztes Friedrich von Wörger aus Kiel, der, wahrscheinlich der Sohn eines früheren Offiziers, in den Jahren 1779 und 1780 der Kopenhagener chirurgischen Societät angehörte. Zwei kleine Schriften von ihm haben folgende Titel: „Heilungsgeschichte einer Hodengeschwulst, welche unter Herrn Callisens Vorsitz in der Kopenhagener chirurgischen Societät Friedrich Wörger aus Kiel, ord. Mitglied der Gesellschaft, d. 20. Oktober 1779 vertheidigen wird. Kopenhagen gedruckt bey Johann Rudolph Thiele." „Heilungsgeschichte eines gallichten Fiebers, welche unter Callisens Vorsitz in der Kopenhagener chirurgischen Societät Friedrich Wörger aus Kiel den 13. Dezember 1780 vertheidigen wird. Kopenhagen 1780." Nach

Carstens' Angaben war er auf einem dänischen Kriegsschiff erster Arzt gewesen und machte mit demselben eine Reise nach den nördlichen Meeren (wohl nach Island). Er starb im Jahre 1782. Die Krankheit, von der er Carstens heilte, wird in die Jahre 1780 und 1781 fallen. Die obengenannte zweite Schrift enthält nicht, wie man leicht vermuten könnte, die Krankheitsgeschichte unseres Künstlers. Über die Persönlichkeit Wörgers hat sich im übrigen nichts weiter feststellen lassen. Vergl. p. 183.

Nr. 8. „Elegie" auf den Tod seiner einzigen Schwester Anna Katharina Carstens, die, am 6. Mai 1760 geboren, während seiner Anwesenheit in Eckernförde im Hause des Vormundes Jakob Mohr am 13. Nov. 1775 zu Schleswig starb. Vergl. p. 117. Der trüben Stimmung nach zu urteilen, die das ganze Gedicht durchzieht, dürfte die Abfassungszeit in die Jahre 1780 bis 1782 fallen.

Nr. 9. „Ingeborg." Klagegesang der Ingeborg, der Gemahlin des im Ringsteder Walde auf Seeland am 7. Jan. 1131 von seinem Vetter Magnus schmählich ermordeten Knud Laward. Sie war die Tochter des Fürsten Mstislav Wladimirowitsch von Nowgorod und seit 1125 mit dem Herzoge vermählt. Ihr Sohn, den sie kurz nach dem Tode ihres Gemahls gebar, war Wladimir, den die Dänen Waldemar (I.) nannten. Der Dichter denkt sie sich an der Schlei und in den Schleswig umgebenden Waldungen ihre Klagelieder singen. Die Abfassung wird mit der von Nr. 3 und 4 gleichzeitig sein.

Nr. 10. „Der Schrittschuhläufer." ist eine ziemlich verunglückte Nachahmung des bekannten Klopstockschen „Eislaufs", in der Ausgabe der Klopstockschen Oden von Dünzer Nr. 47. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß Carstens sich auch in Kopenhagen wie früher in Schleswig diesem Vergnügen hingegeben

habe. Das Gedicht gibt für die Zeit der Abfassung keinen Anhalt; doch wird es, wenn man aus der Reihenfolge der Gedichte etwas schließen darf, nicht vor 1779 fallen.

Nr. 11. Eine Epistel an Jürgensen, worin er demselben seine nah bevorstehende Abreise nach Italien anzeigt und von ihm Abschied nimmt; verfaßt im Frühling des Jahres 1783 und vielleicht nicht ganz vollständig erhalten. Vergl. p. 196.

Nr. 12. Eine Epistel an Jürgensen, wohl nicht vollständig erhalten, im Winter des Jahres 1783 oder Anfang 1784 in Lübek verfaßt. Der Eingang scheint darauf hinzudeuten, daß er von Jürgensen Unterstützungen in seiner bedrängten Lage erhalten hatte. Vergl. p. 205.

I. Eine poetische Epistel an Jürgensen in Schleswig.

Aus Kopenhagens statlichen Mauren sendet dankbaren Herzens
seinem Freunde der Freund den Gruß in die Heimath zurück.

Wer war es, der mein noch gedachte,
welcher mit väterlichen Armen mich aufnahm,
als ich, aus der Kaufmannschaft Banden entronnen,
eilte zurück in der Heimath fremd gewordene Stadt.

O Schleswig, wo meine Lieben begraben,
wo der Vater, kaum gekannt,
wo die Mutter, die Schwester ins Grab sank,
wer nahm des Verlassnen und Verwaisten sich an,
welchen das Schicksal mit eisernen Banden fesselte?

O Dom, ich schaue dich noch, wo des Knaben schüchterner Geist
im Gebet zu den Werken des Meisters emporblickte!
Welch ein Sehnen, welch ein Hoffen erfüllte dort
meinen fühlbaren Geist!
Aber wer war es, der mich zu höheren Bahnen lenkte?
zu dir, o Vetter, kehrt aus Kopenhagens ummaureten Burgen
mein dankbares Herz mit frohem Gruße zurück.

Noch gedenk' ich die Stunde, da du mich über die hohe Brücke geleitet
und mein zagender Fuß die fürstlichen Stufen betreten.
Es eröffnete sich der Saal mit den Werken des Meisters meinem staunenden Blick.

Rings von den Wänden schauten auf mich die Gestalten der Fürsten,
groß wie im Leben. Liebliche Bilder der Frauen
blickten herab und schienen zu grüßen.
Wundersame Figuren, in Gruppen zertheilet,
wollten zum Tanze beginnen und wollten uns laden.

O Christian, Dänemarks König, vor deinem Bilde steh' ich noch heute,
wenn die Gedanken zurück in die Vaterstadt schweifen,
bewundernd still und gedenke die Stunde,
da du mich erfülltest mit neuen Gedanken erhabener Kunst.

Auch den Löwen seh' ich noch und den Helden,
der mit gewaltiger Faust den entsprungenen zähmte,
auch die goldene Rose, welche der Papst dem Könige schenkte,
Hamburger, Dithmarscher seh' ich im Bilde sich neigen!
O, wie strahlten Gewand und Waffen in glänzenden Farben!
Feuchten Blickes sah ich umher und wagte zu denken,
daß auch mich der erhabene Schöpfer zu ähnlichem Schaffen berufen.

Oft noch hab' ich mit dir die Säle des Schlosses durchwandert!
Oft noch wandert mit dir mein Geist zu den festlichen Stätten,
sendet Worte des Danks, der Erinnrung Worte,
bringet ein Lied dir dar auf der Flöt, dem theuren Vermächtniß.

II. Lustgefilde.

Lebende Schönheit liegt über Thal und Hügel,
aus der freien Hand der Natur über euch ausgegossen!
Bäume des Waldes, regt ihr euch noch?
Spiegelt noch des Teiches glatte Fläche eure schattigen Wipfel?
Speien sie noch, die Schlangen, dem mächtigen Helden entgegen?
Quellen, o strömt von euren Höhen herunter!
Spielet, o Fische, in eurem kühlen Gewässer!
Eilet, o Rehen und Hirsche, durch Wälder und Büsche!

O Amalienburg, in deinen Gemächern
zeigten sich mir zuerst des Olymps Gestalten.
Kaum entsinn' ich mich noch, wo des Knaben Fuß
das Wasser der kühlenden Quelle benetzte,
wenn der springende Strahl hoch in die Lüfte emporstieg.
Oft auch zog es mich hin, die Höh' zu ersteigen
und von fern die freundlichen Mauren zu schauen.

O, wie leuchtete drinnen das Auge des Kriegsgotts;
lenkend das Taubengespann, so zieht ihm entgegen die liebende Göttin!
Willkommen! scheint sie zu rufen. Willkommen! dem Sieger der Schlachten.
Phöbus, von strahlendem Glanze umgeben, du leitest
sicher den Wagen, der Freude den sterblichen Menschen gewähret.
Jupiter, König der Götter, und Juno, deine Gemahlin,
euch war das Zepter verliehen im Reiche der Götter!
Apoll und die Musen, Ceres, Diana, Minerva,
alle umlagerten euch, bereit zu jeglichem Dienste.

Seh' ich recht? Rings umgeben mich heute
eure Gestalten in hoher Vollendung.
Was ich im Herzen empfind', wie soll ich Worte ihm leihen?
O wie sehnt sich der Geist in eilenden Schritten zu ziehen,
wo ihr einst geherrscht, in jene gesegneten Fluren,
wo der Römer Geschlecht den Ruhm zu den Sternen emportrug.

---

p. 4

III. Friedrich der Dritte.

Hinan, hinan meine Seele!
hinan die Bane des Lobs.
Trage auf deine Schwingen, Friedrichs Ruhm,
durch des Aethers-Wüste hoch unter die Sterne empor.
Ihm, dem Vater, Beschützer,
dem Retter des Vaterlands —
schalle der Harfe liebliches Wonnegetön,
rausche der Musen freudebringender schnelbefiederter Pfeil,
graden Fluges zum Ziele hin.

Wie wen um die Tafel des Freundes,
der lieblichduftende Wein,
Herz und Sinne erheiternd,
jegliche Sorge der Seele verscheucht —
Thaten der Vorwelt,
Thaten ruhmerkämpfender Väter,
dem Erzehler den Busen mit Wonne durchglühet:
so schreite auch ich, berauscht vom Nectar der Musen,
im Lobe der Helden daher.

Nichts dunkles, nichts aus entfernter Zeit,
ich will nichts schwankendes Tönen.[1]
Du Erdball, sey Zeuge!
sey ob der Wahrheit Schmuck,
meine prüfende Richterin.

Schwedens Monarch, so sagt's die Geschichte;
zerriß die geheiligte Bande des Friedens.

---

1) So in der Handschrift und im Druck.

Ha! wie riß den siegenden Helden
unwiederstehlich die Ehrsucht dahin.
Mit Lorbeern des Sieges geschmückt,
sein Reich mit Provinzen erweitert,
war dennoch unzufrieden sein Herz.
Nur einen Schritt — so dachte Karl Gustav,
und ich habe des Ruhmes Gipfel bestiegen.
Schon fühl' im Geiste ich, Dänmarks
lorbeerumwundene Kron meinen Scheitel umgeben.

Wie tief in der Nacht,
wen über die Müden,
der erquickende Schlaf,
sein samftes[1] Gefieder verbreitet:
ein Bergstrom verheerend ins Thal sich ergießt, p. 5
so kam auch Karl mit sein kriegerisch Heer,[2]
und umlagerte der dänischen Könige
maurenumkränzeter Sitz.
Erstaunen umfaßte
jeden Bewohner der Burg.
König Friedrich sandte
Herolde, geheiligte Boten des Friedens,
zum Könige der Feinde.
Ließ ihm das festgeknüpfte Band,
seines vortheilhaft geschlossenen Friedens erinnern;
erinnern wie ungerecht, ohne Erklärung
seinen Nachbarn mit Krieg zu beziehen. —

Sagt eurem Führer an,
so sprach der Stolz des Helden,
sagt ihm, daß er sich beuge
vor meinen siegenden Arm.
Erst will ich erobern die Stadt:
alsdann wird man sehn
ob recht ich, oder unrecht gehandelt.

Ach, wie oft umnebelt nicht Stolz und Uebermuth,
mit Finsterniß den glücklichen Mann.
Traun! schrecklich ist oft,
gegen geringerer Macht
der Verachtung Folge.

1) „samft" so immer.
2) „Mit sein kriegerisch Heer" nach dem Niederdeutschen und so immer.

Regnerd Lodbrod[1] stürzte die unüberwindliche Macht,
des fränkischen Kaisers zu Boden.
Auch Knud Laward,[2] dem die erhabensten Tugenden
den mächtigen Busen beseelten;
schlug mit geringerer Macht, die verheerende Wenden
p. 6 aus ihre festummauerte Burg. —
Töne laut, meine Harfe!
ob dem Ruhme des Helden.
Er war gewaltig,
im Männervertilgenden Schlachtengebrül;
im Frieden trug ihn die Liebe des Volks.
Doch! welcher Sterblicher genoß
des Glückes immerwährende Wonne.
Wie oft stürzt nicht
mit grimmiger Faust dahinschmetternd
der Neid den mit Ruhm bepanzerten Mann.
Auf, und lenke mein Geist,
von des Abweges glänzende Spuren,
mit des Gesanges süßtönendem Saitengelispel
deine Fittigen in die gerechte Heerstraße des Lobes hin.
So wie die sumsende Biene,
bald auf diese, bald auf jene Blume sich senckt,
wendet in ihrem Flug die Seele des Sängers
bald zu diesen, bald zu jenem Helden sich hin.
Traurige Botschafft bringend,
kamen muthloß die Herolde zu ihrem Könige zurück.
Doch! dem Vater des Volks,
schreckten nicht Tod, nicht Verderben,
nicht der Gefahren schrecklichster Blick.
Er bestand, wie eine Klippe,
des Meeres grimmige Wuth.
Streckt ruhig die ernste[3] Stirn,
zum sternenbesäeten Himmel empor;

---

1) Der Skioldung Regnar Lodbrog, eine sagenhafte Gestalt, dessen Regierungszeit in das Ende des 8. Jahrhunderts gesetzt wird. Der fränkische Kaiser ist Karl der Große. Nach der nordischen Überlieferung ward Regnar von König Ella in Schottland in einen Schlangenturm geworfen und sang hier sterbend das berühmte Bjarkamal.

2) Knud Laward († 1131), eine Lieblingsperson unseres Carstens, Herzog von Südjütland, wird in de folgenden Gedicht noch besonders gefeiert.

3) Im Druck: erste. Manuskript: ernste.

nicht fürchtend den schmetternden Donner,
nicht der Elemente krachenden Sturz.
Seelig ist, wer die Gottheit vertraut. p. 7
Seelig wes Fuß unverrückt
den graden Pfad der Weisheit hinwandelt.
Des Landmanns brennende Hütte,
wand auf die Fittigen des Sturmwinds
seine wirbelnde Purpurglut durchs Dunkel der Nacht
hoch in die Luft empor.
Da stürzte König Friedrich im Klang' seiner Rüstung heran.
Ihm begleitete des Krieges
fernherrollender Donner.
Sein Stahl
folgte triumphirend der Tod.
Die Feinde sanken zu Boden
wie vor dem Hagel die Getraide des Feld's.
Wer konte die Kraft seines Armes begegnen.
Der Sieg zwang ihm in seine Mguren zurück.
Wuth,
ergrif die finstere Seele des schwedischen Helden;
seine Augen
blitzten Verderben.
Ein Sturm,
solte in Schutt verwandeln die Stadt;
solte Dänmark
von Grundaus zerstören.
Wenn den dornigten Weg der Tugend,
der Führer hinanklimt,
folgt durch edlere Triebe bewegt,
der Diener ihm nach. —
Des Lasters blumigter Weg,
führt auf den jähen Abhang des Felsen,
den die verheerende Zeit untergrub.
Es staunt der Wandrer — ein Schwindel p. 8
stürzt ihn vom Felsen herab.
Die Nacht des Schreckens wälzte heran.
Die Nacht, die Dänmarck den Untergang drohte.
Der Mond verhüllte in Wolken sich.
Der Sturmwind brauste.
Das Meer rolte tobend seine Fluten ans Ufer hin.
Itzt gossen in ihrer Kraft,
einem zerstörenden Orkane vergleichbar,

die Feinde sich an die schwächliche Mauren der Stadt:
wolten erobern oder auch sterben.
Das letzte ward ihnen von die ewige Weisheit gewähret.
Sie schwammen in ihrem Blut'
unter König Friedrichs mächtige Hand.
Die kommende Sonn' schaute Karl Gustavs Heer
aufs Schlachtfeld gestreckt.
Der Erdkreis staunte,
ob dem Sturz von Schwedens
schreckbarem König'.

IV. Meine Vaterstadt.

p. 9 Mit Ehrfurcht, o Schleswig!
staun ich deine zertrümmerte Mauren[1] an,
und dich kleiner Insel,
der du im Schooße des Stromes weilst;
wo einst Knud Lawards mächtiger Arm,
schwerbewapnet auf die Scheitel barbarischer Wenden herabdrang. —
Ha! hier war's,
wo sein kühnes Roß, den Feind verfolgend,
seinen jungen, seinen muthigen Streiter,
über die schäumende Fluten des Stromes trug.
Fliehe nicht Heinrich,
Krieger, fliehe nicht!
ich komme Zaum und Gebiß
aus deinen Händen zu nehmen.
So schrie der Held
seinen vor ihm fliehenden Feinde nach;
dem die Furcht mit schneller Hand
seinem Auge entriß.
Itzt verfolgt' er des Flüchtigen bluttriefende Spur,
und rannte mit verhängtem Zügel
in des Sieges offene Arme hin.
Er kehrte mit unvergänglichen Ruhm,
o Schleswig!
p. 10 siegreich in deine[2] Mauren zurück.

1) So immer nach dem Niederdeutschen.
2) Druck: dine.

Auf und empfahe den Kranz,
meines Geistes tönender Lobgesang.
Hell leuchte in die Zeiten der Zukunft
dein Ruhm hin;
es fliehe der Vergessenheit finsterer Nebel,
von dein glänzendes Angesicht weg.

V. An Bacchus.

p. 11

O Vater Lyäus,
Des donnerlenkenden Jupiters,
Wonnebringender Sohn! dir sing ich —
Dir will ich tönen, tönen ein Lied, zum festlichen Pomp.

Kreuch nicht hin mein Gesang
Am schwärzlichem Boden; nein heb dich
Auf Adlers kühnschwebenden Fittig
Sturm tobend mit Brausen in zirkelnden Kreisen empor.

Bacchanten, Najaden,
Und ihr! mächtige Bacchantinnen,
Mit umwundenen eschenem Speer,
Auf! und beginnet den Reigentanz.

Raß't wüthend,
Gleich wälzende Fluthen des Meeres.
Jauchtzt, mit frohen Gesang ihm! den Gott!
der unsern Geist, mit nectarduftenden Rebensaft stärkt.

VI. Die Vergänglichkeit.

p. 12

Eitel, sind die Tage unseres Lebens.
Eitel das Bestreben der sterblichen Menschen.
Wir furchen die Bahn,
Rastlos, auf und hinab;

Leere Hoffnungen,
Werfen bald an dieses,
Bald an jenes,
Ufer uns hin.

Wie ein Traum,
Sind die Jahre des Lebens verschwunden.
Und unwiederbringlich
Ist die verfloßene Zeit.
Geschlechter auf Geschlechter, wälzen
In des Stromes Fluthen sich fort.
Er reißt Monarchien, in seinen Strudeln dahin.
Monarchien liegen an seinem Boden zerstreut.
p. 13 Wo bleibt die Kraft des Starken?
Und wo, des Kriegers gefürchtete Macht? —
Sie verschwindet,
Wie Nebel, vorm Hauche des Thals.
Finsterniß
Umhüllet den Schwachen.
Der Weise
Wird samft zur Ruhe gelullt.
Es reißt unwiederstehlich
Von ihrer Seite,
Das Schicksal den Gatten hinweg.
Dem Jüngling die Braut.
Der Freund, sieht dem Freunde
Im Staube gestreckt.
Mit Jammer
Sind oft, die Tage des Lebens gehäufet.
Trübsale, werden vom Genosse,[1] des
Glückes verscheucht.
Eitel
Sind die Tage unseres Lebens.
p. 14. Wohl dem!
Den die Vorsehung
Tugend und
Weisheit schenkt. —
Steige herab, meine Harfe!
Laß meine Seele deine Saiten berühren.
Laß meine Töne sich mischen
In deinen Melodischen=Klang.
Laß meine Stimme erschallen,
Da Frühlingsblüthen noch meine Tage bekränzen.
Eh' Winterschauer des Alters
Die Adern durchwühlt.

1) = Genusse nach der schleswigschen Aussprache.

VII. Friedrich von Wörger.

p. 15

Elegie.

Ach!
wie wirbeld durch Sonnenschein,
durch Sturm, durch Ungewitter,
zum gränzlosem Meere der Ewigkeit,
der Mensch den Strom des Lebens hinab.
Fröhlichen Muth begleitet den heut'gen,
und oft Jammer und Betrübniß
den folgenden Tag.

So sinkt die Blume in ihrem Frühlingsschmucke
vor dem verderbenden Hagel dahin,
wie du mein Wörger
vor des Todes verwüstende Hand.
Verberge nicht mein Auge deine Thränen,
um den schnellverwelkten Busenfreund.
Ihm, der in verheerende Seuchen,
zur Seite mir stand.
Ha! der Fieber grimmigsten einer,
durchfurchte jüngst meine Adern
mit entkräftenden Wuth;
als du zur Hülfe herbeyflogst,
und aus hofnungslosem Busen,
dennoch erquickenden Trost und Muth
mich Kraftlosen wie Balsam
in die Seele hinströmtest.
Der ewig Gütige,
gab deiner Stärkungsmittel heilende Kraft,
daß du aus des Todes
nervigte Arme mich wandtest. —

p. 16

Nie! verlösche
undankbare Vergessenheit aus meinem Herzen
diese freundschaftliche That.
Itzt kann, itzt darf dank ich dir stammeln,
den du im Leben mich wehrtest.

Ach! wie oft täuschen leere Hofnungen
der Sterblichen Sinn.

Damals, wie du als erster Arzt,
auf deinem fliegenden, schwergerüstetem Castel,
die nördlichen Meere durchpflügtest;
bald in den Wolken,
bald in den Abgrund dich sahst;
bald durch rasende Fluthen getrieben,
zwischen schreckliche Klippen und verhüllte Sandbänke,
den Schlund des Verderbens erblicktest;
wo des Hungers eiserner Zepter,
und des Durstes zweyschneidig Schwerdt,
den Wellenbesteiger regierten;
damals,
kont' ich mit recht dein Unglück befürchten.
Itzo aber, wenige Meilen nur,
von Copenhagens stattliche Mauren entfernt;
auf des festen Landes zuverläßigem Boden,
die Kranken deines Schiffes flegend — —
wie der furchtbare Blitzstrahl,
vom prasselnden Donner begleitet;
den samftruhenden Landmann,
um die Stunde der Mitternacht schreckt;
erschütterte[1] meine Gebeine,
die traurige Stimme,
des Boten des Todes.

p. 17 Schrecklich! wem unerbitlich der Todt
schleunig dainraft.
Schrecklich! wenn aus die Arme der Liebe
das grausame Geschick den blühenden Jüngling reißt,
und das weinende Mädgen untröstbar,
tiefgewurzelter Gram im Herzen
den Glanz ihrer Tage verdirbt.
Undurchdringlich sind des Ewigen Rathschlüsse
dem kurzsichtigen Menschengeschlechte.
So wandelt der eine hiehin —
dorthin der andere Freund,
und eh' es der Sterbliche denkt,
ins Thal des Todes hinab.

---

1) Druck: erschütterter.

VIII. Elegie.

p. 18

Fliehe nicht, geliebtes Bild!
fliehe nicht!
weile und laß in meine Arme dich schlingen.
Umsonst — —
der Schatten sinkt gestaltlos dahin.

Ach! wie oft bethört
trügender Wahn das menschliche Herz.
Wohin treibst du mich,
schwankende Fantasie?
Sie ist nicht mehr!
schon längst ist Sie im modernden Staube gesunken,
schon längst hat Sie der schreckliche Tod,
ihren geliebten Brüdern geraubt;
hat, mit furchtbarer Hand, ins Grab Sie geschleudert;
und ihrer Frühling lieblichste Jahre,
gewaltsam dem Leben, entrissen.

Du starbst, und ich konte dich nicht sehen,
dich nicht umarmen,
und meinen brüderlichen Kuß
auf deine sterbende Lippen dir drücken;
zuweit von dir entfernt, umgaben mich
der Kaufmannschafft eherne Bande.

Gesellige Einsamkeit, Gedankenfreundin,
Gefährtin der Nacht! wohin führtest du oft,
wenn Finsterniß die Erde bedeckte,
wenn der stille Mond
p. 19
durch zerrißene Wolken
bloß auf mich herab schien,
meinen fühlbaren Geist? —
zu dir, Catharina!
zu dir hin, geliebte Schwester. —
Dann füllte Wehmuth
mein jugendlichs Herz,
dann schlich eine Thräne
mir über die Wange herab,
die meine Hand zu verbergen sich strebte.

Wohldann! du bist dahin.
Welcher Sterblicher vermag,
des Schicksals Rathschluß zu ändern, —

und ob die Felsen
meinem Gesange vernähmen,
und die Wälder
meiner Harfen getön:
bringt doch nicht mein Klaglied
deine Seele ins Leben zurück.

Vielleicht — nicht lange;
und des Todes gewaltige Hand,
stürzt auch mich in die Grube hinab.
Ich werde fallen,
in der vollen Blüthe des Lebens
werde ich fallen;
wie die Bluhme des Feldes,
vor des Ungewitters verderbende Kraft.

Ewiger! gütiger Gott.
Gedenke nicht die Sünden meiner Jugend:
und wenn den das Schicksal
den Faden meines Lebens zerreißt:
o dann,
dann schau gnädig auf mich Sterbenden,
in die Stunde meines Todes herab.

IX. Ingeborg.

p. 20

Horch!
die Stimme der Wehmuth;
horch die Töne verfloßener Zeiten.
Empfangt mich ihr Schatten der Nacht,
ihr dunkelen Thäler empfangt mich.
Zu euch bin ich von meinem Lager entflohn,
meinen Gram, meine Schwermuth zu lindern.
Die Freuden des Lebens haben mich verlassen;
auf immer sind die Freuden meiner Tage dahin.
Der Harm hat die Blume
von meinen Wangen gerissen.
Mit offenen Busen,
die Haarlocken am Winde verbreitet;
schwärm ich als sinnlos umher.

Ich suche die Ruhe,
aber sie scheucht
vor meinen Blicken hinweg.

Kraftlos sinke ich darnieder
und wünsche erquickenden Schlaf.
Der Schlummer steigt
über die Lieder meiner Augen herab;
aber schreckliche Gestalten,
Mörder, mit Blute besudelt,
und dein Geist
mit all seinen Wunden bedeckt,
rauschen längs meiner Seele daher.
Dann raf' ich vom Lager mich auf,
dann flieh' ich zu euch, ihr Wälder, p. 21
und schütte meine Klagetöne
in eure Finsterniß aus. —
Weg sind die Vergnügungen der Erde,
weggerolt aus meinem Herzen.
Meine Schläfe wird nicht mehr
Der Kranz des Frühlings umwinden.
Nie wird an meinem schimmernden Busen,
die Rose, der Stolz des Frühlings erscheinen.
Die Liebreitze fürchten das schwarze Trauergewand. —
Seyd mir willkommen, ihr Einöde!
seyd mir willkommen ihr Lieblinge des Grams;
Unglückliche, können ihren Schmerz
sich euren Schatten entladen.
Braust ihr Wälder!
euer Rauschen ist meinen Ohren Musick.
Heule, Stürmwind!
schlagt in knarrende Eichen ihr Blitze!
ihr erschrecket mich nicht;
ich sah den Tag
an den mein Liebster erlag.
Er, der Schönste der Helden!
Er, der Mächtigste, der Kühnste im Schlachtengetümmel.
Ihm stürzte der niedere Neid,
der[1] nicht litte
seiner Strahlen gedoppelter Herschermacht. —[2]
Laward, ach!
Laward! höre meine Stimme.

1) Druck: „die".
2) Knud war Herzog von Südjütland und König der Wenden.

Wenn die Geister der geschied'nen,
ihre verlassnen Geliebten umschweben;
o! so kom, kom zu meinen Thränen;
laß in meine Verzweiflung
p. 22 noch einmal dich blicken.
Dann will ich eilen
meinen Kummer zu enden;
will, o Sley![1]
in deine Tiefe mich stürzen,
oder ich erblasse
durch die Schärfe des Stahls. — —
Doch nein,
ein Weib, soll dennoch Feigheit,
nicht meine Seele entadeln.
An diesen Wäldern,
an diesen Ufern,
will ich mein Trübsal ertragen;
und diese Ufer,
und diese Wälder,
sollen tönen von meinen Klagegeschrei.
So floß die Stimme der Wehmuth,
in den Tagen verflossener Jahre.

X. Der Schrittschulaufer.

Hinter dem Berge, sank
Mit ihren Strahlen die Fackel des Tag's.
Am blauen Himmel,
Steiget röthlich der Mond empor.
p. 23 Der Wind saust über die Ebne;
Der Wandrer eilt.
Rauh, kalt, herb' ist die Winternacht.
Die See ist mit Eis bedeckt.
Horch! den fernen Klang.
Nicht des beeisten Baums
Knarrende Aeste
Täuschen mein Ohr;

1) Niederdeutsch: „Sli" für „Schlei".

Kein Bach,
Der durch Eisklumpen murmelnd
Sich geußt.
Horch! der Schall döhnt[1] heran.

Das Horn des Hirten
ruht in der Hütte,
Das Vieh im Stall.
An die Pforte heulet der Hund.

Horch! — ein Besteiger des Schrittschu's,
Wie er daher rauscht.
Des Rosses fliegender Huf,
Gleicht nicht des Stahles Schwung.

Itzt komt er, p. 24
O, faß' ihm mein Blick.
Schau hin,
Bewundre der beflügelten Füsse Spiel.

Nun rechts,
Nun lincks,
O Künheit! o Tanz!
(Groß ist dein Erfinder.)

Nun, schwind't er dem Auge,
Es tönet die Bahn.
Er flieget —
Auf Flügel des Windes hinab.

Es friert,
Der Mond scheint hell,
Die Zähne klappern;
Ich will zu dem Freund' in der Hütte gehn.

XI. An Jürgensen.

Sieh', ich wandere fort, schau' sehnsuchtsvoll über die Meere,
wo Neptun den Dreizack schwingt im heulenden Sturme.
Geleit' auch mich dorthin! Nicht werd' ich die Heimat vergessen,
welche den Bruder mir birgt und den Freund.

---

1) Niederdeutsch = „tönen" oder Schreib- und Druckfehler für „dröhnt".

Begeistrung schöpfend für die Gestalten der Götter und Helden,
wandre ich fort meine Bahn, Italiens Himmel erstrebend,
Italiens Kunst, und schöner werden mir leuchten die Sterne,
wenn Michel Angelos Geist und Rafaels Hand mich geleitet.
Schauer der Zukunft! Ich fühl' mich umringt von neuen Gestalten!
Griechische Schönheit umschwebt mich, o könnt' ich Euch fassen!
Könnt' ich Euch schauen! O lasset mich blicken
zu den Sternen empor, die leuchten meinem Beginnen!

XII. An Jürgensen.

Dankbarkeit findest du schwer auf dieser beschwerlichen Erde,
Friede und Fröhlichkeit gab Gott nur wenigen Menschen;
Dankbarkeit erfülle mein Herz, wenn Dein ich gedenke,
Friede und Fröhlichkeit erhebe mich im Gedanken begeisterter Kunst!

Soll ich erzählen die Fahrt nach dem Lande des Südens?
wie ich den Fuß auf Italiens Boden gesetzet?
wie der Schimmel mich zog und den Freund und den Bruder?
wie wir heimwärts gewandert zu Fuß durch Städte und Dörfer?
Heute sehe ich wieder die Fluthen des heimischen Meeres,
sehe die Thürme ragen der wohlummaureten Feste.
Eingeschlossen von düsterer einsamer Kammer,
sehnt sich der Geist zurück nach jenen gesegneten Fluren,
wo die Kunst mir lachte in fremden Gestalten,
neu mich erfüllend mit wunderbarer Begeistrung.
War ich ein Lehrling gewesen, — werd ich ein Meister.

Urkunden.

I.

Kontrakt zwischen Jürgen Carstens aus Schwabsted und dem Rate zu Schleswig wegen Anlegung einer Graupenmühle.

15. Mai 1739.

Kund und zu wissen sey Jedermänniglich, in sonderheit aber denen, so daran gelegen, daß, nachdem Jürgen Carsten zu Schwabstedt eine Gruben-Wind-Mühle bey hiesiger combinirten Stadt Schleswig anzulegen sich entschlossen, und dahero bey derselben angehalten, daß ihm dieses concediret, auch des Endes ein Stück Landes unter billigen Conditionen ausgewiesen werden möchte, solchem nach zwischen Bürgermeistere und Rath wie auch Deputirten Bürgern vorerwehnter Stadt Schleswig für sich, ihre Successores in officio und im Nahmen der ganzen Gemeinde daselbsten an einem und vorbesagtem Jürgen Carsten am andern Theil deshalben nachfolgender unwiederruflicher Vergleich und Contract mit wohl bedachtem Muhte und freisinnigen Rathe beliebet, errichtet und geschlossen worden, nämlich

1mo cediren und überlassen Bürgermeistere und Rath, auch Deputirte Bürgere gedachten Jürgen Carsten für sich, seine Erben und Nachkommen von der bey ermeldter Stadt Schleswig zwischen St. Jürgen und Galberg belegenenen Reeper-Bahn ein Stück Landes von vierundneunzig Fuß in der Länge und 24 Fuß der Breite hiedurch und kraft dieses ohne alles Entgeld erb- und eigenthümlich in der bündigsten und beständigsten Form Rechtens, doch daß er

2do mit dem fordersamsten und längstens innerhalb dreyen Monathen seinen Versprechen nach eine Gruben-Wind-Mühle darauf setzen und errichten lassen. Und gleich wie ihm

3^tio^ freystehet zugleich auf sothanem Stücke Landes und Grunde eine dabei benötigte Wohnung und Stall zu bauen, so soll er

4to nach Verlauf 3 Monathen von dem Tage an, da er das Fundament zu beregter Mühle oder Wohnung zu legen den Anfang macht, jährlich und jedes Jahr wegen sothaner Mühle, Wohnung und Stalles loco recognitionis überhaupt zehn Reichthl. Cour. (= 36 Mk.) an der hiesigen Stadtkasse zu bezahlen verpflichtet, hingegen

5to von allen übrigen ordinairen und extraordinairen, personellen und reellen Stadt-oneribus und Abgiften, sie haben immer Nahmen wie sie wollen, in Friedenszeiten gänzlich eximiret und befreiet, auch zu Krieges-Zeiten Keine andere Praestanda, als welche die übrige priviligirte Eingesessene hiesiger Stadt als dann abhalten müssen, pro rata et quota abzutragen schuldig und gehalten sein; wobey dann

6to ihm, seinen Erben und Nachkommen zwar verstattet wird, sich der aufzuführenden Wind-Mühle zum Gruben und Gruben-Grütz, auch Gruben-Mehl Mahlen ihrer besten Gelegenheit nach zu bedienen, und die verfertigte Gruben, Gruben-Grütz und Gruben-Mehl, sowohl bei der Mühle, als auf öffentlichen Markten zu verkaufen und abzusetzen; allein sie sind

7mo das dazu erforderliche Getraide nicht anders, denn hieselbst auf öffentlichen Markte oder auf dem Lande und andern Orten einzukaufen, folglich dasselbe bey den Zugängen der Stadt, und wenn es herein zu Markte und zum Verkauf gebracht wird, auf Keine Art und Weise an sich zu erhandeln befugt; desgleichen sind sie

8vo auf besagter Windmühle samt deren Pertinentien etwas anderes, denn Gruben, Gruben-Grütz und Grubenmehl zu mahlen nicht bemächtiget, und wo sie sich unternehmen auf und in derselben cum pertinentiis Buchweitzen, Habern, Roggen rc. zu mahlen, haben sie nicht allein zu gewärtigen, daß sie desfals mit einer ansehnlichen Geld-Buße und der Strafe der Confiskation angesehen werden; insbesondere es ist auch die Stadt in casum hujus contraventionis potestiviret, ihnen die bewilligte Mühlen Gerechtigkeiten dem Befinden nach niederzulegen und hinwiederum zu entziehen. Sonsten bleibet

9no ihnen unbenommen, in der bey mehrberegter Mühlen zu erbauenden Wohnung eine Wirthschaft und andere Handthierung zu treiben, wie wohl sie als dann und wann sie dazu resolviren desfals die gewöhnliche Nahrungschatzung an die Stadt-Cassa besonders entrichten und in diesem Fall so wohl als überhaupt sich aller Verkäuferey enthalten müssen. Wie nun

10mo die Stadt Schleswig mehrbesagtem Jürgen Carsten, seinen Erben und Nachkommen das cedirte Stück-Landes für alle An- und Zusprüche nach Rechte und Gewohnheit jederzeit frey zu evinciren verbunden, So ist übrigens

11mo bey dem allen per expressum stipulirt, daß, woferne von ihnen über Kurtz oder lang die zu erbauende Wind-Mühle und Wohnung cum pertinentiis jemandem verkäuflich überlassen werden mögte, die Stadt Schleswig davon das jus protimes[e]os oder Näher Kaufs Recht haben und genießen, mithin ihr dieselbe für denjenigen Preiß, welchen ein anderer dafür zu geben gewilliget und veraccordiret hat, verlangenden Fals abgetreten und einge-

räumt werden, auch hierwieder keine präscription noch terminus praeclusivus in einem proclamate und sonsten statt finden soll.

— — —

So geschehen Schleswig d. 15ten May 1739.

Folgen die Namen der gesamten Stadtvertretung, sowie die eigenhändige Unterschrift von Jürgen Carstens.

(Im Schuld- und Pfandprotokoll der combinierten Stadt Schleswig auf des Müllers Jürgen Carstens Namen protokolliert den 19. Januar 1740.)

II.

Erbvergleich der Geschwister Petersen auf Winkelholm bei Brebel in Angeln.

1. Mai 1753.

Kund und zu wissen sei hiemit, daß heute dato zwischen Christina Dorothea, Anna Margaretha, Catharina Hedwig und Ida Sophie Petersen als des seligen Asmus Petersens nachgelassenen Töchtern cum curatoribus Hans Carstens aus Schleswig, Peter Hansen in Brebel, Claus Paulsen aus Boholtz und Hans Nissen in Süderbrarup als Verkäufern eines-, sodann obgedachten Defuncti Sohne, Dethleff Johann Petersen als Käufern andern Theils, über die von ihrem seel. Vater vererbte aufm Brebel Felde belegene Boudenhufe, Winckelholm genannt, bestehend aus Eilf Mark-Goldes, nachfolgender Kauf- und respective Theilungscontract geschlossen worden.

§ 3.

(Der Käufer) soll schuldig und gehalten sein:

1. alle und jede bis hiezu auf der Hufe haftende, von unserm seelig. Vater herstammende Schulden, welche sich bey nahe auf 2000 Reichsth.[1] belaufen, auf sich nehmen und bezahlen;
2. an jede von den vier Schwestern zu entrichten die Summe von 360 Rthlr., insgesammt 1440 Rthlr.
3. Die allhie vorhandenen neuen eichenen Bretter aber soll er gleichfalls für uns zu Kisten und Coffres aptiren und beschlagen lassen.

§ 5.

In dem vorgedachten Verkaufe ist auch mitbegriffen und wird dem Käufer übertragen, nicht allein der völlige Beschlag von Kühen und Pferden

1) Der Reichsthaler = 3,60 Mk.; eine lübsche Mark = 1,20 Mk.

wie auch Bau= und Feld=Geräth, sondern auch alles im Hause vorhandene Einguth an höltzern Zeug, Betten, Leinen und Wollen, Kupfer, Zinnen und Meßing, und bekommen die vier Schwestern gantz nichts davon, ohne was sie im verwichenen Winter für sich gemachet.

§ 7.

Und da ich Mit=Verkäuferin Christina Dorothea Petersen, itzo verheirathete Carstens, meiner Erb=Portion wegen von meinem Bruder völlig befriedigt worden, — so quittiern wir hiemit und eine jede für empfangene Summe besonders cum curatore.

So verabredet Winckelholm d. 1ten Mai Anno 1753 und ausgefertigt vor Gottorf 14. Mart. A. 1754.

Christina Dorothea Carstens.
Hans Carstens.
Anna Margaretha Petersen.
Peter Haußen.
Catharina Hedewig Paulsen.
Claus Paulsen.
Ida Sophia Petersen.
Hanß Nissen.
Detthlev Johann Petersen.

Nach dreyen besonderen insgesammt von obgesagten Dethlev Johann Petersen sub dato Sleswig den 17. Januar 1756 ausgestellten Wechseln ist derselbe an seine untengedachte drey Schwäger resp. deren Frauen schuldig:

1. an seinen Schwager, den Graupenmüller Hans Carsten zu Schleswig, capit. cur. 559 Mark.
2. an seinen Schwager Claus Paulsen zu Südensee 700 Mark.
3. an seinen Schwager, den Bürger und Amtsbecker Jürgen Nicolaus Bösse zu Eckernförde, 800 Mark.

(Enthalten im Nebenbuch des Schuld= und Pfandprotokolls der drei Angler Harden p. 222. ff.)

III.

Hans Carstens', des Müllers auf der Graupenmühle vor Schleswig, Aussagebrief an seine Kinder erster Ehe.

10. Juli 1753.

Demnach ich Endesunterschriebener Hans Carstens, Müller auf der Graupenmühle vor Schleswig, nach dem Absterben meiner sel. Ehefrau Katharina Karsten, gebohrene Nissen, bishierher in dem Wittwenstande gelebt,

meine Haushaltung und andere Umstände aber mich nöthigen, im Nahmen Gottes zu einer anderweitigen Ehe zu schreiten, die hiesigen Landesgesetze in solchen Falle von mir erfordern, vor würklicher Vollziehung der anderweitigen Ehe mit meinen beiden Kindern, welche ich mit meiner verstorbenen Frau erzielet und nahmentlich Anna Maria Elisabeth und Jürgen Karsten resp. in dem 4ten und 5ten Jahre deß Alters, wegen deß ihnen zustehenden mütterlichen Erbantheils Richtigkeit zu treffen und ihnen solcherhalben gewissenhafte Aussage zu thun, ich auch zu dem Ende mit meiner Kinder Großvater mütterlicher Seite, dem Bürger und Rollfuhrmann in Katsund Jeß Nissen, meinen Zustand untersuchet: Als habe ich solche Aussage nachgesetzter Maaßen beschaffen wollen und sollen.

Zum ersten verpflichte ich mich, meine beide vorbesagte Kinder wegen ihres mütterlichen Erbantheils nicht allein in aller Gottesfurcht und christlichen Tugenden zu erziehen und fleißig zur Kirchen und Schulen zu halten, besondern auch dieselben mit Essen, Trincken, Kleidern, Schuen, Leinen, Wollenen und allem sonst benöthigten bis zu ihrem zurückgelegten 18ten Jahre väterlich zu versorgen.

Zum zweiten. Die Tochter Anna Maria Elisabeth soll im Nehen, Strichen und andern solcher ihr dereinst zu Nutzen kommenden Sachen unterrichtet werden und bei ihrer künftigen Verheirathung ein Bette oder Statt dessen funfzig Mark (60 Mk.) von mir zu gewärtigen haben.

Zum dritten verbinde ich mich, den Sohn Jürgen Karsten eine ehrliche Profession und Handthierung, wozu er dermahleinst Lust haben und geschickt sein wird, auf meine Kosten erlernen zu lassen, währenden (sic!) Lehrjahren mit allem erforderlichen zu unterhalten und bei deren Endigung demselben ein Gesellenkleid zu sechsunddreißig Mark (43,20 Mk.) und über dieses zu Beförderung seines Glücks an baarem Gelde ein hundert Mark (120 Mk.) zu geben. Gleichwie nun

zum vierten meine vorbenannte beide Kinder durch obiges alles, wann sie solches erhalten, ihre materna zur vollen Genüge empfangen: also ist auch deren obbemeldter nächster Anverwandte mütterlicher Seite dahero mit gegenwärtiger Abfindung sothaner maternorum wohl zu frieden. — — —

. . .

So geschehen Schleswig den 10ten deß Monats Julius 1753.

Hans Carstens.

(Nebenbuch im Schuld= und Pfandprotokoll 3, 355 ff.)

IV.

Gehorsamstes Gesuch und Bitte abseiten des Müllers Jürgen Carstens. in Tetenbüll in der Landschaft Eiderstedt an Bürgermeister und Rat.

19. März 1762.

Es ist mein Sohn, der Müller auf der außer dem Gallberge auf Stadts-Grund belegenen Graupen-Mühle, Hans Carstens, neulicher Zeit Todes verblichen.

Er hat in der Zweyten Ehe gelebet und seine Zweyte Ehefrau als Wittwe und diesemnechst aus der ersteren Ehe 2 Kinder und aus der Zweyten Ehe 4 Kinder, die allesammt annoch unmündig sind, hinterlassen.

Ob nun gleich beregte Wittwe mit der Gattung der zuletzt besagten Kinder nach der bekannten Vormünder-Verordnung in der Gemeinschaft der Gühter besitzen zu bleiben befugt ist und ihr bis weiter, fals sie die bona communia haushälterisch verwaltet und dabei nicht ad secunda vota schreitet, keine Theilung angemuhtet werden kann, so sind doch die Kinder ersterer Ehe, da sie ihre Stief-Kinder sind, diejenige, die eine Theilung zu diesem Ende verursachen, weil außer ihren albereits ausgesagten maternis auch ihre paterna ausfündig gemacht und ihnen dabey sämmtlich ausgekehret werden müßen, desfals die Fortdauer der communionis bonorum von denen Gesetzen nicht zugestanden wird.

Eben dieses beweget denn auch die vorberegte Wittwe meines verstorbenen Sohnes, daß sie den Entschluß gefaßt, eine gesetzmäßige Theilung zulegen zu wollen, wie sie sich denn solchergestalt gegen mich geäußert hat.

Diese Theilung kann nun aber ohne dem Beystand eines Vormundes in Hinsicht der unmündigen Kinder nicht zum Stande gebracht werden und da ich der sämmtlichen Kinder Groß-Vater väterlicher Seite bin, so ernennet das Gesetz mich schon von selbsten zum Vormünder und wenn nicht ein besonderer Umstand dazwischen käme, so würde auch ich alleine in Hinsicht aller Kinder dieses officium füglich bestreiten können. Eben besagter Umstand bestehet darin, daß die Kinder ersterer Ehe sowohl die albereits ausgesagte materna als die ihnen nunmehro allererst angestorbene paterna fordern und hingegen die Kinder zweyter Ehe nur bloß ihre paterna allein haben sollen. Außerdem wohne ich in der Landschaft Eyderstedt und kann also füglich nicht alle Zeit, wenn es etwa erfordert werden dürfte, hieselbst gegenwärtig seyn.

In Hinsicht dessen erfordert es die Nothwendigkeit, daß annoch ein hieselbst wohnender Bürger zum zweyten Vormund verordnet wird, der gemeinschaftlich mit mir die jura pupillorum und insbesondere derer Kinder ersterer Ehe beobachten kann, wozu ich denn hiemit den hiesigen Bürger und Grobschmidt Asmus Hammerich in Vorschlag bringe und zugleich gehorsahmst bitte, es wollen Ew. Hochedelgeb. wie auch Wohledelg. geneigen, denselben in

der Qualitet eines Mit-Vormundes für meines obberegten verstorbenen Sohnes Kinder ersterer und zweyter Ehe, insbesondere aber für die erstere zu verordnen.

Schleswig d. 19ten Mart. 1762.

Jürgen Carstens.

(Aus dem früheren Vormundschaftsarchiv.)

V.

Gerichtliche Bestellung des Schmieds Hammerich zum Vormund der Kinder erster und des Bürgers Jakob Mohr zum Vormund der Kinder zweiter Ehe.

27. April 1762.

Es war der Müller Hans Carstens vor dem Gallberg verstorben und hatte eine Wittwe und unmündige Kinder aus zweyen Ehen nachgelassen. Der Vater des defuncti hatte sich nun in der bey liegenden Vorstellung qua tutor legitimus der unmündigen gemeldet und gebeten, daß er mit dem Schmidt Hammerich zum Vormund ordentlich constituirt werden mögte. Nun hatte zwar das Gericht wegen dessen Constituirung keine Bedenklichkeit; es hatte aber in Betracht, die Kinder erster und anderer Ehe disparia jura haben, für nötig gefunden, daß zwey Tutores hieselbst verordnet würden.

Diesem zufolge waren der in Vorschlag gebrachte Schmidt Hammerich und der Bürger Jacob Mohr anhiro citiret, um Ersterem die tutel über die Kinder der ersten Ehe und letzterem selbe über die Kinder zweyter Ehe aufzutragen. Es übernahmen auch beide sothane Vormundschaft gesetzmäßig unter Verpfändung ihrer Güther und Consens zur Protocollation, worauf ihnen bedeutet, daß sie dem Grosvater ihrer Pupillen hievon Nachricht zu geben und anzuzeigen hätten, wie er sich hieselbst einzufinden und wegen dessen Constituirung zum Mitvormund das behufige zu gewärtigen hätte.

(Nach dem Ratsprotokoll.)

VI.

Ganz gehorsamste Vorstellung und Bitte abseiten des verstorbenen Graupenmüllers Hans Carstens nachgelassener Witwe cum curatore fratre Detl. Joh. Petersen am Galberg vor Schleswig an Bürgermeister und Rat.

27. Juli 1762.

Es haben die Herren Vormündere meiner Kinder mir angedeutet, wie sie Willens wären in diesen Tagen mit der Abtheilung zwischen mir und ihnen einen Anfang zu machen.

Ew. Wohlg., Ew. Hochedelg., Ew. Hoch- und Wohledg. aber muß ich hiedurch gantz und gehorsamst zu erkennen geben, daß es mir eine wahre Unmöglichkeit sey, sogleich zu diesem Acte zu schreiten. Denn nicht zu gedencken, daß ich mich auf die gantze Handlung nicht präpariret, so habe ohne hin dergleichen Vorfälle und Ehehaften,[1] die vor der Hand eine Theilung anzustellen nicht erlauben.

Ich habe krancke Kinder und bin dabey selber patient.

Ehe die Sache ordentlich vor sich gehet, muß ich eine Reise zu meinen Verwandten vornehmen und mich mit denselben consuliren.

Periculum in mora ist auch nicht vor Handen. Denn es ist die Verlassenschaft meines seel. Mannes nicht verringert, sondern vielmehr verbessert worden.

Hauptsächlich aber gebrauche [ich] zur edirung des Inventarii desfals eine dilation, weil solche jurato geschehen und ich also den statum massae vorherro in genaue Erwegung ziehen muß.

Hiezu nun bin [ich] einer zwey monathlichen Frist benöthiget;

Und bitte demnach Ew. Wohlgeb., Ew. Hochedelg., Ew. Hoch- und Wohledelgeb. hierdurch gantz und gehorsahmst, daß Sie mir eine Frist von 8 Wochen hierauf geneigtest zu verstatten gelieben wollen.

Supp. den 27. Julii 1762.

Christ. Doroth. Carstens.
Detl. Joh. Petersen.
Curator.

(Aus dem früheren Vormundschaftsarchiv.)

VII.

Actum Schleswig in curia.
d. 15. Februar 1763.

Des Müllers Hans Carstens nachgelassene Wittwe cum curatore, dem studioso Ms. Koch, erschien heute mit denen den Kindern beider Ehen bestellten Vormündern, dem Schmidt Hammerich und dem Handelsmann Mohr, um mit ihren Kindern Richtigkeit zu treffen. Da nun ein Inventarium über den Nachlaß behörig verfertiget, auch die Güther im Beysein der Vormünder taxiret, hieraus aber erhellte, daß die reine Massa nach Abzug der Schulden 1334 Rthl. ausmachte, So erklärte sich die Wittwe zuförderst bezüglich der beiden Kinder Erster Ehe, daß Sie die in dem Inventario nicht mit

1) Rechtsgültige Hindernisse.

in Anschlag gebrachte denen besagten Kindern von ihrem seel. Vater ratione maternorum expromittirte alimenten und die freie Erlernung eines Handwercks ihnen in natura geben und sie bey sich behalten, hiernächst aber nach erlangter Mündigkeit den Antheil, der ihnen nach obiger massa inventarii nach Abzug des ihr zustehenden Bettes und Kosten, so pp. auf 34 Thlr. gerechnet werden könten, baar nebst den maternis auszahlen wolle. Dieses wurde von dem Vormund Hammerich angenommen. Da aber die Kinder dabey leiden würden, wenn ihnen keine Zinsen von ihren paternis und maternis während der alimentation ausbezahlt, gegentheils aber auch die Wittwe zur Erlegung der gesammten Zinsen während der alimentation, welche sie ohnehin als eine von der ganzen massa abzuziehende Schuld in Anschlag zu bringen übernommen, so ward ausgemacht, daß der Sohn loco usurarum ein für allemal 10 Rthlr. und die Tochter 5 Rthlr. haben solle. Auch soll die Tochter ihrer seel. Mutter Kleider mit Ausnahme des schwarzen manteau haben.

Die Kinder letzter Ehe verspricht die Wittwe und Mutter ratione paternorum christlich zu erziehen und bis zur Mündigkeit zu alimentiren, dabeneben einem jeden Sohn ein Handwerck lernen zu lassen wie auch ihm ein Gesellen-Kleid zu 36 Mark und an Gelde 100 Mark, der Tochter aber ein Bett zu 50 Mark und an Gelde 50 Mark zu geben, womit tutor friedlich.

(Nach dem Ratsprotokoll.)

VIII.

Actum Schleswig in curia.
d. 16. Februar 1763.

Es erschien der Bürger Jacob Mohr und zeigte an, wie er sich in pristina juridica bey der von der Wittwe Carstens zu thuenden Aussage ihrer Kinder versehen. Er habe in proposition gebracht, daß die Mutter müße demjenigen, was seinen pupillen nach dem Inventario ratione paternorum zukommen konte, annoch die alimenten und ein Kleid für die Söhne, sowie ein Bett für die Tochter aus mütterlicher Liebe expromittiren mögte, dadurch aber wäre er nicht der Meinung gewesen, seine Pupillen dasjenige, was ihnen nach dem Inventario zufallen könte, zu benehmen. Die Bedeutung des Gerichts, daß solches zu wenig und daß die Mutter wenigstens ihren Kindern außer den alimenten soviel beylegen müste als die Kinder Erster Ehe ratione maternorum ehedem von ihrem verstorbenen Vater expromittiret, habe Er nicht verstanden. Die Wittwe sei bereit, ihren Kindern alles dasjenige zufliesen zu lassen, was die Stief-Kinder ratione paternorum erhalten. Die Alimente wolle sie ihnen schenken und wolle Er bitten, daß der aus Versehen vor dem Gerichte verabredete Vergleich dahin geändert werden mögte. Nachher erschien

auch die Wittwe mit eben erwehnten Vormund Mohr und erklärte, wie sie einem jeden Sohn die ihm nach der Theilung beykommende 130 Thaler und der Tochter 65 Thaler nach erlangten mündigen Jahren auszahlen und ihnen die alimenten aus mütterlicher affection schencken wolle.

Actum Schleswig d. 16. Febr. 1763.

(Nach dem Ratsprotokoll.)

IX.

Erb- und Teilungsvergleich der verwitweten Christina Dorothea Carstens mit den Kindern erster und zweiter Ehe ihres verstorbenen Mannes Hans Carstens.

28. Febr. 1763.

Kund und zur wissen sey hiemit, daß zwischen des Weil. Bürgers und Graupen-Müllers Hans Carstens nachgelassene Wittwe Cristina Dorothea Carstens cum curatore Peter Wulff, Erbeingesessenen zu St. Jürgen an einem, so dann dem Bürger und Amts-Schmied Asmus Hammerich als gerichtlich bestellten Vormund des Defuncti Kinder Erster Ehe, namentlich: Anna Maria Elisabeth und Jürgen Karsten am andern und endlich dem Bürger und Handels-Mann Jacob Mohr in gerichtlich bemandirter Vormundschaft des Defuncti Kinder letzter Ehe, namentlich: Asmus Jacob, Hans Hinrich, Anna Catharina und Friederich Christian Carstens am dritten Theil wegen des vor besagten Kindern nach ihrem verstorbenen Vater competirenden Erbes auf vorgängig ordentlich errichtetes und von ermeldeter Wittwe Eydlich unterschriebenes Inventarium über ihre und ihres sel. Ehemannes sämmtliche Güther, wie auch fleißige Erwägung der vorgekommenen Umstände nachstehender Erb- und Theilungs-Vergleich verabredet, beliebet und heute dato wolbedächtlich geschlossen.

§ 1.

Das errichtete Inventarium nebst der beygefügten taxation ergiebet, wasgestalt die ganze Masse sich beträgt 2398 Thlr. 29 ß.

Dagegen aber sind die Passiva mit Einbegriff der denen Kindern Erster Ehe a Defuncto vermöge Aussagebriefes et a ratione maternorum expromittirte baaren Gelder, so sich für die Tochter .	33 =	16 =	
und für den Sohn betragen . .	45 =	16 =;	
zusammen			1334 Thlr. 20 ß.

Davon ist ferner abzuziehen:	Transport		1334 Thlr.	20 ß
a. für das der Mutter nach hiesigem Stadtrecht competirende Bett, so taxiert zu	10 Thlr.	— ß		
b. die gewöhnliche Morgengabe . . .	1 =	— =		
c. Die Inventar= und Theilungsgebühre samt andern Kosten wegen Bestellung der Vormünder und sonst pptr. .	23 =	20 =		
Betragen also zusammen			34 =	20 =
Dergestalt daß zu theilen waren . . .			1300 Thlr.	— ß.
Von welcher Summe dann die Wittwe nach Stadtrecht die Hälffte als . .	650 =	— =		
erhielte und die andere Hälfte . . .	650 =	— =		
unter gesammte Kinder als 4 Söhne und 2 Töchter dergestalt in zehn Theile zu vertheilen, daß die Söhne zwei, die Töchter aber eine Portion, mithin				
a. die Kinder Erster Ehe als				
1. der Sohn Jürgen . . .	130 =	— =		
2. die Tochter Anna Maria Elisabeth	65 =	— =		
b. die Kinder zweiter Ehe als				
3. Asmus Jacob	130 =	— =		
4. Hans Hinrich	130 =	— =		
5. Friedrich Christian . .	130 =	— =		
6. Anna Catharina . . .	65 =	— =		

zu gewärtigen hätte.

. . .

§ 3.

Und da denen Stiefkindern von ihrem seel. Vater und Erblasser auß denen im § 1 in Anschlag gebrachten Gelder ratione maternorum die christliche Erziehung, alimentation und Bekleidung bis zu erlangten mündigen Jahren wie auch insbesondere dem Sohne die freye Erlernung eines Handwerkes und unterhalt in Kleidern während den Lehrjahren ausgesaget: So verbindet sich ferner die Wittwe jedoch ebenfals absque ulla novatione diese praestanda über sich zu nehmen und zu erfüllen, mithin ermeldete ihre beide Stiefkinder so viel an ihr nicht nur eine christliche Erziehung, sondern auch den erforderlichen Unterhalt bis zu erreichten mündigen Jahren, und was zur freyen Erlernung eines Handwercks, fals der Sohn dazu Lust haben mögte, gehöret, zu geben, wobey sie der Stief=Tochter Anna Maria Elisabeth die von ihrer seel. Mutter herrührende, in dem Inventario mit taxirte Kleider,

bloß mit Ausnahme des schwartzen Manteau, welche Kleider ohne den Manteau 12 Thlr. betragen, schenket und dieselben eigenthümlich sofort tradiret. Damit indessen

§ 4.

wegen dieser von der Stief-Mutter übernommenen alimentation cum reliquis eine Billigkeit beobachtet und weder die Wittwe noch die Kinder gefährdet werden, masen die a patre expromittirte alimente sonsten den rechten nach als eine andere Schuld von der massa hätte abgezogen, mithin auch von den Stiefkindern pro rata mit abgehalten werden müssen: So ist desfals beliebet, daß die Mutter statt der von den bis zu der Kinder Mündigkeit bey ihr stehen bleibenden paternis und maternis sonst zu erlegenden Zinsen ein für allemal zu des Sohnes Antheil zehn Reichsth. und zu der Tochter portion fünf Reichsth. geben und solche tempore adepte majorennitatis nebst den obigen paternis und maternis auszuzahlen, dagegen aber von aller weiteren Zinsenerlegung befreyet seyn sollte. Bei welcher Vereinbahrung es

§ 5.

dann auch sein Bewenden Behält, wen gleich der Pupillen Groß-Eltern die Stieftochter, wie sie sich desfals bereits erkläret, zu sich nehmen, mithin die alimenten ratione ihrer cessiren würden, in Betracht daß die Wittwe doch allemal die Stief-Tochter wieder anzunehmen und sie erforderlichen falls bis zur Mündigkeit zu alimentiren schuldig bleibet, die Tochter auch ohnehin durch die ihr beygelegte Kleider eine hinlängliche Zinsen-Vergütung erhalte.

In Hinsicht der leiblichen Kinder der Wittwe und der mit denenselben nach der Wittwe willen sogleich zu haltenden Theilung nun will

§ 6.

die Mutter denenselben dasjenige gleichfals ungekränket lassen, was für einen jeden in § 1 zu dessen Antheil ausgeleget, ohne darin wegen der denenselben zu leistenden alimentation und damit in Betracht ihrer zarten Jugend, da sie resp. im 9ten, 6ten, 3ten und 1ten Jahre sind, verknüpften Kosten das mindeste zu kürtzen. Sie verspricht daher

§ 7.

einem jeden Sohn ratione paternorum 130 Thlr. und ferner der Tochter 65 Thlr. jedoch nicht eher als nach erreichten mündigen Jahren und zwar als dann ohne einige Zinsen baar auszukehren und verpflichtet sich danebeneben aus mütterlicher Liebe und Zuneigung gesamte ihre Kinder nicht allein christlich zu erziehen, sie fleißig zur Kirche und Schule zu halten, die Tochter im Nehen und andern ihr dereinst zu Nutze kommenden Sachen zu unterrichten, sondern sie auch bis zu ihren mündigen Jahren mit Essen und Trincken und benöthigter Kleidung frey und ohnentgeltlich mütterlich zu versorgen, nicht

weniger die Söhne, fals sie zu einem Handwerck Lust haben mögten, solches auf ihre Kosten lernen zu lassen und ihnen wärend den Lehrjahren, und so lange sie die beregte paterna behelt, den Unterhalt in Kleidern zu geben. Und gleichwie nun

§ 8.

Vormündere mit obigen, von der Wittwe übernommenen praestandis friedlich zu seyn Ursache haben und solche Acceptiren, auch Tutor des Defuncti Kinder erster Ehe die der Tochter geschehenen Schenkung der Kleider, Tutor der Kinder zwoter Ehe aber besonders die Mütterliche generositet und Güte wegen der seinen Pupillen noch außer ihrer Väterlichen Erbportion expromittirten alimenten mit Danck erkennet, die Mutter auch noch generaliter sich verbindet alle auf die massam haftende Schulden, sie mögen bereits itzo bekannt seyn oder sich künftig erst hervor thun, allein und ohne Zuthun ihrer resp. Stief- und Leiblichen Kinder abzuhalten: So renunciren

§ 9.

sowol Tutores in specie nach Erfüllung obiger von der Wittwe übernommenen praestandorum, und wenn Pupilli das ihnen gegenwärtig stipulirte werklich erhalten, allen weiteren Ansprüchen. — —

Schleswig den 28. Febr. 1763.

Christina Dorothea Carstens.
Peter Wolff als Curator.
Asmus Hammerich als Vormund der Kinder erster Ehe.
Jacob Chr. Mohr als Vormund der Kinder letzter Ehe.

(Protokolliert im Schuld- und Pfandprotokoll unter der Witwe Carstens Namen den 6ten März 1763. Nebenbuch 4, 706 ff.)

X.

Heiratskontrakt zwischen Christina Dorothea Carstens geb. Petersen und dem Müller Jürgen Muhl.

15. August 1765.

Zu wissen sey hiemit denen, so daran gelegen, daß zwischen des weyl. Bürgers und Graupenmüllers Hans Carstens nachgelaßener Wittwe, Frau Christina Dorothea Carstens, sub assistentia curatoris als Braut an einem und dem Herrn Jürgen Muhl als Bräutigam am andern Theil nachstehender Ehe-Contract verabredet, beliebet und heute dato voll[er]zogen worden. Sowie nun

§ 1.

die Ehe zwischen obigen Verlobten durch priesterliche Copulation im Nahmen Gottes nechstens vollerzogen werden wird, so soll hingegen

§ 2.

die nach den hiesigen Landes Gesetzen zwischen Ehe Leuten obwaltende Gemeinschaft der Güter in dieser Ehe nicht statt haben, und es wil und soll auch der Ehemann schuldig und gehalten seyn seiner Seits diejenigen Praestanda, welche der Ehefrau nach Maaßgabe des am 28. Februar 1763 errichteten Erb= und Theilungs=Vergleichs obliegen, genauest zu erfüllen.

Stirbet

§ 3.

der Ehemann vor der Ehefrau ohne Leibes=Erben aus dieser Ehe, so sollen an desselben sodanne etwa annoch lebenden Vater H. Matthias Muhl der Pflicht=Theil mit Einhundert Mark und weiter überall nichtes von der Ehefrau als Wittwe ausgekehret werden, die Anverwandten des Ehe=Mannes aber zu aller Zeit keinen Erbtheil zu genießen haben.

Daferne nun aber

§ 4.

die Ehefrau vor ihrem Ehemann, ohne mit demselben Kinder erzielet zu haben, mit Tode abgehet, wird an denselben der halbe Theil der Güter ausgekehret.

Wie aber

§ 5.

wenn der Ehestand mit Kindern gesegnet werden und darauf die Ehefrau vor dem Ehemanne verstirbet, eine Erbtheilung hauptsächlich wegen der Ehefrau leiblichen Kinder voriger Ehe ihrer Maternorum nohtwendig ist und geschehen muß, so läßet sich der Ehemann damit begnügen und ist zufrieden, daß ihm, anstatt der ihm sonsten als Wittwer beykommenden Erb=Portion und ohne auf dessen in die Ehe eingebrachte Güter zu sehen, lediglich ein bester Kindes= oder Sohnes=Theil in der Erbtheilung zugeleget und ausgekehret werde.

Solchem nach sind diese Ehe=Pakten beschriebener maßen von beiderseits Eingangs benannten Contrahenten resp. cum curatore mit guten Vorbedacht und reiflicher Ueberlegung verabredet und geschlossen worden, und dieselben verbinden sich auch unter und gegen einander, selbige bey Verpfändung ihrer Güter und unter Entsagung aller dawieder laufenden Ausflüchten und Behelfen, wie die immer Nahmen haben und erdacht werden mögen, genauest, zu halten und zu erfüllen, zu welchem Ende dann dieselben diesen Ehe=Contract resp. cum curatore eigenhändig unterschrieben und besiegelt, auch in deßen Protocollation consentiret, der vorerwehnter Vater des Bräutigams

H. Matthias Muhl, daß er mit dem für ihn § 3 stipulirten Pflicht-Theil friedlich, sub hypotheca bonorum sich mit unterschrieben hat.

So geschehen Schleswig den 15. Augusti 1765.

Christina Dorothea Carstens. Jürgen Muhl.
Joachim Wilhelm Dubel als erbetener Curator (Amtsglaser). Matthias Muhl.

(Enthalten im Hauptbuch des Schleswiger Schuld- und Pfandprotokolls 2 p. 1500 ff. Im Nebenbuch 5 p. 50 ff.)

XI.

Des Graupenmüllers Jürgen Muhl Schenkung an seine Stiefkinder. 16. Januar 1769.

Demnach ich Endes Unterschriebener Jürgen Muhl, Graupen-Müller, aus gewissen Ursachen mich bewogen gefunden, denen itzt vorhandenen vier Kindern meiner itzigen Ehefrauen aus derselben ersten Ehe als 3 Söhnen und 1 Tochter eine Douceur angedeihen zu lassen und zwar auf den Fall, wenn meine besagte Ehefrau vor mir versterben sollte;

als reservire mich zu dem Ende hiemit bey Verpfändung meiner Güter, daß ich als denn schuldig und gehalten sein will an die vorbesagte drey Söhne meiner Frau erster Ehe baar auszuzahlen und zwar an jeden Sohn 100 Mark, schreibe Einhundert Mark Courant (120 Mk.), wie nich weniger über dis an die eine Tochter selbiger Ehe das beste Bett und ihrer Mutter, meiner jetzigen Ehefrauen, gesamte Kleider und das Leinen-Zeug, was sie an ihrem Leibe getragen; dessen Allen zur wahren Urkunde ich diese Rewersfalls wolwissentlich eigenhändig unterschrieben habe und zwar auch mit der Einwilligung, daß solche nach dem erfolgten Ableben meiner Frau in dem Schuld- und Pfand Protocoll der Stadt Schleswig möge protocolliret werden.

Geschehen Schleswig den 16. Januar 1769.

Jürgen Muhl.

(Nebenbuch des Schuld- und Pfandprotokolls 5, 916 ff.)

XII.

Erbvergleich zwischen Jürgen Muhl und seinen Stiefkindern.
27. Dezember 1770.

Kund und zu wissen sey hiemit, daß, nach dem des hiesigen Bürgers und Graupenmüllers Jürgen Muhl Ehefrau, Christina Dorothea Vormals verwittwet gewesene Carstens, im Mart. ai. praet. verstorben und hierauf so wol die Inventatio als Taxatio ihrer und ihres nachgebliebenen Ehemanns Güther behörig vorgenommen, nunmehro zwischen vorbesagtem der Defunctae Ehemann für sich und in legitimer Vormundschaft seines mit erwehnter Erblasserin erzielten Sohnes Johan Hinrich Muhl an einem, wie auch dem Bürger und Kaufmann Jacob Christian Mohr und dem Bürger und Reifschläger Josias Petersen als gerichtlich bestellten Vormünderen der Verstorbenen Ehefrauen Kinder Erster Ehe, namentlich Asmus Jacob, Hans Hinrich, Anna Catharina und Friedrich Christian Carstens, so resp. den 10ten Mai 54, den 25ten Mart. 57, den 6ten Maii 60, den 1ten Februar 62 gebohren sind, am andern Theil folgender Erb- und Theilungsvergleich wolbedachtlich errichtet und unwiderruflich vollerzogen worden.

§ 1.

Da gleich anfangs die Vereinbarung getroffen, daß der Wittwer die ganze Massam nach einer vor zu nehmenden Taxation annehmen solle, diese Taxation auch in Hinsicht der meubles beschaffet, wegen der Mühlen samt Hauß und übrigen pertinentien aber mit Zuziehung der Kinder Grosvaters Jürgen Carstens und übriger Väterlicher Anverwandten ein gewisser accord getroffen; So ergiebet das mit den Taxations und Vergleichsquantis versehene und von dem Wittwer beeidigte Inventarium, was gestalt die ganze massa

sich betrage	4826 Thlr.	$12^1/_4$ ß;	
wohingegen die gleichfals ad inventarium gebrachte Passiva ausmachen; . . .	3632 =	32 =	
mithin die massa inventarii deductis passivis, ...	1193 Thlr.	$28^1/_4$ ß	
wovon aber noch ferner in Betracht, daß verschiedene Activa theils ungewis theils gänzlich für verlohren zu achten, abgehen, ...	76 =	— =	
als welche Summe Tutores den Umständen und der Billigkeit nach dem Stiefvater bewilligen, wohingegen Er die übrige Activa übernimmt. Es bleibet also nur die theilbare massa . .	1117 =	$28^1/_4$ =	

§ 2.		Transport 1117 Thlr. $28\frac{1}{4}$ ß
An Gerichtskosten noch ferner als Passiva in Anschlag zu bringen	55 Thlr. 36 ß	
Und ist ausgemacht, daß, da denen Kindern Erster Ehe der Verstorbenen Ehefrauen vermöge des zwischen Letzterer und denen Vormündere den 28ten Februar 1763 errichteten Theilungs Vergleichs wegen des Väterlichen unter andern die alimentation, wie auch für die Söhne die freye Erlernung eines Handwercks samt Unterhalt in den Lehrjahren beygeleget, dieserwegen eine Summe von	400 „ — „	
ausgesetzt werden solle.		
Es bleiben also werklich nur zu theilen übrig		661 „ $40\frac{1}{4}$ „
§ 3.		
Gleichwie nun von dieser massa nach Stadtrecht der nachgebliebene Ehemann die eine Hälfte, nämlich . . .	330 „ $44\frac{1}{8}$ „	
erhält: So wird dagegen die andere Hälfte in neun Theile à 36 Thlr. $36\frac{8}{9}$ ß vertheilet, daran jedem Sohne $\frac{2}{9}$ und der Tochter $\frac{1}{9}$, also den Kindern Erster Ehe Namentlich		
Asmus Jacob Carstens . .	73 „ $25\frac{7}{9}$ „	
Hans Hinrich	73 „ $25\frac{7}{9}$ „	
Anna Catharina	36 „ $36\frac{8}{9}$ „	
Friedrich Christian . . .	73 „ $25\frac{7}{9}$ „	
und dem Sohne zwoter Ehe als des Wittwers leiblichem Kinde	73 „ $25\frac{7}{9}$ „	
zu Gute kommen.		

§ 4.

Es behält der Wittwer die gesamte Vier Stief-Kinder vorläufig bey sich und verspricht dieselbe christlich zu erziehen, mit Essen, Trinken, Kleidung, Schuhen und allen nothwendigen sowol in gesunden als kranken Tagen bis zum zurückgelegten 18ten Jahr väterlich zu versorgen, die Tochter im Nehen und Strichen und andern ihr dereinst zu Nutzen kommenden Sachen unterrichten, den Söhnen aber ein Handwerck oder Profession, wozu sie mit Einstimmung der Vormündere geschickt seyn werden, erlernen zu lassen, anbey letztere wäh-

rend den Lehrjahren mit Kleidung und was dahin gehörig zu unterhalten und überhaupt dasjenige zu prästiren, wozu deren Mutter sich in dem Theilungsreceß vom 28. Febr. 1763, wobey es auch ratione dieses passus absque ulla novatione verbleibet, verbindlich gemacht hat. Er reserviret sich aber hiebey ausdrücklich, daß, wenn Er in der Folge es seiner Convenience nicht gemäs finden sollte, die Kinder zu behalten und ihnen die alimente s. w. d. a. zu reichen, es ihm frey stehe, solche denen Vormündern nach vorhergeschehener Vierteljähriger Ankündigung zu überliefern, welche denn schuldig für deren Unterbringung zu sorgen; so wie es ihnen auch frey bleibet, in dem Fall, wenn sie an der Erziehung und alimentation der Kinder etwas zu erinnern finden, dieselben dem Wittwer abzunehmen und anderweitig unterzubringen; wie aber der Stief-Vater, so lange Er die Kinder alimentiret und in den Lehrjahren unterhält, keine Zinsen von denen den Kindern tam ratione paternorum quam maternorum beykommenden gesamten Capitalien erleget; So profitiret Er auch das zu deren alimentation ꝛc. ausgesetzte Quantum von 400 Thlrn. entweder in totum oder in tantum dergestalt, daß, wenn er die Vier Kinder insgesamt bis zum zurückgelegten 18ten Jahre würklich alimentiret, auch die Söhne während den Lehrjahren mit dem erforderlichen unterhalten, mithin solchergestalt die im Theilungs receß vom 28ten Febr. 63 enthaltenen praestanda völlig prästiret haben wird, Er sodann von besagten 400 Thlrn. überall nichts heraus giebet; fals aber die Kinder nur zum Theil die alimentation und den Unterhalt während den Lehrjahren von ihm genossen, er für jedes Kind à Jahr 10 Thlr. schreibe zehn Reichsth., so lange nämlich dasselbe von ihm unterhalten worden, zu gewärtigen und sothanes quantum von der ganzen Summe der 400 Thlr. abzuziehen befugt, das residuum aber an die Vormünder zum Behuef der von ihnen zu besorgenden alimentation auszukehren schuldig seyn solle.

§ 5.

Damit nun auch die Vormünder auf den Fall, wenn der Stiefvater sich der alimentation entschlägt und ihnen die Kinder überliefert, zu Unterbringung derselben desto eher Rath schaffen mögen, ist noch ferner vereinbaret, daß der Stiefvater von dem, was von obgedachten Capital zu bezahlen übrig bleibet, sofort 50 Thlr. in klingender Münze erlegen und ferner alle halbe Jahre eine gleiche Summe in eben der Münze und zwar mit Zinsen zu 4 pro Cent. pro rata sortis et temporis abtragen solle, bis und so lange das ganze Capital berichtiget. Und wie auf diesen Fall der Stiefvater gleichfals von den gesamten den Stief-Kindern beykommenden paternis und maternis die Zinsen zu 4 pro Cent. von dem dato an, da die alimentation in natura aufhöret, zu bezahlen hat, so erhalten auch Tutores die Befugniß nach Gutdünken des Mütterlichen wegen eine halbjährige Loskündigung vorzunehmen. Das Väterliche aber bleibet so lange bey dem Stief-Vater unaufgekündigt

stehen, bis die Kinder das 18te Jahr erreichet; gleich denn auch, wenn der Stiefvater die alimentation continuiret, keine Loskündigung überall stattfindet, ehe die Kinder ihr 18tes Jahr erreichet, da ein jedes seine ratam nach Belieben aufkündigen und nach Verlauf eines halben Jahres fordern kan.

§ 6.

Es müssen hiernächst die Kinder in eben erwehnten Fall, wenn sie nämlich bis zum 18ten Jahr nicht bey dem Vater bleiben, vielmehr von den Vormündern untergebracht werden sollen, mit guter, nothdürftiger Sonn- und Werkeltags Kleidung und Leinenzeug versehen, auch rein und gesund denen Vormündern überliefert werden. Es ist hier aber von unheilbaren Krankheiten und Schäden, womit etwa ein oder anderes Kind befallen werden mögte,[1] die Rede nicht. Auch sind Tutores zufrieden, wenn der Stiefvater die Kinder solchergestalt in Kleidern hält und abliefert, wie Er sie bisher gehalten hat. Ueberdem aber läst sich der Stiefvater noch den Kindern zu gute gefallen, daß, in so fern ein oder anderes von ihnen nach Gottes Willen vor dem 18ten Jahre sterben sollte, des Verstorbenen Antheil an dem zum Behufe der alimentation ausgesetzten quanto nicht an die massam zurück fallen, sondern den übrigen Pupillen verbleiben und ihnen lediglich zu nützen kommen.

§ 7.

Damit nun auch consistire, was die Stiefkinder überhaupt an paternis zu fordern haben: So ist anzumerken, wie denen selben

1. des väterlichen wegen aus der mit ihrer Mutter, der itzt verstorbenen Erblasserin, zugelegten Theilung und der den 28ten Febr. 63 errichteten, den 6ten Mart. d. a. protocollirten Theilungsacte beykommen an Capital		455 Thlr. — ß
wovon jeden Sohnes Theil . .	130 Thlr. — ß	
der Tochter Theil aber	65 = — =	
2. Sind den Söhnen vermöge des d. 16ten Januar a. p. von dem Stiefvater ausgestellten d. 9ten Märt. protocollirten Revers von dem Vater zugestanden und expromittirt	100 = — =	
Der Tochter aber competiren nach eben diesen Revers das beste Bett und der Ehefrauen gesamte Kleidung nebst Leinenzeug, welche insgesamt den Vormündern bereits extradirt sind.		

1) Einer von den drei Brüdern hatte ein starkes Bruchleiden. Vergl. p. 63.

Und endlich betragen

3. nach dem § 3 dieses Vergleichs die materna	257 Thlr.	$18^2/_9$	ß
Sie haben also zusammen	812 =	$18^2/_9$	=
welche Summe denn nebst denen zu ihrer alimentation ausgesetzten	400 =	—	=

vorläufig bei dem Stiefvater stehen bleiben.

§ 8.

Und wie nun der Stiefvater die ganze massam für das quantum taxatum cum commodo et onere dergestalt übernimmt, daß Er alle und jede auf die massam haftende in inventario und protocollo profess. designirte sowie sonstige etwaige unbekannte Passiva ohne Zuthun der Kinder abhält, die denen Kindern zustehende paterna samt dem praecipuo von 100 Thlrn. auch unter den passivis mitbegriffen; So verbleiben dieserwegen denen Kindern die aus dem Theilungsrecess vom 28ten Febr. 1763 und ex protocollatione acquirirte jura. — —

Schleswig den 27. December 1770.

Jürgen Muhl.
Jacob Christian Mohr
Josias Petersen
als Vormünder.

(Nebenbuch im Schuld- und Pfandprotokoll 5, 1180 ff.)

XIII.

Lehrkontrakt für Asmus Jakob Carstens.

25. Juni 1771.

Zwischen dem Herrn Hofagenten Christian Bruyn, Weinhändler hieselbst, und den Herrn Kaufmann Jacob Mohr und dem Reifschläger Josias Petersen aus Schleswig als gerichtlich bestellte Vormünder des Pupillen Asmus Jacob Carstens aus Schleswig ist folgender Lehrcontract verabredet und beschlossen.

Asmus Jacob Carstens tritt vom 1. August anno 1771 auf fünf nach einander folgende Jahre als Küferlehrling in die Weinhandlung des Herrn Hofagenten Christian Bruyn und dient demselben nach Beendigung seiner Lehrzeit noch zwei Jahre als Küfer, verspricht während dieser Zeit seinem Principal ehrlich und treu zu dienen, sich dem Geschäfte nach Kräften anzunehmen und den Nutzen der Handlung in jeder Weise zu fördern sich zu bemühen, auch Niemand von der Handlung etwas zu offenbaren.

Dagegen verpflichtet sich Herr Christian Bruyn seinen Lehrling mit Beköstigung und Logis und Kleidung und Schuhwerk während seiner ganzen Lehrzeit und während der zwei Jahre, daß er noch als Küfer dient, zu versehen, ihn einen christlichen Lebenswandel führen zu lassen, fleißig zur Kirche und Abendmahl zu halten, ihn auch in seiner Handlung so zu unterrichten, daß er nach beendeter Lehrzeit als ein tüchtiger Küfer sein Unterkommen finden wird.

So verabredet Eckernförde den 25. Juni 1771.

Christian Bruyn.
Jacob Mohr.
Josias Petersen.

(Aus dem früheren Vormundschaftsarchiv.)

XIV.

Vorstellung des Majors v. Lewetzow auf Schönhagen an den Rat, den Muhlschen Konkurs betreffend.

1. Juli 1773.

Nachdem Supplicatus (Muhl) die gegen ihn klagbar gewordenen Creditores unter Aufopferung vieler Kosten lange hingehalten, so hat er endlich vor kurzem selbsten bonis cediret und wie die Herren Officiales in Gefolge dessen die Versiegelung vorzunehmen gewilliget geworden sind, so ist das ganze Hauß nicht allein von allen Geräthen und Meublen entblößet, sondern auch sonsten überall nichts vorhanden gewesen.

Wir haben grosse Ursache zu befürchten, daß Supplicatus entweder selbst oder durch andere vieles zum Nachteil derer creditorum bey Seite geschaffet haben müsse und sich vielleicht mit dem ehestem gar unsichtbar machen möge, dergestalt, daß wir alsdann den sonst a cedente zu präſtirenden Manifestations-Eyd nicht mehr erhalten können. Wir müssen daher von der sonst gewöhnlichen Regel, daß der Cedens und sein Hausgenoßen erst post publicationem sententiae prioritatis et confectum inventarium solches zu beeydigen pflege, quoad praesens aus den angezeigten richtigen Ursachen eine Abweichung machen und wollen dem zu Folge geziemend bitten:

Es wollen Ew. HochEdelgeb. und Ew. HochEdlen den Supplicatum, seine Haushälterin und das Mädchen und den Stiefsohn zum nächsten Gerichtstag zu citiren und diese Leute insgesamt dahin anzuhalten geneigen, daß sie vermittelst eines cörperlichen zu präſtirenden Eydes erhärten sollen, wie sie so wenig selbst als durch andere etwas von des cedentis Sachen und Effekten zum Nachtheil der creditorum bey Seite geschaffet, noch auch wüsten, wo etwas vorhanden, welches sie sonsten ihrem Eyde gemäß getreulich zu offen-

bahren gehalten seyn wollen, und dazu wollen dieselben durch behörige Zwangmittel im etwaigem Weigerungsfall anzuhalten geneigen; wenn aber etwas von diesem oder jenem angezeiget werden solte, so wollen Ew. HochEdelgebohren und Ew. HochEdlen dieserwegen das rechtliche zu veranstalten geneigen.

(Aus den Muhlschen Konkursakten.)

XV.

Vorstellung des Majors v. Lewetzow auf Schönhagen an den Rat, den Muhlschen Konkurs betreffend.

2. Juli 1773.

Wegen desjenigen Umstandes, daß unser gemeinschaftlicher Debitor, der Graupenmüller Jürgen Muhl, vor kurzem bonis cediret und seine Güter an seine Gläubigere übergeben hat, sind wir und die übrigen Gläubigere desselben nunmehr domini davon geworden.

Wir können daher dem cedenti nicht das geringste daran zugestehen und werden es ihm ebenfals nicht weiter gestatten können, daß er in dem Hause und auf der Mühle bleibe, noch weniger aber können wir ihm, als einem so muthwilligen Banquerottirer es einräumen, daß er durante concursu irgend einige alimenten erhalte. Denn er kann praestitis praestandis als ein junger Mann, der mit seinen Händen sich den Unterhalt verschaffen kann, auf eine andere Weise etwas verdienen, ohne daß wir ihm als einen Faulen füttern und den Schaden für die creditores noch vergrößern sollten. Die Mühle selbst muß nothwenig unter der Aufsicht und in Administration genommen werden, damit vorgängig zum Nutzen der massae mit selbiger verdienet werden kann.

Zu dem Ende wollen wir demnach den Herrn Stadtvoigt Jördening dahin in Vorschlag gebracht haben, daß er sich sowohl der curae bonorum überhaupt annehmen und das officium curatoris bestmöglichst und gewißenhaft verwalten möge, sondern daß er auch die obbesagte Mühle in die behörige Administration nehme, einen Gesellen bis weiter darauf engagire und gegen die gesamte creditores Rechnung davon ablege. Hierzu hat beregter Herr Stadtvoigt gegen unsern aufenbenannten advocatum causae, welcher ihm dieses officium vorgeschlagen, sich bereitwillig erkläret, dahero werden wir also bei Ew. Hochedelgebohren und Ew. Wohledlen ergebenst und gehorsamst bitten müssen.

(Aus den Muhlschen Konkursakten.)

XVI.

Ganz demütiges Gesuch und Bitten abseiten der Christina Catharina Detlefſſen, gewesener Haushälterin bei Muhl, cum curatore.

5. August 1773.

Ew. Hochedelgeb. und Woledelg. wird es annoch in geneigten Behalt schweben, wie daß der Herr Muhl seine Güther und Effecten vor kurtzen seine Gläubiger zum Preyße gegeben, ich hingegen die Haushaltung, so lange von der Mühle noch den Genuß hatte, ohne Zuschub fortgesetzet und nach Abnahme der Mühle, da ohngefähr vor 8 Tagen mir 2 Mk. Alimentations-Gelder von Ihren Stadtvoigt Jörbening als curator bonorum ausgetheilet worden, annoch führe.

Vor Empfang der 2 Mk. hatte bereits, da nur wenige Einkünfte von der Mühle hatte, 3 Mk. 8 ß von der Frau Klinckern aufgeborget, indem ich täglich für uns zwei Dienstmägdgen und 4 Kinder die Lebens-Mitteln herbeyzuschaffen hatte.

Der älteste Stiefsohn des Herrn Muhls hat mir zwar zum Danke, daß ich so lange bei seinen Eltern gedient und ihn im Hause seines Stiefvaters immer wohl gehalten, 2 Mk. geschenckt, aber mehr kann er nicht thun. Wir müssen doch, so lange Concurs da ist und die Haushaltung fortgesetzt werden muß, unterhalten werden.

Der Credit ist durch unseren gehabten Herrn verlohren und erloschen! Herr Stadtvoigt Jördening will sich zu keinen Alimentations-Gelder nicht ehender verstehen, bis Er von Ew. Hochedelgeb. und Wohledelgeb. eine gehörige Anweisung erhalten.

Wie ich nun dann und die Stiefkinder und Herrn Muhls jüngster Sohn und das Mägdgen doch unmöglich vom Winde leben können und nothwendig die Woche zwey Thlr. 24 ß zur Haushaltung bedürfen, da bereits uns die Eincünfte von der Mühle beschnitten worden, indem dieselbe nun einem Gesellen anvertrauet worden und wovon derselbe Rechnung abzulegen hat:

Dieserhalben bitte ich hiedurch Ew. Hochedelgeb. und Woledelgeb. gantz demüthig: dieselben wollen geneigtest geruhen und mir für uns die gehörige Alimentations-Gelder, bis dahin der Concurs geendigt ist, zufließen lassen, mithin mir eine Assignation auf Ihren Stadtvoigt Jörbening als curator bonorum gerechtest ertheilen. In Erwartung einer geneigten Erhörung verharre mit besonderen Respect Ew. Hochedelgeb. und Ew. Woledlgeb. demüthige Magd

Christina Catharina Detleffen.

Matthias Detleff Haack als erbetener Curator.

(Aus den Muhlschen Konkursakten.)

XVII.

Erklärung der Vormünder, die Ansprüche ihres Pupillen Asmus Jakob Carstens an Muhls Konkursmasse betreffend.

20. Sept. 1773.

Pro Justificatione passus 23 beziehen Justificantes, die gerichtlich bestellten Vormünder der Stief-Kinder des Cedenten, sich auf ihre gethane Angabe und die darin angegebene Pöste mit ganz gehorsamster Bitte, daß sie

Quoad numer. 1mum

sowohl mit den ihren Pupillen in der Theilung nach ihrem verstorbenen Vater an baarem Gelde zugelegten 455 Rthlr., als auch mit dem für die von ihrer verstorbenen Mutter bey vorgedachter Theilung übernommene Alimentation und freye Erlernung eines Handwerks in der mit dem Cedenten ratione maternorum errichteten Theilung festgesetzten Quanto von 400 Rthlr. salva liquidatione inter hypothecarios protocollatos secundum datum factae protocollationis der in der Angabe allegirten väterlichen Theilungs Acte classificiret werden, zumal es hoffentlich nicht dem geringsten vernünftigen Zweifel wird unterzogen werden können, daß Justificantes so wie mit dem ersten also auch mit dem letzten Posten den gebetenen locum bekommen müssen, indem das Debitum alimentationis und die freye Erlernung eines Handwerks für die Söhne schon in der väterlichen Theilung gegründet und nur das Quantum desselben in der mütterlichen Theilung und zwar n. b. absque ulla novatione der väterlichen Theilung bestimmt worden ist, daher dasselbe auch alle aus der väterlichen Theilung und deren Protokollation entspringende Gerechtsame und Vorzüge behalten muß. Hiernächst bitten Justificantes

quoad numer. 2dum

in Hinsicht der ihren Pupillen aus dem von dem Cedenten unter dem 16ten Januar 1769 ausgestellten und den 9ten Mart. ejusd. ann. protocollirten Revers competirenden 100 Rthlr. locum inter hypothecarios protocollatos secundum datum factae protocollationis dieses Reverses; wobey sie zugleich anzeigen, daß die in der Angabe profitirte Zwey Küßen zu einem Bette ihnen extradiret worden sind. Ferner bitten Justificantes

quoad numerum 3tium

daß sie sowohl mit dem ihren Pupillen ratione maternorum nach Anleitung der in der Angabe angeführten mütterlichen Theilung zugetheilten Erb-Quanto von 257 Rthlr. 18¾ ß als auch mit demjenigen, was sie in termino liquidationis zu specificirendermaßen für die Bekleidung ihrer Pupillen, nachdem sie ihnen ausgeliefert worden sind, ausgeleget und bezalet haben, inter hypothecarios pro tocollatos secundum datum factae protocollationis der vorangeführten mütterlichen Theilungs-Akte zu collociren.

Übrigens müßen Justificantes annoch anzeigen, daß der älteste ihrer Pupillen, Asmus Jacob, schon vor zweyen Jahren bei dem Herrn Christian Bruyn in die Lehre gegeben und mit demselben ein solcher Contract gemacht worden, daß er ihn die ganze Lehrzeit hindurch an Kost und Kleider frey halten solle. Da also Cedens seit der Zeit, daß dieser Pupill bey dem Herrn Bruyn gewesen, mit der alimentation desselben nichts zu thun gehabt hat, in der obangeführten Theilungs-Acte und in dem nachher ausgestellten Revers aber stipuliret worden ist, daß Cedens nur so lange, als er die Kinder alimentirt und in den Lehr-Jahren unterhält, von den Erb-Geldern der Kinder keine Zinsen erlegen dürfe, So werden Justificantes mit Bestand Rechtens verlangen können, daß ihrem obgedachten Pupillen von der Zeit an, daß er bei dem Herrn Bruyn in der Lehre gewesen, die Zinsen sowol von seinem Paternis et maternis als wie auch von den ihm aus dem mehrangeführten Revers beykommenden 100 Mk. ex massa cedentis ausbezalet werden, daher dann Justificantes in Hinsicht dieser näher zu bestimmenden Zinsen locum inter hypothecarios secundum datum factae protocollationis resp. der väterlichen und mütterlichen Theilung und des quaest. Reverses gebeten haben wollen.

(Aus den Muhlschen Konkursakten.)

XVIII.

Replik der Gläubiger auf die Erklärung der Vormünder vom 20. September 1773.

10. November 1773.

Contra passum 23 protocolli professionis und den a tutoribus pupillorum getanen Justifications-Antrag erwiedern Creditores, daß sie die in ejus sub numero 1mo justificirten 455 Rthlr. secundum datum protocollationis der väterlichen Theilungsacte nemlich den 6ten Mart. 1763 zwar passiren lassen wollen; was aber die alimentation und die Erlernung eines Handwercks betrift, so ist denen Pupillen solches alles in dem ersten Theilungsvergleich wohl versprochen und es ist ihnen auch die alimentation bis dahin würcklich gereichet worden. Indessen ist gleichwohl dieserwegen erst in dem zweyten mit dem Cedente selbst errichteten Theilungs-Vergleich vom 27ten Dec. 1770 festgesezzet worden, daß für die alimentation und freye Erlernung eines Handwercks samt Unterhalt in den Lehrjahren eine Summe von 400 Rthlrn. ausgesezzet sein solle; wobey man aber zugleich in dem §^pho^ 4to desselbigen Vergleichs bestimmt hat, daß Cedens für jedes von den Vier Kindern à Jahr 10 Rthlr. durante alimentatione solle zu gewärtigen haben und solches quan-

tum von den vorberegten 400 Rthlr. solle abziehen können. Es ist also auf solche Art weit gefehlet, daß Tutores die ganze Summe von 400 Rthlr. prätendiren können, immaßen Creditores es sich vorbehalten in termino liquidationis annoch näher beyzubringen, wie viele Jahre der Cedens die Kinder alimentiret und gekleydet habe et hoc facto wird dann mit nichten das totum sondern nur das residuum a tutoribus gefordert werden können. In Hinsicht dieses residui ist übrigens im geringsten nicht der unterm 6ten Mart. 1763 protocollirte Theilungs-Vergleich zur Richtschnur anzunehmen, sondern es muß vielmehr aus der Ursache, weil in dem letzterem cum cedente unterm 27ten Dec. 1770 geschlossenem und den 16ten Jan. 1771 protocollirtem Theilungs-Vergleich allererst das ganze quantum von 400 Rthlr. entstanden und stipuliret geworden ist, nach dem dato dieser ebengedachten protocollationis beurteilet werden. Und dahero wollen denn Creditores contradicentes bitten, daß Justificantes in Hinsicht der von ihnen praetense justificirten 400 Rthlr. nur mit dem Quanto, welches in termino liquidationis näher ausfündig gemacht werden soll, secundum datum der am 16ten Jan. 1771 geschehenen protocollationis des unterm 27ten Dec. 1770 cum cedente geschlossenen Theilungs-Vergleichs collociret werden sollen.

Quoad numerum 2dum

lassen creditores die daselbst justificirte 100 Rthlr. gebetenermaßen secundum datum factae protocollationis des Reverses passiren und sind damit zufrieden, daß Tutores haben gestehen müssen, wie ihnen die in der Angabe bemerckte 2. Küssens ausgeliefert worden seyn.

Quoad numerum 3tium

wollen creditores denen justificantibus ebenfalls die profitirtermasen justificirte 257 Rthlr. 18²/₉ ß nach dem dato protocollationis des Teilungs-Vergleiches vom 27ten Dec. 1770 passiren lassen; inzwischen müssen sie wegen desjenigen annexi, was tutores von der Bekleidung derer Pupillen angeführet haben, erinnern, daß cedens seine Kinder nach Inhalt des Theilungs-Vergleichs ejusque §pho 6to nur mit guten und nothdürftigen Sonn- und Werckelstags-Kleidung hat halten sollen. In so ferne sie also die nothdürftigen Kleyder, wesfals Tutores werden zu erweisen haben, was und wieviel daran gefehlet habe, nicht gehabt haben, so ist ihnen das fehlende zwar eodem loco zu bewilligen, allein nullo modo können creditores den tutoribus alles, was sie in Überfluß etwa angeschaffet, überhaupt zugestehen, bevorab da noch nicht wohl die quaestio ausgemacht worden, wie viele Kleidungsstücke die Kinder zur Nothdurft haben müssen und wie wenig sie dagegen nur gehabt haben. Es bitten dannenhero creditores, daß justificantes in defectu illius probationis mit ihrem Antrag wegen der Kleydung ab hac massa mögen abgewiesen werden. Was endlich aber die für den ältesten Pupillen geforderte Zinsen betrift, so wollen sie solche von der in termino liquidationis ausfündig zu

machenden Zeit an, da die alimentation würcklich aufgehöret, wegen der in dem §pho 5to des letzten Theilungs-Vergleichs enthaltenen Verfügung auf Weisung des Rathes mit 4 p. C. gebotenermassen passiren lassen.

(Nach den Muhlschen Konkursakten.)

XIX.

Kontrakt zwischen der Stadt und Jürgen Muhl, die Überlassung eines neuen Mühlenplatzes betreffend, vom 14. Mai 1767. Für den Käufer der Mühle, Hansen Lundt, erneuert den 18. Septemb. 1773.

Kund und zu wissen sey hiemit Jedermänniglich, insonderheit aber denen, so daran gelegen: Nachdem die auf dem Galberg belegene Graupen-Mühle abgebrandt und befunden worden, daß der Platz, worauf die Mühle gestanden, zu nahe an der Heerstraße sey und daher eine gefährliche Lage habe, indem leicht ein Unglück durch schüchtere Pferde entstehen Könte, verschiedene Adeliche und andere aus Angeln auch dieserwegen Vorstellung gethan und Sr. Hochfreyherrl. Excellence, der Herr Geheime Rath und Statthalter Baron von Dehn, dem hiesigen Magistrat unterm 2ten April eröfnet, wie man dahin zu sehen hätte, daß diese Mühle an eine bequemere Stelle verlegt würde; So ist zwischen Bürgermeistere und Rath wie auch Deputirten Bürgern der Stadt Schleswig für sich und ihre successores in officio und im Namen der ganzen Gemeine an einem und dem itzigen Eigner der Mühle Jürgen Muhl am andern Theil folgender unwiederruflicher Vergleich und Contract wegen Verlegung dieser Graupen-Mühle mit wohlbedachtem Muthe und reiflichem Rathe beliebet, errichtet und geschlossen worden.

§ 1.

Bleibet der zwischen der Stadt und dem vormaligen Besitzer dieser Mühle, Jürgen Carstens, unterm 15ten May 1739 geschlossener Contract, in so weit solcher nicht durch den gegenwärtigen Vergleich ausdrücklich geändert worden, in seiner völligen Kraft und wird außer denen veränderten, in diesem Contract näher beschriebenen Puncten auf die neu zu erbauende Mühle wie auch das etwa zu erbauende Neue Müller-Hauß wörtl. Inhalts extendiret; zu dem Ende denn solcher Abschriftlich diesem instrumento angehänget worden.

§ 2.

Wird abbrandtem Jürgen Muhl in der öbersten Stadt-Koppel ein Stück Land 260 Fuß lang, nach Osten 100 Fuß und nach Westen 118 Fuß

breit, unentgeltlich gegeben und so gleich eingeräumt, wo er, so weit wie möglich von dem Wege entfernt, die Mühle bauen könne. Er muß aber eine haltbare Befriedigung um die Mühle aufführen, jedoch mit dem etwa zu setzenden Graben und Zaun nicht über die ausgewiesenen Gränzen weichen, mithin damit nicht in die Koppel einrücken. Ferner wird demselben auch

§ 3.

die schmale Strecke Landes von der Ecke der alten Mühlen-Koppel gleichfals unentgeltlich übertragen, jedoch mit dem Bedinge, daß er mit dem Graben und Zaun 4 Fuß von dem Pflaster der Land-Strasse abbleibe und daß er in Ansehung der Durchfahrt nach St. Jürgener Koppel sich mit den Einwohnern zu St. Jürgen in der Güte setze und dafür sorge, daß die Zäune an der Land-Straße jederzeit im guten Stande gehalten werden.

§ 4.

Stehet es dem Müller frey, fals er ein ander Müller-Hauß zu bauen resolviren sollte, das Hauß an einem ihm bequemen Orte des ihm ausgewiesenen fundi zu bauen, wenn er nur damit nicht über die vorbeschriebene Gränzen des ihm eingeräumten Landes tritt und den Weg beenget; So wie es demselben gleichfals freystehet, die Einfahrt nach der Mühle zu machen, wo er will.

§ 5.

Da nun oftbemeldter Jürgen Muhl hiedurch ein gut Stück Land gewinnet, die Stadt hingegen einen nicht geringen Theil der Koppel dabey einbüsset; So verpflichtet sich eben bemeldter Muhl dieserwegen Vier Rthlr. recognition alljährig mehr, als bisher geschehen, an der Stadt zu bezahlen, daß also alljährig und jedes Jahr auf Martini 16 Rthlr. schreibe sechszehn Reichsthlr. in allen entrichtet werden, als Zehn Rthlr., welche aus dem obangezeigten alten Contract entspringen, Zwey Rthlr. wegen des disseits des alten Mühlen-Platzes belegenen und bereits eingehegten Landes, welches dessen Verwesern als Besitzern der Mühle eingethan worden, und Vier Rthlr. für das itzo abgetretene Land.

§ 6.

Jedoch wird für das itztlaufende 1767te Jahr statt der zuletzt erwehnten 4 Rthlr. nur Ein Rthlr. bezahlt, mit denen Pächtern der Koppel wegen des Schadens dieses Jahr nur zwey Rthlr. in allen vergütet werden. —

§. 7.

Wird bemeldtem Muhl verstattet, durch eine von ihm in seiner Befriedigung zu setzende und von ihm zu unterhaltende Pforte oder Steg das benöthigte Wasser aus der Tränke beregter Stadt-Koppel zu holen und sich zu nutzen zu machen. —

§ 8.

Sollte der itzige Eigner ein neues Müller-Hauß bauen und daß alte nicht niederreissen, so wird von dem alten Müller-Hause alljährig zwey Rthlr. Contribution bezahlt, jedoch bleibet es von der ordinairen Einquartierung eben so wie die in St. Jürgen belegene, zur Stadt gehörige, im Catastro mit aufgeführte Häuser befreyet, wohingegen die gedoppelte Schatzungen gleich denen St. Jürgen-Häusern abgetragen werden; auch bezahlet der künftige Bewohner, wenn er Bürgerl. Nahrung treibt, die gewöhnliche Nahrungsteuer, im übrigen aber werden die in obigen Fall von dem Alten Hause zu erlegende Zwey Rthlr. Contribution in dem quanto der auf Sechzehn Rthlr. überhaupt bestimmte recognition hinwiederum gekürtzet, so daß der Müller alsdenn nur der Mühle und des zu erbauenden Neuen Hauses wegen in allen Vierzehn Rthlr. bezahlt.

§ 9.

Da der Müller nach dem angebogenen älteren Contract § 5to verbunden zu Kriegs-Zeiten diejenigen praestanda, wozu die übrige Priviligirte Eingesessene hieselbst verbunden, pro rata mit abzuhalten, so wird hiedurch zur Vorbeugung künftiger zu besorgender Weitläuftigkeiten festgesetzet, daß die Verhöhung der Recognition demselben hierinnen nicht praejudiciret, vielmehr das vorhin festgesetzte Recognitions-quantum pro norma angenommen werden solle.

§ 10.

Ist der Eigner dieser Mühle und des daran liegenden Grundes nicht bemächtiget, mehrere Wohnhäuser als in §^phis^ 4 et 8 bemeldter Häuser zu bauen und solche an andere zu verkaufen und zu vermiethen, wobey es ratione des Verkaufs der beeden Häuser sowol als der neu zu erbauenden Mühle bey dem der Stadt in den älteren Contract reservirten Näher-Kaufsrecht verbleibet und denen künftigen Bewohnern beeder Häuser nach wie vor untersaget ist, sich mit der Auf- oder Verkäuferey zu befassen.

Dessen allen zu wahrer Urkund und steter Festhaltung ist gegenwärtiger Vergleich und Contract in duplo ausgefertiget etc.

So geschehen Schleswig 14. May 1767.

Folgen die Namen der gesamten Stadtvertretung sowie die eigenhändige Unterschrift Jürgen Muhls.

(Nach dem Nebenbuch des Schuld- und Pfandprotokolls unter d. J. 1767.)

XX.

Kontrakt zwischen Jürgen Muhl und dem Rate, die Überlassung eines Bauplatzes für ein Wohnhaus betreffend, vom 15. Dezember 1770. Für den Käufer der Mühle, Hansen Lundt, erneuert den 18. September 1773.

Kund und zu wissen sey hiemit, wasgestalt zwischen Herrn Bürgermeistere und Rath, auch Deputirten Bürgern der combinirten Stadt Schleswig an einem und dem Bürger und Graupen-Müller Jürgen Muhl hieselbst am andern Theil folgender Ueberlassungs-Kontract und Vergleich nach reiflicher Erwägung der Sachen-Umstände errichtet und unwiederruflich vollenzogen worden.

1. Nachdem Herrn Bürgermeistere und Rath wie auch Deputirte Bürgere sich in ao 1767 veranlasset gefunden, dem Graupen-Müller Jürgen Muhl in der am Galberg belegenen großen Stadt-Koppel ein Stück Landes .... zu dem Ende anzuweisen, damit Er hierauf eine Neue Graupen-Mühle .... aufbaue, Erwehnter Muhl auch .... daselbst eine Neue Graupen-Mühle erbauet, So haben

2. Bürgermeistere und Rath samt Deputirten Bürgere dem mehrbenannten Müller Muhl annoch in derselben Koppel ein anderweitiges Stück Landes an der Heerstrase, so von dem zum Behuef der erbauten Mühle eingenommenen Grunde angerechnet bis zu der östlicher Seite befindlichen Quelle in der Länge 154 Fuß und eben in der Gegend der Mühle in der Breite Nördlicher Seite 63, unten an der Wasser-Quelle Südlicher Seite aber 77 Fuß hält, eingeräumet und erb- und eigenthümlich überlassen, damit Er daselbst ein Wohn-Hauß aufführen möge. .... Für sothanes zu Erbauung eines Wohn-Hauses eingeräumtes Stück Landes nun zahlet

4. der Müller Muhl überall keinen Kauffschilling. Er muß aber dagegen sich mit den itzigen Pächtern der Koppel wegen des ihnen dadurch entzogenen Grundes abfinden .... von Maytag 1773 an eine jährliche Recognition von Acht Reichsthalern an die Stadtcasse erlegen, von welchem Quanto Er dann um Martini 1773 die Hälfte mit 4 Rthlrn. bezahlet. .... Und wie übrigens

6. obenerwehnte, von dem Müller Muhl wegen des itzigen Wohnplatzes künftig zu erlegende Recognition von jährlich 8 Reichsth. von eben der Art und Beschaffenheit, als die von besagtem Müller nach Einhalt der vorigen mit seinem Verweser und ihm selbst geschlossenen Contracte bisher zu erlegen gewesene jährl. Abgabe seyn und als augmentum der vorhin stipulirten Recognition betrachtet werden soll, So werden auch die vorhergegangnen Contracte als ... vom 15ten Maii 1739 mit Hans (richtig Jürgen) Carstens wie auch der ... mit dem Contrahente Muhl selbst in ao 1767 geschlossene Contract ..., in so ferne solche nicht durch gegenwärtigen Contract ausdrücklich geändert, auf das zu erbauende Müller-Hauß in allen Puncten und Clauseln extendiret .... Da aber

7. Contrahent Muhl den ihm nach dem Contract vom 15ten Maii 1739 gehörigen Platz, worauf die abgebrandte Mühle und das alte Müller-Hauß gestanden und wesfals Er nebst der Concession wegen der Mühle bezahlet hat . . . . 10 Rthlr.
wie auch das in ao 1762 abgetretene, gleichfals eingefriedigte Stück Landes, wofür er jährl. zahlet . . . . 2 "
zusammen . . . . 12 Rthlr.
an den Einwohner Thomas Klincker in St. Jürgen dergestalt verkaufet, daß Er sich das darauf stehende Müller-Hauß samt Stall abzubrechen reserviret und Käufer mit dem Lande eine jährl. Abgabe von . . . . 2 Rthlr.
übernimmt, beede Collegia auch wieder diesen Handel salvo jure des Näher-Kaufsrechts bey einem etwanigen künftigen Verkauf nichts zu erinnern finden, so haben Contrahent Muhl und künftige Besitzer der Mühle und des jetzigen Müllerhauses aus denen Ersten Contracten pro concessione der Mühlen . . . . 10 Rthlr.
Aus dem Contract de ao 1767 . . . . 4 "
Hiernächst aber nach Ablauf der itzigen Pacht der Galbergs-Koppel und .... vermöge itzigen Contracts also .... Martini 74 zum Erstenmal . . . . 8 "
zu zahlen und mit diesem Quanto der . . . . 22 Rthlr.
aljährlich um Martini zu continuiren, wogegen

8. Thomas Klincker und die künftigen Besitzer des Alten Mühlen-Landes von besagtem Lande jährl. .... 2 Reichsth. gleichfals an die Stadtkasse erlegen, als welche denn auch sich demjenigen, was in den ob allegirten Contracten de 1739 et 67 enthalten, platterdings unterwerfen, auch solchergestalt, wenn sie auf gedachtem Lande wieder ein Hauß bauen wollten, die in angezogenem Contract de 1767 stipulirte praestanda übernehmen und sich aller Verkäuferey enthalten müssen .... wobey

10. nochmalen erinnert wird, daß alle und jede Verbindlichkeiten und Rechte, welche aus den beeden vorhergegangenen Contracten resultiren, in so ferne sie durch gegenwärtiges nicht ausdrücklich geändert, in ihrer völligen Kraft bleiben und Contrahent Muhl als Besitzer des Neu zu erbauenden Hauses und dessen Nachkommen sich nach dem Inhalt der vorhergegangenen Contracte eben so zu richten haben, als wenn solche dieses Neu zu erbauenden Müller-Hauses wegen würcklich geschlossen wären, wie denn auch der Stadt das Näher-Kaufsrecht wegen dieses Neuen Hauses verbleibet ....

So geschehen Schleswig d. 15ten December 1770.

(Protokolliert im Schuld- und Pfandprotokoll der Stadt Schleswig d. 18. Januar 1771. Desgleichen im Nebenbuch.)

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

